

Wilkie Collins



Das Erbtheil Kains

Das Erbteil Kains.

(The legacy of Cain.)

Roman
von
Wilkie Collins

Autorisierte deutsche Uebertragung
von
H. Buzello-Stürmer.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.



Mnemosyne.
Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung
mit Würzburger Anzeiger.
No.84. - No. 150.

Inhaltsverzeichnis

Das Erbteil Kains. (The legacy of Cain.)

Erste Periode: 1858 - 1859. Ereignisse aus dem Gefängnisse, mitgeteilt von einem Gefängnisdirektor.

Erstes Kapitel. Der Direktor erklärt.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Zweite Periode: 1875. Die Mädchen und die Tagebücher.

Elftes Kapitel. Helene's Tagebuch.

Erster Tag.

Zweiter Tag.

Dritter Tag.

Zwölftes Kapitel. Ines' Tagebuch.

Dreizehntes Kapitel. Ines' Tagebuch.

Vierzehntes Kapitel. Helene's Tagebuch.

Fünfzehntes Kapitel. Helene's Tagebuch.

Sechzehntes Kapitel.

Siebzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel. Ines' Tagebuch.

Neunzehntes Kapitel.

Zwanzigstes Kapitel.

Einundzwanzigstes Kapitel. Helene's Tagebuch.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Ines' Tagebuch.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Zweite Periode (Fortsetzung): Die Mädchen und die Tagebücher.

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Helene's Tagebuch.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Siebenundzwanzigstes Kapitel. Ines' Tagebuch.

Achtundzwanzigstes Kapitel. Helene's Tagebuch.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Dreißigstes Kapitel. Ines' Tagebuch.

Einunddreißigstes Kapitel. Ines' Tagebuch.

Zweite Periode (Fortsetzung): Ereignisse in der Familie, erzählt vom Direktor.

Zweiunddreißigstes Kapitel. Die Dame mittleren Alters.

Dreiunddreißigstes Kapitel. Erzählt vom Direktor.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Sechszwanzigstes Kapitel. Vom Gefängnisdirektor erzählt.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Achtunddreißigstes Kapitel. Vom Gefängnisdirektor erzählt.

Neununddreißigstes Kapitel.

Vierzigstes Kapitel.

Einundvierzigstes Kapitel. Vom Gefängnisdirektor erzählt.

Zweiundvierzigstes Kapitel. Vom Gefängnisdirektor erzählt.

Dreiundvierzigstes Kapitel.
Vierundvierzigstes Kapitel. Vom Gefängnisdirektor erzählt.
Fünfundvierzigstes Kapitel.
Sechsendvierzigstes Kapitel. Vom Direktor erzählt.
Siebenundvierzigstes Kapitel.
Dritte Periode: 1876 Helenas Tagebuch wird fortgesetzt.
Achtundvierzigstes Kapitel. Aus Helene's Tagebuch.
Neunundvierzigstes Kapitel. Familienereignisse, erzählt von Fräulein
Gallenlanne.
Letzte Periode. Kämpfe und Siege der Familie. Erzählt vom Direktor.«
Fünzigstes Kapitel.
(Schluß.)
Einundfünfzigstes Kapitel.
Nachschrift.

Für

MRS. HENRY POWELL BARTLEY:

Erlauben Sie mir, Ihren Namen meinem Namen hinzuzufügen, wenn ich diesen Roman veröffentliche. Die Feder, die meine Bücher geschrieben hat, kann nicht angenehmer eingesetzt werden als in Anerkennung dessen, was ich der Feder verdanke, die mir geschickt und geduldig geholfen hat, indem sie meine Manuskripte für den Drucker kopiert hat.

WILKIE COLLINS.
Wimpole Street,
6. Dezember, 1888.

Erste Periode: 1858 - 1859.

*Ereignisse aus dem Gefängnisse, mitgeteilt von einem
Gefängnisdirektor.*

Erstes Kapitel.

Der Direktor erklärt.



Auf die Bitte einer Person, welche Ansprüche an mich hat, die ich nicht zurückweisen darf, entschieße ich mich, eine lange Reihe von Jahren zurückzublicken und Vorfälle zu beschreiben, welche sich innerhalb der Mauern eines englischen Gefängnisses, während einer früheren Epoche meiner Anstellung als Direktor, ereigneten.

Während ich meine Aufgabe in dem Lichte späterer Erlebnisse betrachte, glaube ich weise zu handeln, wenn ich die Freiheit meiner Feder in etwas beschränke.

Ich halte es für das Beste, den Namen der Stadt, in welcher das Gefängnis, welches einst meiner Fürsorge anvertraut war, sich befindet, mit Stillschweigen zu übergehen. Dieselbe Verschwiegenheit werde ich gleicherweise den Personen gegenüber beobachten, von denen einige bereits todt sind, während sich andere noch am Leben befinden.

Da ich genöthigt bin, von einer Frau zu schreiben, welche verdienstermaßen die äußerste Strafe des Gesetzes erlitt, so denke ich, daß es genügen wird, wenn ich sie als »Die Gefangene« bezeichne.

Von den vier Personen, welche am Abend vor ihrer Hinrichtung anwesend waren, mögen drei lediglich durch die Angabe ihres Berufs bezeichnet werden. Ich führe sie hier ein als »Der Kaplan«, »Der Prediger« und »Der Arzt«. Die vierte war ein junges Frauenzimmer. Sie hat keinerlei Anspruch, auf meine Rücksichtnahme und wenn sie erwähnt wird, mag ihr Name genannt werden. Wenn diese Zurückhaltung Argwohn erregen sollte, ich erkläre ich im Voraus, daß sie in keiner Weise die Verantwortlichkeit beeinflußt, welche einem ehrenhaften Manne befiehlt, die Wahrheit zu sprechen,

Zweites Kapitel.



ine der ersten Ereignisse, welche ich erzählen muß, war die Verurtheilung der Gefangenen als Mörderin ihres Gatten.

Sie waren nicht viel länger als ein Jahr verheiratet gewesen. Der Gatte, ein Mann von vornehmer Geburt und guter Erziehung, hatte seine Verwandten durch die Vermählung mit einer Frau, die weit unter seinem Stande war, tödtlich beleidigt. Durch seine eigene grenzenlose Verschwendung war er zur Zeit, als er durch seines Weibes Hand umkam, in Armuth versunken.

Ohne jeden Versuch, ihn zu entschuldigen, verdient er nach meinem Gefühle doch einiges Bedauern, Es kann nicht geleugnet werden, daß er ein ausschweifendes Leben führte und dazu jähzornig und gewaltthätig war. Gleicherweise aber ist es wahr, daß er sich im häuslichen Kreise zärtlich zeigte und, wenn durch geschickt angebrachte Vorhaltungen bewegt, aufrichtig seine Sünden bereute, die er unter Versuchungen begangen, welche für seine schwache Natur übermächtig gewesen. Hätte seine Frau ihn in einem Anfall eifersüchtiger Wuth getödtet oder in gereizter Stimmung, wozu sie, wie dies durch Zeugen bewiesen wurde, genug Veranlassung hatte, so würde sie des Todtschlags schuldig befunden sein und ein gelinderes Urtheil wäre gefällt worden. Da aber der Beweis einer unleugbar wohl überlegten und mit grausamem Vorbedacht ausgeführten That erbracht war, so blieb die einzige Vertheidigung, welche der Anwalt für sie versuchen konnte: Wahnsinn, und die einzige Wahl, welche dem Richterkollegium blieb, war, ein Urtheil zu fällen, welches die Frau dem Tode überlieferte. Jene schädlichen Mitglieder der Gesellschaft, deren verkehrte Sympathien dem lebenden Verbrecher gehören, die aber ganz das todte Opfer vergessen, versuchten sie durch hochtrabende Bittschriften und verächtliche Zeitungskorrespondenzen zu retten. Aber die Richter blieben fest; sie hatten durchaus recht, und das Publikum befand sich in einem bedauerlichen Irrtum.

Unser Kaplan bemühte sich, der Verurtheilten die Tröstungen der Religion zu Theil werden zu lassen. Sie wies seine Dienste zurück, und zwar in einer Sprache, welche ihn mit Kummer und Schrecken erfüllte.

Am Abend vor der Hinrichtung legte der hochwürdige Mann auf meinen Tisch einen Bericht über eine Unterhaltung, welche zwischen ihm und der Gefangenen stattgefunden hatte.

»Es ist noch einige Hoffnung vorhanden,« sagte er, »das Herz dieser Frau dem religiösen Glauben zuzuwenden, ehe es zu spät ist. Wollen Sie meinen Bericht lesen und mir sagen, ob Sie damit übereinstimmen?«

Natürlicherweise las ich ihn. Ex war betitelt »Ein Memorandum« und war folgendermaßen niedergeschrieben:

Bei seiner letzten Unterredung mit der Gefangenen fragte sie der Kaplan, ob sie jemals ein Gebäude betreten habe, das der Verehrung Gottes geweiht sei. Sie erwiderte, daß sie an diesem Ort gelegentlich der Versammlung eines Methodistenpredigers derselben beigewohnt habe; der Ruf des Predigers habe sie angezogen. »Es wäre ihm keineswegs gelungen, aus mir eine Christin zu machen,« sagte sie, »aber ich war von seiner Beredsamkeit ergriffen. Außerdem interessierte er mich persönlich — er war ein schöner Mann.«

In der schrecklichen Lage, in welcher sich die Frau befand, mißfiel dem Kaplan eine solche Sprache ganz besonders; vergebens rief er das Schicklichkeitsgefühl der Gefangenen an. »Sie vermögen Frauen nicht zu

beurtheilen,« antwortete sie. »Die größte Heilige meines Geschlechts, die jemals lebte, liebt es eben so sehr, den Prediger zu sehen wie zu hören. Ist er ein angenehmer Mann, so wird die Wirkung auf sie um so größer sein. Aus jenes Predigers Stimme hörte ich heraus, daß er milde war; und ich brauchte nur in seine schönen Augen zu blicken, um zu wissen, daß er zuverlässig und wahr sei.«

Es war nutzlos, dagegen zu sprechen, da dies bereits vergeblich gewesen. Sorglos und leichtfertig wie sie es beschrieben hatte, war doch ein Eindruck auf sie hervorgebracht worden. Dem Kaplan fiel ein, wenigstens den Versuch zu machen, diesen Eindruck zu ihrem eigenen Seelenheil zu nutzen. So fragte er sie, ob sie den Geistlichen, falls der ehrwürdige Herr in das Gefängnis kommen wolle, auch empfangen würde, »Das kommt darauf an,« sagte sie, »ob Sie mir einige Fragen, die ich Ihnen zuerst vorlegen muß, beantworten.« Der Kaplan willigte ein, vorausgesetzt daß er mit Anstand beantworten könnte, was sie ihn fragen würde. Ihre erste Frage bezog sich auf ihn selbst.

Sie sagte: »Die Frauen welche mich bewachen, sagen mir, daß Sie ein Wittwer sind und daß Sie eine große Familie haben. Ist das wahr?«

Der Kaplan antwortete, daß dies durchaus der Wahrheit entspreche.

Darauf fragte sie, ob der Kaplan und der Methodistenprediger miteinander bekannt seien.

Der Kaplan erwiderte, daß sie vor einigen Jahren Freunde gewesen seien. Als sie dies hörte, schien sie Vertrauen zu fassen. Ihre nächsten Fragen folgten einander sehr schnell wie folgt:

»Ist mein schöner Prediger verheirate?«

»Ja.«

»Hat er Kinder?«

»Er hat niemals Kinder gehabt.«

»Wie lange ist er verheiratet?«

»Soviel ich weiß, etwas über sieben oder acht Jahre.«

»Was für eine Frau ist seine Gattin?«

»Eine allgemein geachtete Dame.«

»Es ist mir gleichgültig, ob sie geachtet ist oder nicht. Ist sie gut?«

»Gewiß!«

»Sind die Verhältnisse ihres Mannes gute?«

»Er hat ein hinreichendes Einkommen.«

Nach dieser Antwort schien die Neugierde der Gefangenen befriedigt. Sie sagte: »Bringen Sie Ihren Freund, den Prediger, zu mir, wenn Sie wollen« — und so endete die Unterredung.

Was sie eigentlich mit diesen Fragen beabsichtigte, ist unmöglich zu errathen. Nachdem nun genau berichtet ist, in welcher Weise die Unterredung vor sich ging, erklärt der Kaplan mit herzlichem Bedauern, daß er keinerlei religiösen Einfluss auf diese abgehärtete Frau auszuüben vermag. Er überläßt es daher dem Direktor, zu entscheiden, ob dem Methodistenprediger vielleicht gelingt, was dem Kaplan des Gefängnisses fehlschlug. Dies wäre noch) die einzige Hoffnung, die Seele der Gefangenen vor der Urteilsvollstreckung zu retten.

Mit diesen ernsthaften Worten schloß das Memorandum.

Obleich nicht persönlich mit diesem Prediger bekannt, hatte ich von vielen Seiten von ihm gehört als von einem vortrefflichen Manne. In der Nothlage, der wir gegenüberstanden, schien es mir, daß er ein besonderes heiliges Recht habe, das Gefängnis zu betreten, vorausgesetzt, daß er bereit sein würde, diese Aufgabe zu übernehmen, die ich als ganz besonders ernsthafte Verantwortung empfand. Zunächst war es erforderlich, zu erfahren, ob wir überhaupt seine Dienste erhalten könnten. Mit meiner

vollen Zustimmung verließ mich der Kaplan, um die Sachlage seinem ehrwürdigen Kollegen vorzustellen. Alle Grüße sende ich Dir in dieser Stunde.«

Drittes Kapitel.

Während meines Freundes Abwesenheit wurde meine Aufmerksamkeit durch einen traurigen, allerdings nicht unvorhergesehenen Zwischenfall in Anspruch genommen.

Ich glaube, es ist allgemein bekannt, daß es nahen Verwandten erlaubt ist, von den zum Tode verurtheilten Verbrechern Abschied zu nehmen. Bei dem Fall dieser Gefangenen, welche nur noch auf die Vollstreckung des Urtheils wartete, suchte Niemand bei den maßgebenden Behörden um die Erlaubniß nach, sie sehen zu dürfen. Ich fragte sie, ob sie irgendwelche lebende Verwandte hätte und ob sie sie gern sehen würde. Sie antwortete: »Jemanden, an dem mir etwas läge oder der sich um mich bekümmerte, außer der allernächsten Verwandten.«

Mit diesen letzten Worten spielte das elende Geschöpf auf ihr einziges Kind an, ein kleines Mädchen — ein Baby sollte ich lieber sagen —, deren erster Geburtstag erst vor wenigen Monaten gewesen war. Der Abschiedsbesuch sollte an dem letzten Abend stattfinden, welchen die Mutter auf Erden lebte, und das Kind wurde jetzt unter der Aufsicht ihrer Bonne in mein Zimmer gebracht.

Selten hatte ich ein frischeres, hübscheres kleines Mädchen gesehen. Sie konnte nur eben allein gehen und genoß mit großem Behagen das Vergnügen, sich von einer Stelle zur andern zu bewegen. Ganz durch eigenen Antrieb kam sie auf mich zu, durch das Blitzen meiner Uhrkette angezogen. Ich half ihr auf meine Kniee, zeigte ihr alle Wunder der Uhr und hielt diese an ihr Ohr. Um jene Zeit hatte mir der Tod meine gute Frau genommen, meine beiden Jungen waren auf Harrow School; mein häusliches Leben war das Leben eines vereinsamten Mannes. Ob ich an vergangene Zeiten erinnert worden, als meine Söhne noch Babies waren, die ich auf den Knieen schaukelte und die auf das Ticken der Uhr horchten — oder ob die freundlose Lage des armen, kleinen Geschöpfes, welches nur eben erst einen Verwandten verloren hatte und auch bald den andern durch einen gewaltsamen Tod verlieren sollte, mich zu tiefem Mitleid bewegten, welches ich nach meinen späteren Erfahrungen nicht leicht wieder empfand, vermag ich nicht recht zu sagen. Ich weiß nur dies: das Herz that mir um dieses Kindes willen weh, während es lachte und aufhorchte; es tropfte etwas auf meine Kette herab, und ich will diese Thräne nicht verleugnen. Etwas Spielzeug, das meiste allerdings zerbrochen, mit welchem einst meine Kinder gespielt hatten, war noch in meinem Besitz; ich bewahrte es gerade wie die Lieblingsschmucksachen meiner Frau, um der Erinnerung willen. Jenes nahm es sich von seinem alten Platze, als die Anziehungskraft meiner Uhr nicht mehr stark genug war. Das Kind griff mit seinen dicken Händchen danach und schrie laut vor Vergnügen. Und der Henker erwartete die Mutter — und, was am schrecklichsten war, die Mutter verdiente es!

Meine Pflicht erforderte, daß ich die Gefangene wissen ließ, daß ihre kleine Tochter gekommen sei. Schmolz das eiserne Herz endlich? Es mochte so sein oder auch nicht; die wieder zurückgeschickte Botin bewahrte ihr Geheimnis. Alles was ich daraus vernahm, war: »Laßt das Kind warten bis ich nach ihm schicke.«

Der Prediger hat versprochen, uns beizustehen; ich empfing ihn in einem andern Zimmer. Nachdem der Kaplan mir seinen Kollegen vorgestellt hatte, zog er sich bedachtsam zurück.

Ich betrachtete vor Allem das Antlitz des Predigers. Es war bemitleidenswürdig blaß und erregt, woraus ich sah, daß er ein sehr

empfindungsfähiger Mann war, der sich nicht immer in der Lage befand, seine Nerven in Schach zu halten wie bei Gelegenheiten, wo an seinen sittlichen Muth appelliert wurde. Ein gütiges, fast möchte ich sagen ein edles Antlitz und eine durchaus gewinnende Stimme nahmen mich sofort für ihn ein. Mit den wenigen Begrüßungsworten, welche ich gesprochen, hatte ich beabsichtigt, ihn zu beruhigen. Sie verfehlten aber durchaus den Eindruck, auf welchen ich gerechnet.

»Meine Erfahrung,« sagte er, »schließt viele traurige Pflichten ein und meine Gemüthsruhe ist in vielen schrecklichen Vorgängen geprüft worden, aber noch nie befand ich mich einem zu Tode verurtheilten Verbrecher, der Frau und Mutter ist. Ich gestehe, daß ich von dieser Aussicht erschüttert bin.«

Ich schlug ihm vor, eine Weile zu warten, vielleicht, daß Zeit und Muße ihm nützen möchten. Er dankte mir, wies dies aber zurück.

»Wenn ich mich einiger Maßen kenne,« sagte er, »so verlieren Schrecken und Vorurtheile ihr Entsetzliches, sobald ich mich ihnen gegenüber befinde. Je länger ich hier bleibe, um so weniger werth werde ich des Vertrauens erscheinen, das man in mich gesetzt hat — ein Vertrauen, welches ich — der Himmel gebe es — zu verdienen meine.«

Nach meiner eigenen Beobachtung der menschlichen Natur fand ich, daß dies weise gesprochen war. So ging ich denn sofort den Weg nach der Zelle voran.

Viertes Kapitel.



Die Gefangene saß auf ihrem Bett und sprach ruhig mit der Frau, welche sie bewachte. Als sie sich erhob, um uns zu empfangen, sah ich, daß der Prediger stutzte. Das Gesicht, dem er sich gegenüber befand, würde meiner Meinung nach Jeden, der es zuerst innerhalb der Gefängnismauern sah, überrascht haben.

Besucher der Gemäldegalerien Italiens, nachdem sie an der unabsehbaren Aufeinanderfolge heiliger Familien ermüdet sind, beobachten, daß unter den italienischen Malern, die Vorstellung von der Madonna auf einen unveränderlichen Familientypus beschränkt ist. Man wird mir kaum glauben, wenn ich sage, daß die persönliche Erscheinung der Mörderin an diesem Typus erinnerte. Sie hatte jenes feine blonde Haar, die ruhigen Augen, die schöngeformten unteren Gesichtszüge und das regelrechte Oval, welches sich in hunderten und hunderten jener konventionellen Kunstwerke, auf welche ich anzuspielen wagte, wiederholt. Denjenigen, welche dies bezweifeln, kann ich nur versichern, daß das, was ich geschrieben habe, ungeschminkte reine Wahrheit ist. Man gestatte mir hierbei hinzuzufügen, daß tägliche Beobachtungen aller Arten Verbrecher, Beobachtungen, welche sich über den Zeitraum vieler Jahre erstrecken, meinen Glauben an die Physiognomie, als einen sicheren Führer bei der Entdeckung des Charakters, beträchtlich verringert haben. Nervöses Zittern wird für Schuld gehalten. Schuld, fest gestützt auf Unempfindlichkeit, erscheint als Unschuld. Einer der gemeinsten Verbrecher, den ich jemals unter meiner Aufsicht hatte, gewann, während er seiner Untersuchung entgegensah, die Sympathien eines Jeden, der ihn sah, sogar die der im Gefängnis angestellten Personen. Herren und Damen, welche mich neulich besuchten, kamen bei einer Menge Männer vorbei, die gerade auf der Sandstraße arbeiteten. Physiognomische Richter unter jenen waren entsetzt über die verbrecherische Abscheulichkeit, welche jedes Gesicht, das sie betrachteten, verrieth. Sie bedauerten mich, daß in nächster Nähe meiner Amtswohnung solch eine Menge Missethäter wären. Ich sah zum Fenster hinaus und blickte auf eine Gruppe ehrenhafter Arbeiter, deren einziges Verbrechen in ihrer Armuth bestand und welche vom Kirchspiel beschäftigt wurden!

Nachdem ich dem weiblichen Wächter gesagt hatte, daß ex das Zimmer verlassen könne, aber in der Nähe auf meinen Ruf warten solle, betrachtete ich nochmals den Geistlichen.

Jetzt, wo er der ernsten Verantwortlichkeit, die er auf sich genommen, gegenüberstand, rechtfertigte er durchaus das, was er mir gesagt hatte. Noch immer blaß, noch immer leidend, war er trotzdem immer Herr seiner selbst. Ich wandte mich nach der Thür, um ihn mit der Gefangenen allein zu lassen. Sie rief mich zurück.

»Ehe dieser Herr mich zu bekehren versucht,« sagte sie, »ist es durchaus nothwendig, daß Sie hier bleiben und als Zeuge dienen.«

Da wir beide geneigt waren, dieser Bitte nachzugeben, so wendete sie sich sofort an den Prediger. »Vorausgesetzt, daß ich Ihre Ermahnungen beachte,« fing sie an, »was versprechen Sie mir Ihrerseits dafür?«

Die Stimme, mit der sie zu ihm sprach, war fest und klar, ein recht bezeichnender Gegensatz zu der zitternden Ernsthaftigkeit, in der er ihr antwortete.

»So verspreche, daß ich in Sie dringen will, zu bereuen und Ihr Verbrechen zu bekennen. Ich verspreche, den göttlichen Segen auf mich

herabzuflehen, daß er mir Kraft gebe, Ihre arme, schuldvolle Seele zu retten.«

Sie sah ihn an und hörte auf ihn als redete er in einer unbekannten Sprache zu ihr, und sie sagte das, was sie zu sagen hatte, so ruhig wie immer.

»Wenn ich morgen gehenkt werde — und vorausgesetzt, daß ich ohne Beichte, ohne Reue sterbe — gehören Sie zu denen, welche glauben, daß ich in einem anderen Leben zu einer ewig währenden Strafe verdammt werde?«

»Ich glaube an Gottes Gnade.«

»Bitte beantworten Sie meine Frage. Wird ein nicht reumüthiger Sünder für ewig bestraft? Glauben Sie das?«

»Meine Bibel läßt keine andere Auslegung zu.«

Sie machte eine Pause und überlegte dem Anschein nach mit besonderer Aufmerksamkeit, was sie danach sagen sollte.

»Als ein Mann von Religion,« fuhr sie fort, »wären Sie wohl geneigt, eher ein Opfer zu bringen als ein menschliches Geschöpf nach einem schimpflichen Tode ewiger Verdammnis zu überlassen?«

»Ich wüßte kein Opfer, das in meiner Macht stünde,« sagte er eifrig, »dem ich mich nicht lieber unterwerfen wollte Sie dem schrecklichen Zustande Ihres Gemüths überlassen.«

Die Gefangene wendete sich zu mir. »Ist die Person, welche mich bewacht, draußen?«

»Ja.«

»Wollen Sie so gut sein und sie herein rufen? Ich habe für sie einen Auftrag.«

Es war klar, daß sie in Allem, was sie bisher gesagt hatte, sich den Weg bahnte, jenen Auftrag zu äußern. Wenigstens so weit ich dies nach meinen schwachen Kräften zu erkennen vermochte.

Die Wärterin erschien und empfing die Botschaft.

»Sagen Sie der Frau, welche mit meinem kleinen Mädchen hergekommen ist, daß ich das Kind sehen muß.«

Vollkommen überrascht gab ich der Bedienung ein Zeichen, auf weitere Aufträge zu warten.

In einem weiteren Augenblicke hatte ich mich vollkommen wieder gefunden und sah ein, wie unschicklich es wäre, wenn ich irgend etwas gestattete, das zwischen den Predigern und sein Werk der Barmherzigkeit als Hindernis treten könnte. In freundlicher Weise erinnerte ich die Gefangene daran, daß sie später noch Gelegenheit habe, ihr Kind zu sehen. »Ihre erste Pflicht,« sagte ich ihr, »ist, zu hören und zu Herzen zu nehmen, was Ihnen der Geistliche zu sagen hat.«

Zum zweiten Male versuchte ich die Zelle zu verlassen. Zum zweiten Male rief mich diese undurchdringliche Frau zurück.

»Nehmen Sie nur den Geistlichen mit,« sagte sie. »Ich will ihn nicht hören.«

Der geduldige Geistliche gab es auf und versuchte mich, seinem Beispiele zu folgen. Widerstrebend gestattete ich die Ausführung ihres Auftrages.

Nach einem kurzen Zwischenraum wurde uns das Kind, welches müde und schläfrig war, gebracht. Die Bonne stellte es auf seine Füße, um es zu ermuntern. Zuerst erblickte es den Geistlichen. Seine glänzenden Augen blieben auf ihm hängen und es blickte ihn ernst und verwundert an. Er küßte das Kind und reichte es nach kurzem Zaudern der Mutter. Das Entsetzliche der Lage überwältigte ihn; er wandte sein Gesicht von uns weg. Ich begriff, was er fühlte; es überstieg fast meine Selbstbeherrschung.

In einem wenig freundlichen Tone sagte die Gefangene zu der Bonne:

»Sie können gehen!«

Die Bonne wendete sich zu mir, während sie in recht auffallender Weise die an sie gerichteten Worte zu überhören schien.

»Soll ich gehen oder bleiben?« Ich schlug vor, daß sie sich in das Wartezimmer zurückziehen sollte. Stillschweigend ging sie sofort. Als sie hinausging, sah ihr die Gefangene mit einem so haßerfüllten Ausdruck nach, daß es der Prediger bemerkte.

»Womit hat jene Person Sie gekränkt?« fragte er.

»Sie ist die letzte Person in der Welt, welche ich gewählt haben würde, mein Kind zu behüten, wenn die Macht, zu wählen, in meiner Hand gewesen wäre. Aber ich war im Gefängnis, ohne irgend ein lebendes Wesen, das mich oder meine Sache vertreten hätte. Nichts mehr davon; meine Leiden werden in wenigen Stunden vorüber sein. Ich möchte, daß Sie sich um mein kleines Mädchen kümmern, für die Ungemach und Leiden erst kommen werden. Finden Sie sie hübsch? Könnten Sie sich für sie interessieren?«

Der Ausdruck des Kammers und des Mitleids in seinem Gesicht antworteten statt seiner.

Das arme Kind schlief friedlich und ruhte an der Brust seiner Mutter. Wurde das Herz der Mörderin durch den göttlichen Einfluss der Mutterliebe besänftigt? Die Hände, welche das Kind hielten, zitterten ein wenig. Zum ersten Male kostete es ihr, dem Anschein nach, eine gewisse Anstrengung, sich zu fassen, ehe sie wieder mit dem Prediger zu reden vermochte.

»Wenn ich morgen sterbe,« sagte sie, »so lasse ich mein Kind hilflos und freundlich zurück, beschimpft durch den schmachvollen Tod ihrer Mutter. Das Arbeitshaus oder eine barmherzige Anstalt kann es aufnehmen.« Sie hielt inne, zum ersten Male überflog ein rosa Schimmer ihr blasses Antlitz; sie gerieth in einen Wuthausbruch. »Wenn ich denke, daß meine Tochter aus Mildthätigkeit auferzogen werden soll! Sie wird der Armuth ausgesetzt sein, sie wird mit Verachtung behandelt werden, sie wird von rohen Leuten zu gemeiner Arbeit verwendet werden. «Ich vermag es nicht zu ertragen, es macht mich toll. Wenn sie vor einem so elenden Geschick nicht bewahrt wird, so werde verzweifelt werden, so werde ich sterben und verfluchen —«

Der Prediger unterbrach sie ernst, ehe sie das nächste Wort aussprechen konnte. Zu meinem Erstaunen schien sie gedemüthigt, sogar beschämt; sie bat ihn um Verzeihung. »Vergeben Sie mir, ich will mich nicht wieder vergessen. Man hat mir gesagt, daß Sie keine eigenen Kinder haben. Macht das Ihnen und Ihrer Frau Kummer?«

Ihr veränderter Ton rührte ihn. Er antwortete traurig und milde: »Es ist der einzige Kummer unseres Lebens.«

Der Plan, welchen sie von dem Augenblicke an, wo der Prediger ihre Zelle betreten hatte, verfolgte, war nun kein Geheimnis mehr. Sollte ich vermitteln? Ich will nur eine Schwäche bekennen, die vielleicht nicht zu meiner Stellung paßte. Ich war so besorgt um das Kind, ich zögerte.

Mein Schweigen ermutigte die Mutter. Mit dem schlafenden Kinde in ihren Armen ging sie auf den Prediger zu.

»Vielleicht haben Sie manchmal daran gedacht, ein Kind anzunehmen?« sagte sie. »Vielleicht können Sie jetzt errathen, was ich meinte, als ich Sie vorhin fragte, ob Sie wohl zu einem Opfer bereit wären. Wollen Sie dies elende, unschuldige kleine Geschöpf mit nach Hause nehmen?« Sie verlor nochmals ihre Selbstbeherrschung. »Morgen ein mütterloses Geschöpf,« brach sie aus, »bedenken sie das.«

Gott weiß, wie ich noch davor zurückbebt! Mir blieb aber keine Wahl; ich mußte diesem vortrefflichen Manne gegenüber an meine Pflicht denken, denn in gewissem Grade war seine kritische Lage durch mein Zögern hervorgerufen. Durfte ich zugeben, daß sich die Gefangene auf seine mitleidige Natur stützte und daß sie ihn in eine Entscheidung hineintrieb, die er in ruhigeren Augenblicken vielleicht Veranlassung zu bereuen hätte?

Ich sprach zu ihm. Gibt es auf Erden einen Mann, der das sagen mußte, was mir auflag, und der zu der verurtheilten Mutter gesprochen haben würde?

»Ich bedaure, daß ich diese Unterredung zugegeben,« sagte ich. »Um Ihrer selbst willen, Herr, antworten Sie nicht!«

Sie warf mir einen wüthenden Blick zu.

»Er soll antworten!« schrie sie.

Ich sah oder glaubte in seinem Gesicht Zeichen der Willfährigkeit zu sehen. »Nehmen Sie sich Zeit,« sagte ich nachdrücklich, »nehmen Sie sich Zeit, ehe Sie eine Entscheidung treffen.«

Sie kam auf mich zu.

»Zeit nehmen?« wiederholte sie. »Sind Sie so unmenschlich, hier bei mir noch von Zeit zu sprechen?«

Sie legte das schlafende Kind auf ihr Bett und fiel vor dem Prediger auf die Kniee? »Ich verspreche, Ihre Ermahnungen anzuhören; ich verspreche, Alles zu glauben und zu bereuen, was eine Frau glauben und bereuen kann. Oh ich kenne mich! Mein Herz, das einmal verhärtet ist, ist kein Herz, das irgend ein menschliches Geschöpf rühren kann. Der einzige Weg zu meiner besseren Natur, wenn ich überhaupt eine bessere Natur habe, ist durch dies kleine Kind möglich. Retten Sie es vor dem Arbeitshause! Geben Sie nicht zu, daß es Almosen empfängt!« Sie sank ihm zu Füßen und schlug mit ihren Händen wie wahnsinnig den Boden?: »Sie wollen meine schuldvolle Seele retten,« rief sie ihm rasend zu; »es gibt nur einen Weg, retten Sie mein Kind!«

Er hob sie auf. Ihre wilden, thränenlosen Augen blickten in stummer Erwartung fragend in sein Gesicht, was schrecklich anzusehen war. Plötzlich, ein Vorgefühl des Todes — des Todes, der schon so nahe war! — schien sie zu durchbeben; ihr Kopf fiel auf des Predigers Schulter. Andere hätten vor dieser Berührung zurückgebebt, Dieser wahre Christ ließ ihn dort ruhen.

Während dieser wahnsinnigen Ungewißheit sammelten sich ihre sinkenden Geister noch für einen Augenblick. Sie war noch gerade fähig, die wichtige Frage zu flüstern:

»Ja oder Nein?«

Er antwortete: »Ja.«

Ein schwaches Aufathmen, das gerade in der Stille hörbar war, zeigte mir an, daß sie ihn gehört hatte. Es war ihre letzte Anstrengung. Er legte Sie auf das Bett neben ihr schlafendes Kind. »Sehen Sie sie an,« war Alles, was er sagte; »wie konnte ich mich weigern?«

Fünftes Kapitel.



Wir brauchten unsern Arzt, um in Eile die Gefangene zum Bewußtsein zurückzubringen.

Als der Arzt und ich zusammen die Zelle verließen, war sie wieder hergestellt und bereit, ihrem Versprechen gemäß auf die Ermahnungen des Geistlichen zu hören, Das schlafende Kind wurde bei ihnen gelassen. Als wir den Korridor betraten, gab ich der Wärterin den Auftrag, auf der Wache zu bleiben und auf ihren Posten zurückzukehren, wenn der Prediger herauskommen würde.

Zur selben Zeit war mein Gefährte etwas vorausgegangen.

Er war geschickt und erfahren innerhalb der Grenzen seines Bereiches, im übrigen ein Mann von furchtlosem Sinne, kühn bis zur äußersten Sorglosigkeit in Bezug auf seine Meinung, und die Sprache hatte er so in der Gewalt, daß er damit Alles erreichte, Ich will noch hinzufügen, daß er gerecht und nachsichtig in seiner Unterredung mit Andern war, und ich habe alle seine schönen Eigenschaften zusammengefaßt. Als ich ihn eingeholt hatte, schien er in Nachdenken versunken.

»Denken Sie an die Gefangene?« fragte ich.

»Ich denke, was wohl in diesem Augenblick in der verdammten Zelle vorgeht«, antwortete er, »und es soll mich wundern, wenn etwas Gutes dabei herauskommt.«

Ich hoffte auf einen guten Erfolg und ich sprach dies aus.

Der Arzt stimmte nicht mit mir überein. »Ich glaube nicht an die Reue jener Frau,« bemerkte er; »und ich halte den Geistlichen für einen sehr schwachen Menschen. Was soll aus dem Kinde werden?«

Es war kein Grund vorhanden, vor meinem Kollegen die wohlwollende Entscheidung zu verheimlichen, welche der gute Prediger getroffen hatte und bei welcher ich Zeuge gewesen war. Der Doktor hörte zuerst mit einem so offenbaren Erstaunen zu, wie ich ein solches noch niemals in seinem Gesicht beobachtet hatte. Als ich fertig war, gab er eine höchst seltsame Antwort:

»Direktor, ich nehme zurück«, was ich soeben über den Methodistenprediger gesagt habe. Er ist einer der kühnsten Männer, die je eine Kanzel betraten.«

Meinte der Doktor dies im Ernst? Wirklich im Ernst, da konnte kein Zweifel sein. Ehe ich ihn noch zu fragen vermochte, wie er dies meinte, war er zu einem Kranken nach der andern Seite des Gefängnisses gerufen. Als wir uns vor der Thür meines Zimmers trennten, bat ich meinen Freund, doch wiederzukommen und mir das, was er eben gesagt, zu erklären.

»Wenn ich bedenke, daß Sie der Direktor eines Gefängnisses sind,« antwortete er, »so sind Sie ein seltsam unvorsichtiger Mann. Sie können doch nicht wissen, ob ich Sie alsdann nicht verwunden werde.«

»Meine Unvorsichtigkeit wagt es daraufhin,« entgegnete ich.

»Bevor ich zugebe, daß Sie diese Gefahr laufen,« sagte er, »erlauben Sie mir etwas: Gehören Sie zu Jenen, welche glauben, daß die Temperamente der Kinder durch zufällige Einflüsse gebildet werden, welche in ihrer Umgebung vorhanden sind? Oder stimmen Sie mit mir überein und sind Sie der Ansicht, daß die Kinder die Temperamente von ihren Eltern erben?«

Der Doktor, so schloß ich, war von des Predigers Entschluß, ein Kind anzunehmen, dessen böse Mutter das abscheulichste aller Verbrechen begangen hatte, noch ganz benommen. Sah sein Geist irgendwelche

ernsthafte Vorbedeutung in jenem Umstande?

Meine Neugierde, ihn zu hören, war um das Zehnfache gesteigert. Ohne Zögern antwortete ich: »Ich stimme mit Ihnen überein.«

Er sah mich mit seinen humoristisch zwinkernden Augen an. »Wissen Sie auch, daß ich die Antwort erwartete?« sagte er schlaue. »Nun gut, ich komme zurück.«

Als ich allein war, griff ich nach der Zeitung.

Meine Aufmerksamkeit war nicht zu fesseln; meine Gedanken waren in der Zelle bei dem Prediger und der Gefangenen. Wie mochte es enden? Zuweilen war ich geneigt, zu zweifeln, wie der Doktor, zuweilen suchte ich in meiner hoffnungsvolleren Ansicht Zuflucht. Diese mäßigen Reflexionen wurden auf angenehme Weise durch die Erscheinung meines Freundes, des Kaplans, unterbrochen.

»Sie sind stets willkommen,« sagte ich, »und gerade jetzt doppelt willkommen. Ich fühle mich etwas abgespannt und bin aufgeregt.«

»Und natürlicherweise,« fügte der Kaplan hinzu, »nicht geneigt, einen Freund zu empfangen,«.

»Ist der Freund einer Ihrer Freunde?« fragte ich.

»Oh, nein! Als ich gerade eben nur durch das Wartezimmer gehen mußte, traf ich dort eine junge Person an, welche mich fragte, ob Sie zu sprechen wären. Sie meint, Sie hätten sie vergessen, und sie ist des Wartens müde. Natürlich) versprach ich, das zu sagen, was sie mich gefragt hatte.«

Als mir die Bonne auf diese Weise wieder in das Gedächtnis gerufen wurde, war es mir, nach dem Vorfall in der Zelle, interessant, sie zu sehen. Mit einem Wort, ich wollte selbst urtheilen, ob sie den Haß, welchen die Gefangene gegen sie gezeigt hatte, verdiente. Ich dankte dem Kaplan, bevor er mich verließ, und ertheilte dem Diener die erforderlichen Befehle. Als sie das Zimmer betrat betrachtete ich das Mädchen zum ersten Male aufmerksam.

Ein jugendliches und frisches Aussehen, eine wohlgebaute Gestalt und eine natürliche Anmuth der Bewegungen, das waren ihre besonderen Vorzüge, insoweit ich zu urtheilen vermochte. Ihre Mängel waren meiner Ansicht nach in gleicher Weise bemerkbar. Unter einer stark hervortretenden Stirn sahen ein Paar stechende Augen auf Personen und Dinge mit einem Ausdruck, welcher nicht nach meinem Geschmack war. Ihr großer Mund — meiner Meinung nach ein weiterer Fehler — würde nach der Ansicht vieler Männer noch Gnade gefunden haben wegen der prächtigen Zähne, welche weiß, schön geformt und grausam regelmäßig waren. Anhänger der Physiognomik möchten vielleicht in der gedehnten Festigkeit des Kinnes das Anzeigen einer hartnäckigen Natur entdeckt haben. Während ich sie zu beschreiben versuche, will ich nicht ihren Anzug übersehen. Die Kleidung einer Frau ist der Spiegel ihres Wesens. Während ich innerlich die trüben und eindrucksvollen Verhältnisse erwog, unter welchen sie das Kind nach dem Gefängnis gebracht hatte, verriethen die hellen Farben ihres Kleides und ihres Hutes entweder gänzlichen Mangel an Gefühl oder gänzlichen Mangel an Takt. Auch muß ich bekennen, daß ich selbst nach eingehender Prüfung in Verlegenheit war, ihre gesellschaftliche Stellung zu bestimmen. Keinesfalls war sie eine Dame. Die Gefangene hatte von ihr gesprochen als sei sie ein Dienstbote, welcher sein Anrecht auf Achtung verwirkt habe. Auch hatte sie das Gefängnis ganz so wie eine Bonne betreten, die ein Kind zu warten hat. Ich tat, was wir Alle zu thun pflegen, wenn wir nicht gescheit genug sind, ein Räthsel zu lösen — ich gab es auf.

»Womit kann ich Ihnen dienen,« fragte ich.

»Vielleicht können Sie mir sagen,« antwortete sie, »wie lange ich noch in diesem Gefängnis warten soll.«

»Die Entscheidung,« erwiderte ich ihr, »hängt nicht von mir ab.«

»Von wem hängt sie also denn ab?«

Ohne Zweifel hatte sich der Prediger allein das Recht erworben, darüber zu entscheiden. Es war an ihm, zu bestimmen, ob dies Mädchen die Wärterin des Kindes, das er angenommen hatte, bleiben sollte oder nicht. Inzwischen ergriff mich ein Gefühl des Mißtrauens, das mich warnte, in dem Gespräch mit dieser Fremden allzu offen zu sein.

Mein Schweigen schien sie zu reizen. »Wenn nicht Sie darüber zu entscheiden haben,« fragte sie, »warum sagten Sie mir denn, ich solle im Wartezimmer bleiben?«

»Sie brachten das kleine Mädchen in das Gefängnis,« fragte ich, »war es daher nicht natürlich, anzunehmen, daß Ihre Herrin Sie brauchen möchte —?«

»Bitte, mein Herr, hören Sie auf!«

Augenscheinlich hatte ich sie beleidigt; ich hörte sofort auf.

»Niemand auf der ganzen Welt,« erklärte sie hochmütig, »hat jemals das Recht gehabt, sich meine Herrin zu nennen. Aus eigenem, freiem Antriebe hütete ich das Kind.«

»Weil Sie es lieb haben?« sagte ich.

»Ich hasse es.«

Es war nicht weise von mir, doch widersprach ich. »Sie hassen ein Kind, das wenig älter ist als ein Jahr!« entgegnete ich.

»Ihr Kind!«

Sie sagte dies mit der Miene eines Menschen, der einen unwiderlegbaren Grund angeführt hat. »Ich bin Niemand Rechenschaft schuldig,« fuhr sie fort. »Wenn ich es für gut fand, mich des Kindes anzunehmen, so geschah es in Erinnerung meiner Freundschaft — beachten Sie gefälligst, daß ich sage Freundschaft — zu dem unglücklichen Vater.«

Da ich Jetzt das, was ich soeben gehört, mit dem, was ich in der Zelle gesehen hatte, verbinden konnte, so kam ich endlich zu dem richtigen Schluß. Dies Mädchen, deren Lebensstellung mir bis dahin ein undurchdringliches Geheimnis gewesen war, stand jetzt enthüllt mir gegenüber als ein weiterer Gegenstand der Eifersucht für die Gefangene während ihrer unglücklichen Ehe. Ein ernster Zweifel stieg in mir auf in Bezug auf das Gefühl, in welchem die Geliebte des Mannes nach dessen Tode wohl handeln könnte. Ich stellte sie sofort auf die Probe.

»Soll ich Sie dahin verstehen, daß Sie irgendwelchen Anspruch an das Kind zu haben glauben?« fragte ich.

»Anspruch?« wiederholte sie. »Ich weiß von dem Kinde nicht mehr, als Sie wissen. Ich hörte zum ersten Male von dem Dasein dieses Wesens, als der hingemordete Vater in seinen letzten Augenblicken nach mir schickte. Auf seine Bitte versprach ich, mich des Kindes anzunehmen, da die erbärmliche Mutter außerhalb des Hauses und in den Händen des Gesetzes war. Ich habe mein Versprechen gehalten. Wenn man erwartet, weil ich das Kind nach dem Gefängnisse gebracht habe, daß ich es auch wieder mitnehme, so verstehen Sie mich wohl: ich bin durchaus nicht verpflichtet, selbst wenn ich dazu im Stande wäre, mir dies Kind aufzuladen; ich werde es der Behörde vom Arbeitshause ausliefern,«

Ich vergaß mich zum zweiten Mal — ich war außer mir.

»Verlassen Sie das Zimmer!« sagte ich. »Ihre unwürdigen Hände werden das Kind nicht mehr berühren. Es ist bereits versorgt.«

»Ich kann Ihnen nicht glauben!« brach die Elende aus. »Wer hat das Kind genommen?«

Eine sanfte Stimme antwortete: »Ich habe es genommen.«

Wir sahen uns um und erkannten den Prediger, welcher in der offenen Thür mit dem Kinde auf den Armen vor uns stand. Die Probe, welche er in der Zelle der Verurtheilten bestanden, war noch in seinem Aeußern sichtbar: er sah ganz verstört und gebrochen aus. Ich war gespannt, ob sein menschenfreundliches Interesse für die Gefangene auf deren schuldvolle Seele Eindruck gemacht habe, zugleich zögerte ich aber, ihn nach den Einzelheiten zu fragen, da ich nur zu deutlich sah, wie sehr er gelitten.

»Nur ein Wort,« sagte ich. »Sind Ihre Befürchtungen geschwunden?«

»Gottes Gnade hat mir geholfen,« antwortete ex. »Ich habe nicht vergebens gesprochen. Sie glaubt; sie bereut; sie hat ihr Verbrechen bekannt.«

Nachdem er mir das geschriebene und unterzeichnete Bekenntnis eingehändigt hatte, näherte er sich dem giftigen Geschöpf, das noch immer im Zimmer war, um zu hören, was wir beide verhandelten. Ehe ich ihn daran hindern konnte, sprach er zu ihr in der begreiflichen Vorstellung, daß er zu einer Person redete, welche in den Diensten der Gefangenen stand.

»Ich fürchte, Sie werden sich enttäuscht fühlen,« sagte er, »wenn ich Ihnen mittheile, daß Ihre Dienste nicht länger verlangt werden. Ich habe Gründe, dies Kind der Aufsicht einer Bonne zu übergeben, welche ich selbst wählen werde.«

Sie hörte mit einem bösen Lächeln zu.

»Ich weiß, wer Sie mit Ihren Gründen versah,« antwortete sie. »Erklärungen in Bezug auf mich sind vollkommen überflüssig. Wenn Sie mir den Vorschlag gemacht hätten, mich um dies neue Glied Ihrer Familie zu kümmern, so würde ich es nur als Pflicht gegen mich selbst betrachtet haben, mich zu weigern. Ich bin keine Bonne; ich bin eine unabhängige, alleinstehende Dame. Aus Ihrer Kleidung ersehe ich, daß Sie ein Geistlicher sind; gestatten Sie, daß ich, als Zeihen der Achtung gegen Ihr priesterliches Gewand, mich Ihnen vorstelle: Ich bin Fräulein Chance. Darf ich Sie um Ihren werthen Namen bitten?«

Zu abgespannt und zu zerstreut, um auf die Unverschämtheit ihres Benehmens zu achten, nannte der Prediger seinen Namen. »Ich bin besorgt,« fuhr er fort, »ob das Kind auch getauft worden ist. Vielleicht können Sie mich darüber aufklären?«

Fräulein Elisabeth Chance schüttelte mit unverschämter Miene sorglos ihr Haupt. »Niemals hörte ich — und, um die Wahrheit zu sagen, niemals lag mir daran, zu wissen, ob das Kind getauft sei oder nicht. Sie mögen es bei einem Namen nennen, bei welchem Sie wollen, Sie werden Ihre Adoptivtochter als schwere Last empfinden.«

Der Geistliche wendete sich zu mir: »Was meint sie?«

»Ich will versuchen, es zu erklären,« Fräulein Chance unterbrach mich.

»Da Sie ein Geistlicher sind, wie ich aus Ihrer Kleidung sehe, so wissen Sie natürlich auch, wer Deborah war? Nun gut. Ich bin Deborah, und ich prophezeie.« Sie zeigte auf das Kind mit einem schrecklich rachsüchtigen Blick. »Erinnern Sie sich dessen, was ich sage, ehrwürdiger Herr: Sie werden die Brut der Tigerin würdig der Mutter finden.«

nach diesen Worten beehrte sie uns mit einer tiefen Verbeugung und verließ das Zimmer.

Sechstes Kapitel.



Der Prediger sah mich wie abwesend an; seine eigenen Gedanken hatten ihn nicht auf ihre Worte achten lassen. »Was hat Miß Chance eigentlich gesagt?« fragte er mich dann.

Ehe ich antworten konnte, unterbrach mich von der Thür aus die Stimme eines Freundes. Der Doktor, welcher zurückkam, wie er es mir versprochen hatte, beantwortete die Frage des Predigers mit folgenden Worten:

»Ich muß der Person, welche Sie erwähnen, mein Herr, soeben begegnet sein, und ich hörte, was sie sagte: »Sie werden die Brut der Tigerin würdig der Mutter finden.« Wenn sie es verstanden hätte, ihre Ansicht in in gutem Englisch auszudrücken, so würde Fräulein Chance — dies war der Name, welchen Sie erwähnten, denke ich — gesagt haben, daß sich die Laster der Eltern auf die Kinder vererben. Und die Verwandte, an welche sie gerade dachte,« fuhr der Doktor fort und patschte dabei so leicht des Kindes Wange, »war zweifellos die Mutter dieses unglücklichen kleinen Geschöpfes — welches, je nachdem, leben wird, um Ihnen zu zeigen, daß sie einem bösen Stamme entsproß und eine böse Natur geerbt hat. Das habe ich gehört; und hier ist die Auslegung, welche ich für Sie im Besonderen dazu gegeben.«

Ich war schon im Begriff, gegen meines Freundes Auslegung zu protestieren, als der Prediger das Wort ergriff.

»Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Ihnen für Ihre Erklärung danke,« sagte er zu dem Doktor. »Sobald mein Gemüth beruhigt sein wird, will ich über das nachdenken, was Sie gesagt haben. Verzeihen Sie, Herr Doktor,« fuhr er fort, »wenn ich Sie Jetzt verlasse, nachdem ich das Bekenntnis der Gefangenen in Ihre Hände gelegt habe. Das Wenige, was ich gesprochen, seitdem ich dies Zimmer zuerst betrat, hat mir eine außerordentliche Anstrengung gekostet. Ich vermag nur noch an die unglückliche Verbrecherin zu denken und an den Tod, welchen sie morgen zu erleiden hat.«

»Wünscht sie etwa, daß Sie zugegen sein möchten?« fragte ich.

»Sie hat sich dies ausdrücklich verboten. »Nachdem was Sie für mich getan haben,« sagte sie, »ist wohl das Geringste, was ich dafür thun kann, wenn ich nicht zugebe, daß Sie unnützerweise aufgeregt werden.« Sie nahm von mir Abschied, küßte das kleine Mädchen zum letzten Mal — oh, lassen Sie mich nichts mehr davon sagen! Wenn ich es versuchte, würde ich zusammenbrechen. Komm, mein Herzchen!« Er küßte das Kind zärtlich und dann ging er mit ihm fort.

»In dem Manne sind Kraft und Schwäche seltsam vereinigt,« bemerkte der Doktor. »Beobachteten Sie vielleicht gerade jetzt sein Gesicht? Von zehn Männern, welche litten wie er jetzt litt, würden neun außer Stande gewesen sein, sich zu beherrschen. Eine solche Entschlossenheit wie die seine kann allenfalls Schwierigkeiten besiegen wie Sie sie erwarten.«

Es war für mich eine Geduldsprobe, meinen klugen Kollegen auf diese Weise die Voraussagung einer unwissenden und unverschämten Person rechtfertigen zu hören.

»Jede Regel hat ihre Ausnahme,« warf ich ein. »Und warum sollen die Tugenden der Eltern nicht in gleicher Weise auf die Kinder übergehen wie die Laster? Ich kann Sie versichern, in des armen Kindes Vater war immerhin ein guter Kern, wenn ich auch nicht zu leugnen vermag, daß er ein höchst lasterhafter Mann war. Und sogar die entsetzliche Mutter hat — wie Sie soeben hörten — Gefühl genug in sich, um Dank gegen den Mann zu empfinden, welcher für ihr Kind Sorge tragen wird. Dies sind Thatsachen, die

Sie nicht bestreiten können.«

Der Doktor nahm seine Pfeife heraus. »Erlauben Sie, daß ich rauche?« fragte ex. »Der Tabak hilft mir immer meine Gedanken sammeln.«

Ich gab ihm die Mittel zur Sammlung seiner Gedanken; das heißt, ich reichte ihm das Zündholzkästchen. Er schickte einige einleitende Rauchwolken voran, und dann antwortete er:

»Seit zwanzig Jahren, mein Freund, studiere ich die Frage der erblichen Uebertragung der Eigenschaften, und ich habe gefunden, daß Laster und Krankheiten weit häufiger auf die Kinder übergehen als Tugenden und Gesundheit. Ich will mich nicht bei dem »Warum« aufhalten; bei dieser Art Dinge wird die Neugierde wohl schwerlich je ganz befriedigt werden. Was ich beobachtet habe, ist, wie ich Ihnen sage; nicht mehr nicht weniger. Sie werden mir erwidern, daß dies ein schrecklich entmutigendes Resultat der Erfahrung ist, denn wir ersehen daraus, daß der Tag ihrer Geburt ein Unglück für die Kinder ist. Und das ist er auch. Kinder werden mißgestaltet geboren; Kinder werden taub, stumm oder blind geboren; Kinder werden mit der Anlage tödtlicher Krankheiten geboren. Wer vermag die Grausamkeit der Schöpfung zu berechnen? Warum sind wir mit dem Leben begabt, da wir doch immer dem Tode verfallen? Und haben Sie je gedacht, wenn Sie bei Tische Ihr Hammelfleisch zerschneiden, wenn Ihre Katze die Maus hascht, und wenn die Spinne die Fliege erstickt, daß wir Alle, groß und klein, zu einer gewissen Erbschaft geboren sind, nämlich mit dem Vorrecht, einander aufzuessen?«

»Sehr traurig,« fügte ich hinzu. »In einer andern Welt wird dafür alles ausgeglichen werden.«

»Sind Sie dessen gewiß?« fragte der Doktor.

»Ganz gewiß! Gott sei Dank! Und es wäre für Sie besser, wenn Sie darüber ebenso dächten wie ich.«

»Wir wollen nicht streiten, mein lieber Direktor. Ich pflege nicht über tröstende Hoffnungen zu spotten; ich leugne nicht das Bestehen einer gelegentlichen Vergeltung. Aber trotzdem erkenne ich, daß das Böse unter uns und auf diesem merkwürdigen kleinen Planeten die Oberhand erhalten hat. Nach meiner Beobachtung und Erfahrung urtheile ich, daß die Wahrscheinlichkeit, nach welcher dies Unglückskind die Tugenden seiner Eltern erbt, verglichen mit der, nach welcher es ihre Laster erbt, weit geringer ist; besonders wenn es zufälliger Weise der Mutter ähneln sollte. Und dann: die Tugend wird nicht bekannt, während das Laster eine ungeheure Thatsache ist. Wenn ich denke, daß dieser giftige, ererbte Keim sich entwickelt, wie es doch allmählich sein kann — wenn ich der Leidenschaften gedenke, die alsdann entstehen, der Versuchungen, die im Hinterhalte lauern, alsdann sehe ich die richtige Oberfläche des glücklichen, häuslichen Lebens unseres Predigers von Gefahren bedroht, welche mich schauern machen. Gott, was für ein Leben würde ich führen, wenn ich von jetzt an einige Jahre an seiner Stelle sein müßte, Wir wollen nur annehmen, ich sagte oder thäte etwas — in gerechter Ausübung meiner väterlichen Autorität —, das meine Adoptivtochter kränkte. Wenn das Mädchen nun in voller Wuth aus dem Zimmer stürzte, welch eine Todtengestalt würde in meinem Gedächtnis wieder aufleben! Das Bild ihrer Mutter würde vor mir lebendig werden. Ich würde an das denken müssen, was ihre Mutter tat, als sie gereizt wurde; ich würde zur Nacht in meinem eigenen Hause meine Schlafzimmerthür verschließen müssen. Beim Frühstück würde ich argwöhnisch meine Tasse Thee betrachten, wenn meine Adoptivtochter sie zufällig eingeschenkt hätte. O ja; es kann sein, daß ich dem Mädchen grausam Unrecht thäte; aber wie kann ich sicher sein? Ich weiß nur, daß ihre Mutter erhängt wurde. Reichen Sie mir die Zündholzschachtel. Meine Pfeife ist ausgebrannt, und mein Glaubensbekenntnis hat sein Ende erreicht.«

Es war nutzlos, mit einem Manne zu streiten, welcher seine Beredsamkeit besaß. Doch der Plan des armen Predigers besaß auch seine lichte Seite, welche der Doktor übersehen hatte. Ich durfte kaum auf Erfolg rechnen, wenn ich meinem hartnäckigen Freunde unrecht gab; auf alle Fälle versuchte ich es.

»Sie scheinen vergessen zu haben,« erinnerte ich ihn, »daß das Kind jeden Vorteil haben wird, welchen die Erziehung bietet, und daß es in dem Hause eines Geistlichen von früh auf an Selbstbeherrschung und Läuterung gewöhnt wird.«

Jetzt, wo der Doktor seinen Tabak genoß, war er so friedfertig und sanft wie ein Mann nur sein kann.

»Das ist wohl wahr,« sagte er.

»Bezweifeln Sie den Einfluss der Religion?« fragte ich ernst.

Er antwortete lächelnd: »Durchaus nicht.«

»Oder den Einfluss der Güte?«

»Oh bewahre:«

»Oder die Macht des Beispiels?«

»Das möchte ich um die Welt nicht leugnen.«

Eine solche außerordentliche Gelehrigkeit hatte ich nicht erwartet. Doch hätte der Doktor wohl wieder die Oberhand gewonnen, wenn ihn nicht die Pflicht gerufen hätte, welche unserer Sitzung ein Ende machte. Eine der Wächterinnen erschien mit einer Botschaft aus der verdamnten Zelle. Die Gefangene wünschte den Direktor und den Arzt zu sprechen.

»Ist sie krank?« fragte der Doktor.

»Nein.«

»Hysterisch oder vielleicht aufgereg?«

»So zufrieden und gelassen wie man nur sein kann.«

So gingen wir denn zusammen nach der verdamnten Zelle.

Siebentes Kapitel.



ine große Bedachtsamkeit war dem Charakter meines Freundes eigen, welche sich auch jetzt sofort zeigte, nachdem die Aufseherin uns verlassen hatte.

Er war außerordentlich besorgt, daß er vorsichtig sein möchte in dem, was er zu einer Frau spräche, die sich in der schrecklichen Lage der Gefangenen befände. Ganz besonders wichtig war es ihm, ob sie sich wirklich dem Einflusse der Religion unterworfen hatte. Auf die Autorität des Predigers hin erklärte ich, daß jeder Grund vorhanden wäre, dies zu glauben, und um das, was ich gejagt, zu bekräftigen, zeigte ich ihm das Bekenntnis. Es enthielt nur einige wenige Linien, in welchen sie gestand, den Mord begangen zu haben und die Strafe zu verdienen. »Von dem Augenblick an, wo ich den Entschluß zu dem Verbrechen faßte, bis zur Ausführung desselben war ich durchaus bei vollem Verstande. Ich wußte genau, was ich tat.« Mit dieser merkwürdigen Verwerfung der Vertheidigung, welche ihr Anwalt ausgesetzt hatte, schloß das Bekenntnis.

Mein Kollege überlas das Blatt und gab es mir zurück, ohne eine Bemerkung zu machen. Ich fragte ihn, ob er die Gefangene im Verdacht habe, daß sie eine Bekehrung nur geheuchelt hätte, dem Prediger zu Gefallen.

»Sie soll es nicht merken, wenn ich es herausfinde,« antwortete er ernst.

Es wäre nicht wahr, wenn ich sagte, daß des Doktors Hartnäckigkeit meinen Glauben an den guten Erfolg, den des Predigers Vermittlung hervorgebracht, erschüttert hätte. Jedoch muß ich zugeben, daß ich einige Zweifel empfand, die nicht schwanden, als ich der Gefangenen gegenüber stand.

Ich hatte erwartet, daß sie die Bibel lesen würde. Das gute Buch lag da geschlossen und befand sich nicht einmal in ihrer Nähe. Die Beschäftigung, der sie sich hin gegeben, erregte mein Erstaunen und verletzte mich.

Durch eine Nachlässigkeit von Seiten der Bedienung waren die Schreibmaterialien auf dem Tische geblieben, welche für ihre Bekenntnis erforderlich gewesen. Sie machte Gebrauch von ihnen — jetzt wo der Tod am Galgen sie tatsächlich in wenigen Stunden erwartete — um die Züge einer Aufseherin zu zeichnen, welche gerade auf Wache war. Der Doktor und ich sahen einander an, und jetzt fing auch ich an, die Aufrichtigkeit ihrer Reue sehr fragwürdig zu finden,

Sie legte den Stift weg und gab in voller Ruhe eine Erklärung für ihr Thun.

»Selbst die kurze Zeit zu ertragen, die mir noch gelassen, scheint mir fast zu drückend,« sagte sie. »Ich versuche zum letzten Mal mein Zeichen- und Portraittalent, welche von Kindheit an eine meiner Gaben waren. Sie sehen so aus, als wenn Sie dieser Beschäftigung einer Frau, welche gehenkt werden soll, wenig Beifall zollen. Gewiß, mein Herr, ich bezweifle nicht, daß Sie recht haben.« Sie schwieg und zerriß die Zeichnung. »Wenn ich mich unschicklich betragen habe,« fuhr sie fort, »so thue ich Buße. Es ist mir gerade jetzt von großer Wichtigkeit, daß ich Sie milde gestimmt finde. Ich habe Sie um eine Gunst zu bitten. Darf die Aufseherin uns einige Augenblicke verlassen?«

Während ich der Frau die Erlaubnis gab, sich für eine Weile zurückzuziehen, wartete ich etwas ängstlich auf das, was sie von mir wollte.

»Ich muß mit Ihnen noch über die Hinrichtung sprechen,« fuhr sie fort. »Mir ist gesagt worden, daß man das Gesicht einer Person, die gehenkt wird, mit einer weißen Kappe überzieht. Ist das wahr?«

Wie ein anderer Mann an meiner Stelle gefühlt haben würde, das weiß ich natürlich nicht. Meinem Gefühl nach war eine solche Frage von ihren Lippen zu anstößig, um sie in Worten zu beantworten; ich nickte nur zustimmend.

»Und der Körper wird im Gefängnisse begraben?« fragte sie weiter.

Länger vermochte ich nicht ruhig zu bleiben. »Haben Sie kein menschliches Gefühl mehr in der Brust?* fuhr es aus mir heraus. »Was bedeuten diese gräßlichen Fragen?«

»Seien Sie nicht böse auf mich; Sie werden es sofort hören. Zunächst will ich wissen, ob ich im Gefängnisse begraben werde.«

Wie vorhin nickte ich nur.

»Nun will ich Ihnen auch sagen, was ich beabsichtige. Zu Herbst des vorigen Jahres sah ich einige Wachfiguren. Unter ihnen befanden sich Abbildungen von Verbrechern. Da war eine,« Sie zögerte; ihre höllische Selbstbeherrschung verließ sie endlich. Die Farbe wich aus ihrem Gesicht; sie war außer Stande, mich länger fest anzusehen. »Darunter war eine,« begann sie von Neuem, »die nach der Hinrichtung aufgenommen war. Das Gesicht war so entsetzlich; es war in seiner furchtbaren Mißbildung zu solch einer Größe angeschwollen — oh, ich bitte Sie, lassen Sie mich nicht so gesehen werden, selbst nicht von den Fremden, welche mich begraben! Gebrauchen Sie Ihren Einfluss, verbieten Sie, daß man die Mütze von meinem Gesicht nimmt, wenn ich todt bin, befehlen Sie, daß man mich damit begrabe, und ich schwöre Ihnen, ich werde morgen dem Tode so kühl entgegensehen wie der kühnste Mann, der je ein Gerüst bestieg!« Ehe ich es verhindern konnte, ergriff sie mich bei der Hand, und drückte sie mit so wilder Kraft, daß die Spur ihres Griffes noch Tage nachher an einer leichten Quetschung zu erkennen war. »Wollen Sie?« rief sie. »Sie sind ein ehrenwerther Mann; Sie werden ihr Wort halten; versprechen Sie es mir!«

Ich versprach es ihr.

Die Erleichterung, welche dadurch ihrem gequälten Geiste geworden, tat sich in dem schrecklichen Ausbruche eines wahnsinnigen Lachens kund. »Ich kann nichts dafür,« keuchte sie, »ich bin so glücklich.«

Als ich meine Ernennung erhalten, sagten meine Feinde, daß ich von viel zu erregbarer Natur sei, um Gefängnisdirektor zu werden. Vielleicht hatten sie nicht ganz unrecht. Der gewandte Doktor bemerkte einige Veränderung an mir, von der ich selbst mir nichts bewußt war. Er nahm meinen Arm und führte mich aus der Zelle hinaus.

»Ueberlassen Sie sie mir,« flüsterte er. »Die Empfindlichkeit der Nerven habe ich längst in den Hospitälern abgestreift.«

Als wir uns wieder trafen, fragte ich, was zwischen ihm und der Gefangenen vorgefallen sei. —

»Ich gab ihr Zeit, sich zu sammeln,« sagte ex mir; »und außer daß sie etwas bleicher aussah als gewöhnlich, war keine Raserei zurückgeblieben, deren Sie sich noch erinnern werden. »Ich sollte Sie um Entschuldigung bitten, da ich Sie störe,« sagte sie; »aber es ist vielleicht natürlich, daß ich hin und wieder an das denke, was sich morgen früh ereignen wird. Als Mediziner werden Sie mich über manches aufklären können, ist aufgehängt werden ein schmerzhafter Tod?« Sie hatte dies so höflich gesprochen, daß ich mich gezwungen fühlte, ihr zu antworten. »Wenn zum Beispiel der Nacken gebrochen wird,« sagte ich, »so ist gehängt werden ein schneller Tod; Schrecken und Schmerz, wenn überhaupt irgend welcher Schmerz empfunden wird, sind beide in einem Augenblick vorüber. Bei der andern Todesart, welche ebensowohl stattfinden kann, nämlich ein Erstickungstod, da muß ich als ehrlicher Mann gestehen, daß ich darüber nicht mehr weiß als Sie.« Nachdem sie eine Weile nachgedacht hatte, machte sie eine ganz verständige Bemerkung, und dieser ließ sie eine Bitte folgen, die mich in Verlegenheit brachte. »Ein gut Theil,« sagte sie, »wird von dem Scharfrichter

abhängen. Ich fürchte den Tod nicht, Doktor. Warum sollte ich auch? Die Sorge um meine kleine Tochter ist beseitigt; ich habe nichts weiter auf der Welt, wofür ich leben könnte. Aber ich möchte keine Schmerzen leiden. Würden Sie vielleicht dem Scharfrichter sagen wollen, daß er vorsichtig sein möchte? Oder wäre es vielleicht besser, wenn ich selbst mit ihm spräche?« Ich sagte ihr, daß es sich wohl besser machte, wenn es von ihr selbst käme. Sie verstand mich sofort, und wir verließen den Gegenstand. Sind Sie von ihrer Kälte überrascht nach der Erfahrung, welche Sie mit ihr gemacht haben?«

Ich gestand, daß ich überrascht war.

»Denken Sie ein wenig darüber nach,« sagte der Doktor. »Die einzige empfindliche Stelle in dieses Weibes Natur ist ihre Selbstachtung.«

Ich warf ein, daß sie auch Gefühl für ihr Kind gezeigt hatte. Mit gewohnter Schnelligkeit parierte mein Freund diesen Einwurf.

»Der mütterliche Instinkt,« sagte er. »Eine Katze liebt ihre Jungen, eine Kuh ihr Kalb. Nein, die einzige Veranlassung dieses leidenschaftlichen Ausbruchs, welcher Sie so erschütterte — ein über allen Zweifel unverfälschter Ausbruch — ist die Eitelkeit eines schönen weiblichen Geschöpfes, das von Entsetzen überwältigt wird bei dem Gedanken, selbst auch nach dem Tode abschreckend auszusehen. Wissen Sie, daß mir dies Weib deshalb gefällt.«

»Sie können dies doch unmöglich ernsthaft meinen?« fragte ich.

»Ich weiß so gut wie Sie,« antwortete er, »daß dies kein Ort zum Scherzen ist. Tatsache ist, daß die Gefangene ganz und gar einer meiner Vorstellungen entspricht. Es ist meine volle Ueberzeugung, daß die schlimmsten Morde, ich meine Mordthaten, die nur aus eigenem Antriebe geplant wurden, von Personen begangen sind, deren moralische Organisation nach Seite des Gefühls hin durchaus mangelhaft ist. Sie schlafen die Nacht vor ihrem Tode. An ihrem letzten Morgen essen Sie ein Frühstück. Da sie unfähig sind, das Entsetzliche des Mordes zu begreifen, so sind sie auch unfähig, das Entsetzliche ihres Todes zu fassen. Erinnern Sie sich des letzten Mörders, der hier gehenkt wurde, ein Kutscher, der seine Frau getödtet hatte? Während er die Hinrichtung erwartete, fürchtete er nur zwei Dinge. Das eine war, ob man ihm doppeltes Bier gestatten, und das andere, ob er auch in seiner Kutscherlivree gehenkt würde. Sie können allerdings einwenden, daß dies das Beispiel eines Menschen ist, welcher sich auf der untersten Stufe menschlicher Wesen befand. Was sagen Sie aber zu jenem klugen amerikanischen Professor, welcher einen haarsträubenden Mord beging? Zwischen dem Verbrechen und seiner Entdeckung gab er eine Mittagsgesellschaft. Beim Nachtschisch; wurde das Zimmer dunkel gemacht; ein düsteres blaues Licht wurde angezündet, und oben an der Tafel stellte der Mörder sich selbst dar, mit einem Strick um den Hals und der Zunge aus dem Munde heraushängend, in humoristischer Nachahmung eines gehenkten Mannes. Nein, nein, diese Elenden sind alle gleich; sie sind zwar als menschliche Wesen geboren, aber mit der Natur des Tigers. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir brauchen für morgen keine Angst zu haben. Die Gefangene wird der Menge, die sich um das Gerüst versammeln wird, mit Gleichmut begegnen, und die Leute werden sagen: »Sie starb beherzt.«

Achtes Kapitel.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, diese Geschichte zu schreiben, um etwa die Hinrichtung der Gefangenen ausführlich zu schildern; ich will diese Blätter keineswegs durch die Beschreibung einer gerechten Bestrafung verdunkeln, welche ihrer Natur nach nur entsetzlich sein könnte. Daher bitte ich um Entschuldigung, wenn ich mich in Bezug auf die Hinrichtung auf das Nothwendige beschränke und dann weiter gehe.

Die einzige Person von uns allen, welche sich vollkommen beherrschte, war das elende Weib, welches die Todesstrafe erlitt.

Mir schien es nicht gerade verständig, daß der Kaplan sie fragte, ob sie auch aufrichtig bereue. Sie antwortete: »Ich habe das Verbrechen bekannt, wessen bedarf es noch?«

Nach meiner Auffassung, die noch immer zwischen der gläubigen des Predigers und der zweifelnden des Doktors schwankte, gab diese Antwort Hoffnung, daß ihr Seelenheil gerettet sei. Die letzten Worte, die sie zu mir sprach, als sie die Stufen des Gerüstes hinaufschritt, waren: »Gedenken Sie Ihres Versprechens.« Es war für mich eine Kleinigkeit, mein Wort zu halten. Zu meiner Zeit wurden mir nicht Schwierigkeiten in den Weg gelegt durch Vorsichtsmaßregeln, wie sie heute bei einer Hinrichtung innerhalb der Gefängnismauern stattfinden. Von der Zeit ihres Todes bis zur Zeit ihres Begräbnisses sah kein lebendes Wesen ihr Antlitz. Sie ruht verschleiert in ihrem Gefängnisgrabe. Wenden wir uns nun lebenden — Interessen zu und Bildern, die frei sind von den Gewitterwolken eines Verbrechens.

— — — — —

Am folgenden Tage empfing ich den Besuch des Predigers.

Mit seinen ersten Worten ersuchte er mich, nicht auf die schrecklichen Vorfälle des vorhergehenden Tages anzuspielen.

»Ich kann die Gedanken daran nicht verscheuchen, aber ich möchte es vermeiden, davon zu sprechen.« Mir schien dies die wenig gut angebrachte Vertraulichkeit eines schwachen Mannes zu sein, der im Stillschweigen Schutz suchte. So wechselte ich den Gegenstand und sprach von dem Kinde. Er sähe ernsten Schwierigkeiten entgegen, wagte ich zu sagen, wenn er in der Stadt bliebe und es zuließe, daß seine neue Verantwortlichkeit Gegenstand des öffentlichen Geschwätzes würde.

Seine Antwort darauf überraschte mich sehr angenehm. Es waren keine Schwierigkeiten zu befürchten. Berufspflichten machten es nothwendig, daß er sofort die Stadt verlasse; und einer der Gründe seines Besuches war auch, um Lebewohl zu sagen.

»Ich) wußte bis dahin noch nicht, daß ein Methodistenprediger die geistliche Seelsorge eines Gotteshauses nie länger als auf drei Jahre hat. Die Behörde, der er gehorcht, schickt ihn nach einem anderen »Kreise«, wie man es nennt, welcher oft in beträchtlicher Entfernung von dem Orte ist, in welchem er bis dahin einer Versammlung gepredigt hat. Diese zeitweisen Trennungen des Pastors von seiner Heerde werden durch Gründe gerechtfertigt, die an dieser Stelle zu erörtern nicht nothwendig ist. Obgleich der Prediger aus rein persönlichen Gründen seine Versetzung bedauerte, so war er trotzdem mit ihr einverstanden, da dies im Interesse des Kindes lag.

»Der Ort, in welchem ich zunächst leben werde, ist mehr als hundert Meilen von dieser Stadt entfernt. Bei dieser Entfernung hoffe ich, daß ich

Vorfälle werde verborgen halten können, die Niemand außer uns bekannt sein sollen. Glauben Sie, daß die Gefahr einer Entdeckung in so weiter Ferne möglich sein?»

»Zwei Wahrscheinlichkeiten sind gegen Sie,« antwortete ich. »Eine von beiden verlangt meiner Meinung nach eine ernsthafte Betrachtung.«

»Denken Sie,« fragte er, »an die Person, welche sich hier als Fräulein Elisabeth Chance einführte?«

Ja.«

»Beruhigen Sie sich. Mir schien die Gefahr, gerade wie Ihnen, nach dieser Richtung hin zu liegen; ich stellte Nachforschungen an. Die Spur dieser Person wurde gestern Nachmittag bis zum Bahnhofe verfolgt. Fräulein Chance hat ein Billett nach London genommen.«

Nachdem ich ihn zu dieser Entdeckung beglückwünscht hatte, fragte ich, ob er die Dienstboten, welche jetzt in seinem Hause wären, nach seiner Uebersiedelung mitnähme.

Fr verstand sofort die Anspielung.

»Jetzt, wo Sie von dem zweiten Punkte sprechen, den ich gegen mich habe,« sagte er, »haben die Umstände — Umstände, wie nur die Vorsehung sie so schaffen konnte — für mich getan, woran ich selbst niemals gedacht haben würde. Meine zwei Dienstboten sind beide in dieser Stadt geboren und haben meiner Frau gesagt, daß sie ihren Heimathsort nicht zu verlassen wünschen.«

Das Glück war dem Prediger wieder hold gewesen. Es war sicher von dem Geklatsch dieser zwei Dienstboten in seinem neuen Heim. Und wenngleich sie sicherlich seine kleine Adoptivtochter gesehen hatten, so war in einer solchen Entfernung doch nichts zu fürchten, es sei denn, sie wüßten, wer sie wäre. Doch waren sie darüber nicht aufgeklärt. Dies, versicherte mich der Prediger, könnte er als ganz gewiß behaupten.

»Sie würden begreifen, wie vorsichtig ich zu Werke gegangen bin, um nicht getäuscht zu werden,« sagte er, »wenn ich Ihnen meine Pläne für die Zukunft mittheilen wollte. Die Menschen, unter welchen meine Zukunft hingehen wird, und das Kind selbstverständlich auch, dürfen niemals argwöhnen, daß dies neue Mitglied meiner Familie etwas anderes sei als meine eigene Tochter. Dies ist Täuschung, ich gebe es zu, aber es ist eine Täuschung, durch welche Niemand gekränkt wird. Ich hoffe, Sie sehen die Nothwendigkeit derselben so gut ein wie ich.«

Diese Nothwendigkeit konnte nicht angezweifelt werden.

Wenn das Kind als ein adoptirtes eingeführt wurde, dann wird die Neugierde nach dem Warum erwachen und Nachforschungen nach den Verwandten angestellt werden. Ungenaue Antworten führen zu Verdächtigung und Verdächtigung zu Entdeckung. Aber trotz des weisen Weges, den zu gehen der Prediger entschlossen hatte, konnte des armen Kindes Leben doch durch das entsetzliche Verbrechen der Mutter und deren schmachvollen Tod verdunkelt werden.

Nachdem ich meines Freundes nutzlose Skrupel durch den vollkommen ernsthaften Ausdruck meiner Meinung beruhigt hatte, versuchte ich an die Hauptperson seines häuslichen Kreises zu gelangen, und zwar mittels einer Frage, die seine Frau betraf. Wie hatte jene Dame den kleinen Fremdling empfangen, auf dessen erscheinen in ihrem Hause sie doch keineswegs vorbereitet war?

Der Prediger zeigte einige Verlegenheit; er schickte dem, was er zu sagen hatte, eine Rede voran, die voll des Lobes seiner Frau war, das beide gewiß gleicherweise verdienten. Die Schönheit des Kindes, seine nette Art, sagte er, bezauberten die bewundernswürdige Frau bei dem ersten Blick. Es konnte allerdings nicht geleugnet werden, daß sie Besorgnis gefühlt und dies auch ausgesprochen hatte, als sie die traurige Geschichte des kleinen Geschöpfes

hörte. Aber ihr Gefühl war zu wohl geregelt, als daß sie diesen Gefühlen nachgegeben hätte, nachdem ihr Gatte alles das angeführt, was seine Handlungsweise rechtfertigte. Sie begriff dann, daß das wahre Verdienst einer guten That in der Geduld bestände, mit welcher man allen damit verbundenen Opfern, entgegensähe. Ihr Interesse für diese neue Tochter war durch das christliche Pflichtgefühl veredelt, und so gab es keine weitere Meinungsverschiedenheit zwischen den Eheleuten.

Ich hörte diese glaubwürdige Erklärung mit Interesse an, aber zugleich mit Zweifeln an der Beständigkeit der Dame, besonders bei veränderter Gestaltung der Verhältnisse; vielleicht war es auch die gezwungene Art und Weise des Predigers, welche diese Gedanken in mir weckte. Es war für uns beide gut, wenn wir das Thema änderten. Ich führte auch die entmutigende Aussicht an, welche der Doktor dem Plane dieses Mannes gestellt hatte,

»Ich will nicht versuchen, zu entscheiden, ob Ihr Freund recht oder unrecht hat,« sagte er »Ich vertraue der Gnade Gottes und ich blickte hoffnungsvoll in eine Zukunft, in der alles, was licht und gut in der Natur meiner Adoptivtochter ist, unter meiner pflegenden Sorgfalt entwickelt sein wird. Wenn sich böse Neigungen zeigen sollten, so werde ich mich auf fromme Beispiele stützen, auf den Religionsunterricht und vor allem auf unaufhörliches Gebet. Wiederholen Sie Ihrem Freunde,« schloß er, »was ich Ihnen eben gesagt habe. Er mag sich selbst fragen, ob er die Zukunft meiner freudigen Demut und meiner unerschütterlichen Hoffnung gegenüber noch eine ungewisse nennen darf.«

Nachdem er mich mit dieser Botschaft beauftragt, gab er mir noch die Hand, und so schieden wir.

Ich stimmte mit ihm überein; ich bewunderte ihn; aber meinem Glauben fehlte im Vergleich zu seinem die überzeugende Kraft. Nach der Schilderung, die er gemacht, mußten sich in dem heranwachsenden Kinde zwei beständig miteinander in Kampf liegende Gewalten entwickeln, nämlich das ererbte Böse und das anerzogene Gute. So viel Mühe ich mir auch geben mochte, mir fehlte doch die trostvolle Ueberzeugung des Predigers, daß das Gute siegen würde.

Neuntes Kapitel.

Nach einigen Tagen hatte der gute Mann unsere Stadt verlassen und mich traf ein ernstlicher Unfall, den ich mir durch einen Fehltritt auf einer unserer steinernen Gefängnistreppe zugezogen hatte.

Die lange Krankheit, welche diesem Unglück folgte, und meine Uebersiedelung in ein milderes Klima als das England's, wie es eben meine Herstellung erforderte, nöthigten mich, die Pflichten meines Amtes einer Vertretung anzuvertrauen. Ich blieb länger als ein Jahr von meinem Posten entfernt. Während dieser Zeit hörte ich nichts von meinem hochwürdigen Freunde.

Als ich die Pflichten meiner Stellung wieder aufgenommen hatten, wollte ich dem Prediger schreiben. Während ich über diesen geplanten Brief noch nachsann, meldete man mir, daß mich eine Dame zu sprechen wünschte. Sie schickte ihre Karte herein. Mein Besuch war die Gattin des Predigers.

Ich betrachtete sie mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit, als sie das Zimmer betrat.

Ihre Kleidung war einfach; ihr dünnes blondes Haar war, so weit ich es unter dem Hut zu sehen vermochte, geschmackvoll geordnet. Ihre blassen Lippen und ihre bleichen Wangen zeigten, daß sie sich keiner guten Gesundheit erfreute. Zwei Dinge fielen mir an ihr besonders auf; ich erinnere mich nicht, je bei einem andern Menschen eine so besonders enge und schräggehende Stirn gesehen zu haben und einen so schlaun blitzenden Ausdruck des Auges. Andererseits muß ich gestehen, daß ich durch die Schönheit ihrer Stimme mächtig angezogen und gefesselt wurde. Die Biegsamkeit des Organs und der musikalische Tonfall entzückten mein Ohr, so daß ich ihr am liebsten ein Gedichtbuch in die Hand gegeben hätte und gewünscht, sie möchte es mir im Sommer bei dem Murmeln eines Bergflusses vorlesen.

Der Zweck ihres Besuchs — soweit sie denselben beim Hereintreten angab — war, mich zu meiner Wiederherstellung zu beglückwünschen. Selbst diese alltäglichen Worte wurden durch ihre köstliche Stimme verschönert. So empfänglich ein Mann aber auch für den süßen Wohlklang einer Stimme sein mag, so muß er sein Gefallen daran doch) beschränken, um nicht getäuscht zu werden, insbesondere, wenn er die Erfahrungen seiner Menschenkenntnis zufälligerweise innerhalb von Gefängnismauern machte. Man erinnere sich, daß ich das gute Gemüth dieser Dame bereits sehr angezweifelt hatte, nach der Art, wie ihr Gatte in so überschwänglicher Weise ihre Tugenden gepriesen. Sie sah mich einige Male verstohlen an, und ihre Art und Weise, obgleich sie in anmutiger Selbstbeherrschung bestand, war so, daß ich ihr entnahm, sie habe mir etwas besonders Hartes oder Unangenehmes mitzutheilen, und sie sei noch in Verlegenheit, wie sie die Sache anbringen und sie gleich beim Beginn in das rechte Licht stellen solle. Für einen Augenblick schwiegen wir Beide. Um etwas zu sagen, fragte ich sie, wir ihr und ihrem Gatten der neue Wohnort gefalle.

»Unser neuer Wohnort,« antwortete sie, »ist uns durch einen sehr unerwarteten Vorfall recht lieb geworden — einen Vorfall — ja, wie soll ich ihn nur beschreiben? — welcher unser Glück vermehrt und unseren Familienkreis vergrößert hat.«

Dann hielt sie an; sie erwartete, wenigstens bildete ich mir das ein, daß ich erriethe, was sie meinte. Eine Frau, und zwar eine Frau, die Mutter war, möchte wohl ihrer Erwartung entsprochen haben. Ein Mann, und noch dazu

einer, der nicht recht aufmerksam zuhörte, war einfach erstaunt.

»Entschuldigen Sie meine Schwerfälligkeit,« sagte ich; »ich verstehe Sie nicht ganz.«

Das Gemüth dieser Dame spiegelte sich in ihren unruhigen Augen wieder, verbarg sich aber auch in demselben Augenblick. Sie bewahrte mir gegenüber ihr Ansehen, indem sie den Mangel unseres kleinen Missverständnisses auf ihre eigenen harmlosen Schultern nahm.

»Ich hätte deutlicher sein müssen,« sagte sie. »Ich will versuchen, wie ich es anders ausdrücken kann. Nach vielen Jahren getäuschter Hoffnung in meinem Eheleben hat es der Vorsehung gefallen, mir das Glück zu gewähren — das unaussprechliche Glück — Mutter zu werden. Mein Kind ist ein süßes kleines Mädchen und mein einziger Kummer besteht darin, daß ich sie nicht selbst nähren kann.«

Mein geringes Interesse für die Pastorsfrau wurde durch die Anzeige dieses häuslichen Vorfalles nicht erhöht.

Ich empfand keineswegs den Wunsch, das »süße kleine Mädchen« zu sehen; ich wurde dadurch nicht einmal an ein anderes Beispiel lang hinausgeschobener Mutterschaft erinnert, welches sich innerhalb meines eigenen Familienkreises abgespielt hatte. Alle meine Sympathien gehörten allein der traurigen kleinen Gestalt des Adoptivkindes. Ich gedachte des armen Kindes, das ich auf meinen Knien gehabt hatte, das durch das Ticken meiner Uhr beglückt worden; ich gedachte seiner, wie es schön und friedlich eingeschlafen war in dem schrecklichen Dunkel der Unglückselle, und es ist nicht zu viel, wenn ich sage, daß mir das Herz schwer wurde, wenn ich seine Aussichten mit denen der kleinen Nebenbuhlerin verglich. Gütig und gewissenhaft wie es war, konnte man dennoch von dem Prediger erwarten, daß seine Liebe zu dem Kinde, das ihn nur an eine barmherzige Handlung erinnerte, ebenso groß sein würde wie zu dem, das ihm als Vater theuer sein mochte? Was seine Frau anbetraf, so war es bloße Zeitverschwendung, über die Art ihres Gefühls, wie sie es den beiden Kindern entgegenbrachte, sich näher zu unterrichten. Dennoch machte ich den nutzlosen Versuch.

»Es ist hübsch,« fing ich an, »wenn man denkt, daß Ihre andere Tochter —«

Sie unterbrach mich mit äußerster Liebenswürdigkeit:

»Meinen Sie das Kind, welches mein Mann thörichterweise adoptiert hat?«

»Sagen Sie lieber glücklicherweise adoptiert hat,« fuhr ich fort. »Wenn Ihr eigenes kleines Mädchen heranwächst, so wird sie eine Spielgefährtin brauchen, und sie wird eine solche in dem andern Kinde finden, welches der gute Prediger als sein eigenes angenommen hat.«

»Oh nein, mein verehrter Herr, gewiß nicht, wenn ich es verhindern kann.«

Der Widerspruch in der Grausamkeit ihrer Gesinnung und der musikalischen Schönheil der Stimme, in welcher sie jene höflich ausdrückte, erschreckten mich wirklich. Ich gerieth in Verlegenheit, wie ich ihr antworten sollte, gerade Jetzt, wo ich auf jeden Fall sprechen mußte.

»Sie begreifen gewiß,« fuhr sie fort, »daß wir jetzt, wo wir ein eigenes kleines Herzblatt haben, nicht dass Kind einer anderen Person brauchen können.«

»Stimmt Ihr Gatte mit Ihrer Ansicht überein?« fragte ich.

»Leider nein! Er sagte genau das, was Sie soeben sagten, und seltsamerweise fast mit denselben Worten. Aber ich hoffe dennoch, daß ich ihn überzeugen werde, und Sie mir dabei helfen.«

Diese kühle Ansicht brachte sie mit einer solchen Sicherheit vor, als sei sie meiner schon ganz gewiß, so daß ich meine Höflichkeit dieser Art und Weise gegenüber bei Seite ließ. »Wie meinen Sie das?« fragte ich scharf.

Mein verändertes Benehmen machte nicht den geringsten Eindruck auf sie; sie nahm aus ihrer Kleidertasche ein bedrucktes Stück Papier. »Hierin werden Sie finden, was ich meine,« antwortete sie und gab mir das Papier in die Hand.

Es enthielt einen Aufruf an die öffentliche Barmherzigkeit, welcher durch die Erweiterung eines Waisenhauses veranlaßt war; und mit diesem letzteren hatte ich bereits viele Jahre hindurch zu thun. Was sie meinte, war klar genug. Ich sprach nichts; ich sah sie nur an.

Erfreut darüber, daß ich klug genug war, zu errathen, was sie meinte, belehrte mich diese Pastorsfrau, daß alle Umstände zu unsern Gunsten wären. Sie drang jedoch darauf, mich als Theilnehmer ihres Planes zu gewinnen — die Umstände seien uns ja günstig.

»In zwei weiteren Jahren,« — so erklärte sie — »wird das Kind jener abscheulichen Person, die gehenkt worden ist — wissen Sie, ich kann gar nicht dass elende kleine Wesen anschauen, ohne an den Galgen zu denken — alt genug sein — das heißt, wenn Sie mir beistehen — um in einem Waisenhaus aufgenommen zu werden. In derselben Zwischenzeit — Sie werden mit mir darin übereinstimmen —, welche besonders günstig ist —«

»Bitte, glauben Sie durchaus nicht,« fiel ich ein, »daß ich mit irgend etwas übereinstimme, das Sie vorschlagen.« —

»n derselben Zwischenzeit,« wiederholte sie, ohne die geringste Notiz von dem zu nehmen, was ich gesagt hatte, »wird mein Mann an dem Ort, in welchem wir jetzt wohnen, seine drei Jahre hinter sich haben und er wird nach einem andern Kreise ziehen. Wir werden wieder unter Fremden sein, und sie werden nicht die Veränderung wahrnehmen können, welche wir in unsern Einrichtungen getroffen haben. Welch' eine Erleichterung, von dem Kinde befreit zu sein! Und wie sehr werde ich zur Subskription um Stimmen werben! Ihr Name wird wie eine Leuchte wirken, wenn ich ihn als eine Empfehlung brauche. Verzeihen Sie, aber Sie sehen nicht so zufrieden aus wie vorhin. Sehen Sie auf unserem Wege irgendwelche Hindernisse?«

»Ich sehe deren zwei.«

»Welche dürften dies möglicherweise sein?«

Zum zweiten Mal verließ mich meine Höflichkeit. »Sie kennen sehr wohl das eine dieser Hindernisse.«

»Soll ich Sie dahin verstehen, daß Sie einen ernsten Widerstand von Seiten meines Mannes erwarten?«

»Ganz gewiß!«

Sie war höchst belustigt durch meine Einfalt.

»Sind Sie ein alleinstehender Mann?« fragte sie.

»Ich bin Witwer.«

»Dann sollten Sie aus Erfahrung wissen, daß ich als Frau jede schwache Stelle in dem Charakter des Predigers kenne. Ich kann ihm auf Ihre Autorität hin sagen, daß das überflüssige Kind in maßgebende, gütige Hände kommt, und mein eigenes, süßes Baby wird am besten für mich sprechen. Mit diesen Vorteilen zu meinen Gunsten glauben Sie noch, daß ich nicht dahin gelange, meine Denkungsart zu seiner zu machen? Sie müssen gerade vergessen haben, wie es in Ihrer eigenen Ehe hergegangen! Ich denke, wir wenden uns nun dem zweiten Ihrer beiden Geheimnisse zu. Ich hoffe, daß es des Betrachtens mehr werth sei als das Erstere.«

»Das zweite Geheimnis werden Sie nicht aus dem Wege räumen können,« antwortete ich. »Diesmal bin ich das Hindernis.«

»Sie weigern sich, mir zu helfen?«

»Durchaus.«

»Vielleicht möchten Sie Ihren Entschluß durch Nachdenken ändern.«

»Kein Nachdenken wird irgend etwas derartiges bewirken.«

»Sie sind grob, mein Herr.«

»So lange ich zu Ihnen spreche, gnädige Frau, bleibt mir keine andere Wahl als klar zu sprechen.«

Sie erhob sich. Ihr bis dahin so unsicherer Blick ruhte jetzt fest auf mir.

»Was für eine Art Feind habe ich mir in Ihnen gemacht?« fragte sie, »Einen passiven Feind, der zufrieden ist, mir seine Hilfe verweigert zu haben? Oder einen thätigen Feind, welcher an meinen Gatten schreiben wird?«

»Dies hängt gänzlich davon ab, was ihr Gatte thun wird,« erwiderte ich ihr. »Wenn er mich nach Ihnen fragen sollte, so werde ich ihm die Wahrheit sagen.«

»Und wenn er nicht fragt?«

»In diesem Fall will ich vergessen, daß Sie mich je mit einem Besuch beehrten.«

Als ich diese Antwort gab, war ich durchaus frei von jeder boshaften Absicht. Was für eine schlimme Auslegung sie meinen Worten gab, ist mir unmöglich, zu sagen; ich vermag nur zu erklären, daß die Vorstellung einer ungeheuren Beleidigung sie zu einem Wuthausbruch trieb. Ihre Stimme verlor den Wohllaut und wurde zum ersten Male scharf.

»Kommen Sie in zwei Jahren zu uns,« brach sie los — »und forschen Sie in unserem Hause nach der Waise der Gehenkten, wenn Sie können! Wenn Ihre Freistätte das Kind nicht nehmen will, so wird sich eben eine andere finden. Oh, mein Herr Direktor, ich verdiene diese Enttäuschung! Ich sollte wohl bedacht haben, daß Sie nach Allem doch nur ein Kerkermeister sind. Und was ist denn eigentlich ein Kerkermeister? Ein sprichwörtlich roher, ungebildeter Mensch. Hören Sie auch? Ein roher Mensch!«

Plötzlich verließ sie die Kraft. Sie sank mit einem matten Schmerzensschrei in den Stuhl zurück, von welchem Sie sich erhoben hatte. Eine tiefe Blässe überzog ihr Antlitz. Im Seitenschrank hatte ich Wein; ich füllte ein Glas. Sie wollte es nicht nehmen. Um diese Tageszeit erforderten die Pflichten des Doktors seine Anwesenheit im Gefängnisse.

Ich schickte sofort nach ihm. Er betrachtete sie einen Augenblick, nahm mir den Wein aus der Hand und hielt ihn an ihre Lippen. »Trinken Sie,« sagte er. Sie weigerte sich noch. »Trinken Sie,« wiederholte er, »oder Sie werden sterben müssen.«

Das erschreckte Sie; sie trank den Wein. Der Doktor fühlte ihr noch eine Weile den Puls. »Es ist vorüber,« sagte er. »Kann ich gehen?« fragte sie. »Gehen Sie, wohin Sie wollen, gnädige Frau; so lange Sie nicht eilig treppauf gehen, ist keine Gefahr vorhanden.«

Sie lächelte. »Ich verstehe Sie, mein Herr, und danke Ihnen für Ihren Rath.«

Als wir allein waren, fragte ich den Doktor, weshalb er ihr gesagt habe, nicht eilig treppauf zu gehen.

»Ich merkte es, als ich ihr den Puls fühlte,« antwortete er. »Sie hörten ja, wie sie sagte, daß sie mich verstanden habe.«

»Ja; aber ich weiß doch nicht, was es zu bedeuten hat.«

Wahrscheinlich meinte sie, daß ihr Arzt sie ebenfalls gewarnt hatte, wie ich.«

»Gibt ihre Gesundheit zu ernster Befürchtung Veranlassung?«

»Ja.«

»Was ist es?«

»Herzleiden.«

Zehntes Kapitel.



ine Woche war seit dem Besuch der Frau des Predigers vorüber, als ich einen Brief erhielt.

Ex überraschte mich, wie er unschuldigerweise voraussetzte, durch die Anzeige der Geburt einer Tochter, und danach erwähnte er einige Umstände, die mit jenem Ereignis verknüpft waren, was ich nun zum ersten Male hörte.

»Nicht allzu weit von dem bevölkerten Schauplatz meiner gegenwärtigen Thätigkeit,« so schrieb er, »befindet sich ein abgesonderter Flecken, welcher Low Lanes heißt. Der Rektor dieser Ortschaft ist der Bruder meiner Frau. Vor der Geburt unseres Kindes hatte er seine Schwester gebeten, einige Zeit dort zu wohnen; auch hatte der Arzt gemeint, daß sie ohne Gefahr diese Einladung annehmen könnte. Nun scheint es mir, daß durch irgend einen Fehler in der gewöhnlichen Berechnung das Kind unerwartet in dem Rektorat geboren wurde. Die Taufe wurde in der Kirche vollzogen unter Umständen, welche sich innerhalb der Grenzen eines Briefes nicht schildern lassen. Ich will nur sagen, daß ich diesen Zufall erwähne ohne irgend ein bitteres, sektiererisches Gefühl, denn ich bin kein Gegner der englischen Landeskirche. Sie können sich nicht vorstellen, was für Schätze an Schönheit und an Tugend die Mutterschaft in der sanften Natur meines Weibes geweckt hat. Andere Mütter würden in ihrem Stolz kühl gegen das arme Kind werden, welches wir adoptiert haben. Aber mein Haus ist durchwärmt von der Gegenwart eines Engels, welcher ein gleiches Theil Zärtlichkeit für beide kleine Wesen hat.«

Mit diesen schwämerisch geschriebenen Zeilen sagte mir der arme Mann unbewußt, auf welche listige und grausame Weise ihn seine Frau betrog.

Es quälte mich, die böse Frau in ihrem wahren Charakter darzustellen — aber wie sollte ich es thun? Sie muß über außerordentlich günstige Umstände verfügt haben, daß sie, ohne den geringsten Verdacht erregt zu haben, eine Reise machen konnte, wie sie es wirklich gethan, und ohne daß man sie währenddessen im Hause vermißt hatte. Wenn ich in meiner Antwort an den Prediger sagte, daß ich sie in meinem Hause empfangen hatte, und wenn ich die Unterhaltung wiederholte, wie sie stattgefunden, was würde das Ergebnis sein? Sie würde die Wahrheit geradezu ableugnen, und wem von uns würde der betörte Gatte in diesem Falle glauben?

Der Theil des Briefes, welchen ich mit einiger Befriedigung las, war der Schluß.

Aus diesem ersah ich, daß der Plan des Predigers, die Herkunft seiner Adoptiv-Tochter geheim zu halten, durchaus gelungen war. Die Mitglieder seines neuen Haushaltes hielten die beiden Kinder für rechte Schwestern. Auch war keine Gefahr vorhanden, daß das Adoptivkind, als das älteste von beiden, durch Nachforschung im Kirchenbuch herausgefunden werden konnte.

Ehe der Prediger unsere Stadt verließ, hatte er sich selbst überzeugt, daß kein Taufname im Geburtsregister beigefügt war und daß auch in keinem der verschiedenen Kirchenbücher die Eintragung der Taufe zu finden gewesen.

Er zog den Schluß — aller Wahrscheinlichkeit nach ein sehr richtiger Schluß, wenn er den Charakter der Eltern bedachte —, daß das Kind gar nicht getauft sei; so vollzog er die Zeremonie im Geheimen. Aus nur zu einleuchtenden Gründen verzichtete er auch darauf, ihren Vornamen dem Geburtsregister beizufügen. »Ich weiß nicht genau,« schrieb er, »ob ich das Gesetz verletzt habe oder nicht. In jedem Falle hoffe ich aber im Gehorsam

gegen das Wort Gottes gehandelt zu haben.«

Sechs Wochen vergingen, und wiederum hörte ich von meinem verehrten Freunde.

Sein zweiter Brief bildete einen starken Gegensatz zu dem ersten. Er war unter Sorgen und Angst geschrieben und benachrichtigte mich von einer sehr beunruhigenden Veränderung in der Gesundheit seiner Frau. Ich zeigte den Brief meinem Kollegen. Er hatte mir bereits gesagt, was der Dame fehlte, als sie damals bei mir im Zimmer krank wurde; mit einem Worte: herzleidend. Nachdem er den Brief gelesen hatte, sagte er voraus, was zu erwarten wäre, nämlich plötzlicher Tod.

Als ich danach wieder von dem Prediger hörte, hatte sich des Doktors schreckliche Prophezeiung erfüllt.

Wenn wir beraubten Freunden unser Beileid aussprechen, so heiligen die Grundsätze allgemeiner Heuchelei ohne allen Unterschied das Lügen als eine Pflicht, welche wir dem Todten schulden, sein Leben mag gewesen sein wie es will, nur deshalb, weil er eben todt ist.

Innerhalb meines eigenen Kreises bin ich immer still gewesen, wenn ich den betrubten Personen nicht eine Sympathie ausdrücken konnte, die ich nicht wirklich empfand. Wenn ich mit dem Prediger den Verlust einer Frau betrauert hätte, die ich als schamlose Betrügerin kannte und die mitleidslos entschlossen war, ihr grausames Ziel zu erreichen, so hätte ich mich vor mir selber erniedrigt, wenn ich ihm eine wohlüberlegte Lüge gesagt haben würde.

In meiner Antwort gab ich all Dem Ausdruck, was ein ehrlicher Mann naturgemäß empfindet, wenn er seinem Freunde schreibt, der großen Kummer hat; ich vermied sorgfältig jede Anspielung auf seine Frau und an die Stelle, welche ihr Tod in seinem Hause offen gelassen hatte. Leider mißfiel ihm mein Brief und beleidigte ihn. Er schrieb mir nicht mehr bis erst nach Jahren und bis die Zeit ihren mildernden Einfluss auf sein leidendes Gemüth ausgeübt hatte. Diese späteren Briefe sind aufbewahrt worden und werden zu rechter Zeit wahrscheinlich gebraucht werden zwecks einer Erklärung, zu welcher ich in der Zukunft verpflichtet sein dürfte.

— — — — —

Diesem Briefwechsel der nun sein Ende erreicht hatte folgte der eines mir gänzlich unbekannten Herrn.

Die Gründe, welche mich bestimmten, die Namen von Personen zu verschweigen, so lange ich Ereignisse erzählte, die im Gefängnisse stattgefunden, finden keine Anwendung auf einen Fremden, der von einem anderen Ort her schrieb. Daher darf ich immerhin Herrn Dunboyne aus Fairmount erwähnen, von der Westküste Irlands her, welcher der Schreiber des an mich adressierten Briefes war. Er gab sich zu meiner Ueberraschung als ein Verwandter, zum Tode verurtheilten Gefangenen zu erkennen, welche, als sich ihr die Gelegenheit bot, Lebewohl zu sagen, keinen (Fs ist wohl kaum nöthig, hinzuzufügen, daß ich ihr die Gelegenheit bot, Lebewohl zu sagen, keinen Gebrauch davon machte. Herr Dunboyne war der Schwager der Mörderin. Er hatte ihre Schwester geheiratet.

Seine Frau, so theilte er mir mit, sei im Kindbett gestorben und habe ihm nur einen einzigen Trost gelassen — einen Knaben, welcher ihn bereits jetzt schon an alles das erinnere, was in seiner verstorbenen Mutter glänzend und vortrefflich gewesen. Der Vater war außerordentlich besorgt, daß der Sohn niemals das Unglück erführe, das seine Familie betroffen. Da er seine gesellschaftliche Stellung seinen eigenen ehrenhaften Anstrengungen verdankte, so war er ganz besonders empfindlich, daß kein Flecken auf seinen Namen geworfen werde.

Der Brief bewegte sich in folgenden Ausdrücken:

»Gestern hörte ich zum ersten Male mittels eines alten Zeitungsausschnittes, den mir ein Freund schickte, daß das elende Weib, welches den Schimpf einer öffentlichen Hinrichtung über sich ergehen lassen mußte, ein kleines Kind hinterlassen habe. Können Sie mir vielleicht sagen, was aus der Waise geworden ist? Wenn dies kleine Mädchen, wie ich fürchte, nicht gut versorgt ist, so werde ich das thun, was meine geliebte Frau getan haben würde, wenn sie noch lebte, nämlich des Kindes Wohlfahrt zu meiner ganz besonderen Aufgabe machen. Ich bin gewillt, sie in ein mir wohlbekanntes Institut zu geben, in welchem sie gütig behandelt, gut erzogen und fähig gemacht wird, späterhin ihr Brot auf ehrenhafte Weise zu verdienen.

Wenn Sie es seltsam finden sollten, daß meine guten Absichten gegen dies kleine Mädchen — meine angeheiratete Nichte! — nicht so weit gehen, sie als ein Mitglied meiner eigenen Familie aufzunehmen, so bitte ich einige Betrachtungen zu machen, welche, wie ich hoffe bei Ihnen eben so schwer wiegen werden als bei mir.

Zunächst ist doch für alle Fälle die Möglichkeit vorhanden — so sorgfältig ich dies auch bestrebt sein würde zu verheimlichen — daß früher oder später die Herkunft des Kindes entdeckt werden könnte. Zweitens, selbst angenommen, daß es mir gelänge, das Geheimnis zu bewahren, wenn das Mädchen mit meinem Knaben zusammen aufwüchse, so wäre noch eine andere Möglichkeit vorhanden, mit der gerechnet werden müßte, nämlich daß die Kinder einander unentbehrlich würden. Wo lebt der Vater, der seinem Sohne erlauben würde, unwissend die Tochter einer überführten Mörderin zu heiraten? Ich müßte alsdann die Wahrheit offenbaren und die Herzen zweier junger, unschuldiger Geschöpfe verwunden, die einander anbeteten. Wer will sich in eine solche Gefahr begeben? Ich nicht, um Alles nicht.«

Der Brief endete mit einigen Höflichkeitsbezeugungen, die mir galten, und die Frage war nun: wie sollte ich antworten?

Der Briefsteller hatte einen sehr günstigen Eindruck auf mich gemacht; ich konnte nicht zweifeln, daß er ein hochherziger und ehrenwerther Mann sei. Das Interesse des Predigers hatte jedoch den höchsten Anspruch an mich, und ich hatte seine edle Handlungsweise vor jeder Entdeckung zu sichern, um so mehr noch, da die kindlichen Beziehungen der beiden Kinder zu ihm jetzt öffentlich bekannt waren. Der einzige sichere Weg, den ich einschlagen konnte, war, weder Freunde noch Bekannte ins Vertrauen zu ziehen. Ich antwortete demgemäß, drückte für die Beweggründe des Herrn Dunboyne meine aufrichtige Bewunderung aus und theilte ihm mit, daß das Kind, bereits versorgt sei.

Danach hörte ich nichts mehr von dem guten irischen Herrn.

Es ist wohl kaum nöthig, hinzuzufügen, daß ich den Prediger von meiner Korrespondenz mit Herrn Dunboyne nichts wissen ließ. Ich war zur Genüge mit der erregbaren und selbstquälerischen Natur meines Freundes bekannt, um ihm von der Thatsache, daß ein Verwandter der Gefangenen lebte und daß dieser wußte, daß sie ein Kind hinterlassen habe, nichts mitzutheilen.

— — — — —

Ein letzter Vorfall bleibt noch zu erzählen, ehe ich diese Seiten schließe.

Innerhalb des Jahres, in welchem ich dies schreibe, fügte unser Kaplan zu den vielen Beispielen großmütiger Bereitwilligkeit, seinen Freunden zu dienen, noch eines dazu. Er hatte beschlossen, seinen alljährlichen Urlaub zu benutzen um die englischen Seen kennen zu lernen, als er von einem Geistlichen, welcher in London wohnte und den er von der Schulzeit her kannte, einen Brief erhielt. Dieser alte Freund schrieb ihm unter Verhältnissen des trübsten, häuslichen Kammers und daß es durchaus

nöthig sei, daß er London für einige Zeit verliesse. Da es ihm nicht gelungen war, einen Vertreter zu finden, welchem er seine geistlichen Pflichten überlassen konnte, so wendete er sich an den Kaplan und bat ihn, ihm einen Geistlichen zu empfehlen, der in der Lage wäre, ihr zu dienen. Ohne Zögern gab mein vortrefflicher Kollege seinen Ferienplan auf und ging selbst nach London.

Bei seiner Rückkehr fragte ich ihn, ob er Bekannte gesehen hätte, die um jene Zeit vielleicht die Hauptstadt besuchten. Er lächelte bedeutungsvoll, als er mir antwortete.

»Ich habe eine Karte von einer Bekannten bekommen, nach der Sie nicht gefragt haben,« sagte er, »und ich glaube, Sie werden etwas verwundert sein.«

Er machte mich neugierig. Als er mir die Karte gab, fand ich folgendes darauf gedruckt:

Frau Tenbruggen aus Süd-Beveland.

»Nun?« sagte der Kaplan.

»Nun,« antwortete ich, »bisher habe ich noch niemals von einer Frau Tenbruggen aus Süd-Beveland gehört. Wer ist sie?«

»Ich verheiratete die Dame nur letzte Woche mit einem Ausländer in der Kirche meines Freundes«, erwiderte der Kaplan. »Vielleicht erinnern Sie sich ihres Mädchennamens?«

Er nannte den Namen jenes gefährlichen Geschöpfes, welche sich mir zuerst mit dem Kinde der Gefangenen vorstellte — Fräulein Elisabeth Chance. Das Wiedererscheinen dieser Person auf dem Schauplatze — wenngleich wieder erschienen nur durch ihre Karte — verursachte mir ein unsagbares Unbehagen; ich bekenne, daß dies Gefühl seiner Natur nach nur lächerlicher Aberglaube war, dessen ich mich heute mit Beschämung erinnere. Ich tat eine dumme Frage:

»Wie geschah es?«,

»Nach dem gewöhnlichen Lauf solcher Dinge, sagte mein Freund. »Sie wurden mit obrigkeitlicher Bewilligung getraut. Der Bräutigam war ein großer, schöner Mann mit kühnem Blick und lebhaftem Wesen. Die Braut und ich erkannten einander sofort. Als Fräulein Chance Frau Tenbruggen geworden war, nahm sie mich bei Seite und gab mir ihre Karte. »Bitten Sie den Direktor, sie anzunehmen«, sagte sie, »als Erinnerung an die Zeit, wo er mich für ein Kindermädchen gehalten. Sagen Sie ihm, daß ich mit einem vornehmen Holländer verheiratet bin. Sollte er jemals nach Holland kommen, so würde ich mich sehr freuen, ihn auf unserem Wohnsitz zu Süd-Beveland zu begrüßen.« Dies ihre Botschaft für Sie, wortgetreu wiedergegeben.«

»Ich bin recht froh, daß sie außerhalb Englands leben wird.«

»Warum? Haben Sie Grund, sie zu fürchten?«

»Allerdings nicht.«

»Denken Sie vielleicht an Jemand Andern?«

Ich dachte an den Prediger; mir schien es aber sicherer, dies nicht zu sagen.

— — — — —

Meine Feder ist bei Seite gelegt und die beschriebenen Blätter sind an ihre Bestimmung abgesendet. Um ein Bild von der Bühne her zu gebrauchen? Der Vorhang fällt hier vor dem Direktor und dem Gefängnisse.

—————

Zweite Periode: 1875.

Die Mädchen und die Tagebücher.

Elftes Kapitel.

Helene's Tagebuch.

Erster Tag.

Wir hatten Beide Gute Nacht gesagt und gingen, mit etwas Neuem in Aussicht, in unser Zimmer hinauf. Auf unseres Vaters Rath hatten wir uns entschlossen, Tagebücher zu führen, und zwar zum ersten Male in unserem Leben, und hatten uns fest vorgenommen, noch vor dem Zubettgehen anzufangen.

— Meine Schwester schlenderte langsam, schweigend und träge nach ihrem Theil des Zimmers und setzte sich an ihren Schreibtisch. Auf dem Schreibpult lag ein hübsch gebundenes Buch voll weißer Seiten. Das Wort »Tagebuch« war in goldenen Buchstaben darauf gedruckt und, passend zu dem Futteral, befand sich daran ein helles Messingschloß mit Schlüssel. Ein zweites Tagebuch, in allem dem ersten ganz gleich, lag auf dem Schreibtisch, der zu meinem Theil des Zimmers gehörte. Ich Öffnete mein Buch. Der Anblick der weißen Seiten regte mich etwas auf; sie waren so weich, so ohne Flecken, so ganz bereit, ihre Pflicht zu thun. Ich tauchte in mein Tintenfaß und begann mein Tagebuch zunächst mit einem Klecks. Dies war so entmutigend. Ich stand au*f und sah aus dem Fenster.

»Helena!«

Zu einem matternen Tone hätte meiner Schwester Stimme sich auch kaum hören lassen, wenn sie allabendlich die täglichen Vorkommnisse mit ihrer Feder erzählt hätte. »Nun?« fragte ich. »Was gibt es?«

»Hast Du schon etwas gemacht?« fragte sie.

Ich zeigte ihr den Klecks. Meine Schwester Ines — das seltsamste, aber zugleich auch das reizendste Mädchen — sagt stets gerade heraus, was ihr im Augenblick durch den Kopf fährt. Sie heftete ihre Augen höchst ernsthaft auf meine verdorbene Seite und sagte: »Das tröstet mich.« Ich ging quer durch das Zimmer und guckte in ihr Buch. Sie hatte noch nicht einmal so viel Energie angewendet, um einen Klecks zu machen. »Was wird Papa von uns denken,« sagte sie, »wenn wir nicht heute Abend anfangen?«

»Warum nicht mit dem anfangen,« meinte ich, »was er zu uns sagte, als er uns die Tagebücher gab? Jene weisen Worte werden auf der ersten Seite des neuen Buches gerade am rechten Platze sein.«

Sie ist von Natur durchaus kein lebhaftes Mädchen; sie weint nicht leicht, sie ist nicht freigebig mit Zärtlichkeiten, nicht geschwätzig. Es war aber wirklich wunderbar anzusehen, wie Ines von meinem Vorschlag ergriffen wurde. Sie verwandelte sich plötzlich in ein höchst erregbares Persönchen — sie küßte mich. »Oh!« rief sie, »wie klug Du bist! Das Einzige, was man schreiben muß. Ich thue es sofort.«

Sie schrieb wirklich sofort, ohne auch nur einmal anzuhalten, um nachzudenken, ohne au nur ein einziges Mal mich um Rath zu fragen. Linie folgte auf Linie; ich hörte wie ihre geräuschvolle Feder bis zum Ende der ersten Seite eilte, und es folgten noch dreiviertel einer zweiten Seite, ehe sie das Tagebuch schloß. Ich erinnerte sie, daß sie den Schlüssel nicht

umgedreht habe, der doch dazu da sei, ihr Geschriebenes geheim zu halten.

»Es verlohnt sich nicht der Mühe,« antwortete sie. »Wem daran liegt, der mag lesen, was ich geschrieben habe. Gute Nacht!«

Die einzige Veränderung, welche ich vorhin an ihr bemerkt hatte, fing an zu verschwinden, als sie ihre Vorbereitungen zum Zubettgehen traf. Ich bemerkte wieder die gewohnten trägen Bewegungen und jene regelmäßige und gleichmäßige Art und Weise, mit der sie ihr Haar büstete, was ich niemals sehen kann, ohne einem erstaunlichen Einfluss zu unterliegen, welcher mich zu manchem köstlichen Schlaf verholfen hat. Sie sprach die Gebete in ihrer Lieblingsecke des Zimmers und sie legte ihren Kopf auf das Kissen mit jenem vielsagenden matten Seufzer, durch welchen sie anzeigt, daß sie einzuschlafen beginnt. Die Rückkehr zu den alltäglichen Gewohnheiten empfand ich als wahre Erleichterung. Ines in einem erregten Zustande ist eine Ines, die ein unnatürliches Schauspiel darbietet.

Zunächst machte ich nun Gebrauch von der Freiheit, welche sie bereits gestattet hatte; ich meine von der Freiheit, zu lesen, was sie geschrieben hatte. Hier folgt es in getreuer Abschrift:

»Ich bin Niemand auch nur halb so gut wie Papa. Er ist immer gütig, er hat immer recht. Ich liebe ihn, ich liebe ihn, ich liebe ihn.

»Aber so wollte ich eigentlich nicht anfangen. Ich muß erzählen, wie er zu mir gesprochen; ich wünschte, er wäre hier, damit ich es ihm selbst erzählen könnte.

»Zu mir sagte er: »Du wirst träger als je, Ines.« Zu Helene sagte er: »Bei Dir macht sich der Einfluss von Ines' Beispiel fühlbar.« Zu uns Beiden sagte er: »Ihr seid nur zu gern bereit, liebe Kinder, Eure Hände in den Schooß zu legen, nichts zu betrachten und an nichts zu denken. Ich will Euch nun auf einen neuen Weg führen, wie Ihr Eure Mußestunden hinbringen sollt.«

»Danach öffnete er ein Paket, das auf dem Tische lag. Er schenkte jedem von uns ein schönes Buch, das er »Tagebuch« nannte. Er sprach: »Meine Lieben, wenn Ihr des Abends nichts zu thun habt, beschäftigt Euch damit, die Vorfälle jeden Tages in einem Tagebuche niederzuschreiben. Nach mancher Richtung hin wird diese Aufzeichnung nützlich sein und eine gute, moralische Uebung für junge Mädchen.« Helene sagte? »Oh, ich danke Dir!« Ich sagte dasselbe, aber nicht so freundlich.

»Die Wahrheit ist, daß ich ganz außer mir bin, wenn ich an Papa denke; ich bin innerlich um ihn besorgt. Wenn er sich nämlich eingehend mit etwas beschäftigt, so geht ein Beben über sein Gesicht, das früher gesehen zu haben ich mich nicht erinnere. Mir scheint, er ist plötzlich älter und dünner geworden. Er schreit — was er früher nie zu thun pflegte —, wenn er beim Predigen den Sündern droht. Da er mit schrecklichem Ernst an unsere Seelen denkt, so muß er natürlicherweise auch vom Teufel sprechen; aber niemals pflegte er mit seiner Faust auf das harmlose Kanzelpolster zu schlagen, wie er es jetzt thut. Es scheint, daß Niemand außer mir diese Dinge bemerkt hat; und da ich dies nun bemerkt habe, was muß ich noch thun? Ich weiß es nicht; ich bin keiner Sache gewiß außer der, die ich zu Anfang der einen Seite niedergeschrieben habe: ich liebe ihn, ich liebe ihn, ich liebe ihn.«

— — — — —

Da hörte dieser sonderbare Bericht auf. Jetzt war es leicht genug, den Einfluss zu entdecken, welcher meiner so bedachtsamen Schwester das Gedächtnis und die Feder so in Bewegung gebracht hatte; kurz, sie konnte Alles und Jedes, vorausgesetzt, daß ihr Herz und ihr Vater dabei theilhaftig waren.

Aber Ines hat Unrecht in dem, was sie von mir schreibt, und das muß ich ihr sagen.

Auch ich habe den traurigen Wechsel an meinem Vater wahrgenommen;

da er es aber nicht liebt, daß man zu Hause davon spricht, so habe ich diese schmerzliche Entdeckung für mich behalten. Unglücklicherweise ist der beste ärztliche Rath für uns nicht zu erreichen. Der einzige maßgebende Arzt an diesem Orte ist als Atheist bekannt. Aber trotz dieses anstößigen Hindernisses möchte ich doch den Vater überredet haben, ihn zu sprechen. Denn von den beiden anderen Aerzten, die er zu verschiedenen Malen konsultierte, redete der eine von zurückgehaltener Gicht und der andere sagte ihm, er möchte einen Jahresurlaub nehmen und sich auf dem Kontinent zerstreuen.

Soeben hat die Uhr zwölf geschlagen. Ich habe so lange geschrieben und abgeschrieben, bis meine Augen mir zufallen, und ich folge Ines' Beispiel und will gerade so gesund einschlafen wie sie. Unser erster Tagebuchversuch ist seltsam genug ausgefallen. Es soll mich doch wundern, wie lange wir dabei bleiben und was daraus wird.

Zweiter Tag.

Ich fürchte, ich bin ebenso dumm — nein, das ist kein hübsches Wort — ich will lieber sagen, ebenso einfach wie die liebe Ines. Ein Tagebuch bedeutet ein Verzeichnis der Ereignisse des Tages — und nicht eines der Ereignisse vom vergangenen Tage steht weder in dem meiner Schwester noch in meinem. Nun, es ist leicht, diesen Fehler gut zu machen. Unser Leben geht eben so langweilig dahin — nicht um die Welt möchte ich dies in Gegenwart meines Vaters sagen —, daß das Verzeichnis eines Tages immer gleich dem des andern sein wird.

Nach gemeinsamem Gebet und Frühstück muß ich mich in die Hände der mich täglich verfolgenden Köchin begeben. Das heißt, ich muß, da ich den Haushalt führe, anordnen, was wir essen werden. Oh, wie ich es verabscheue, den Speisezettel herstellen zu müssen! Und wie bewundere ich diese beneidenswerte Langsamkeit des Denkens und die Trägheit des Körpers, welche Ines davor bewahrt haben, ihrerseits die Mühen des Haushaltes zu übernehmen! Sie darf in den Garten gehen und dort arbeiten, während ich meine Phantasie zermartere, verschiedene Speisen zu entdecken, ohne dabei die Grenzen der Sparsamkeit zu überschreiten. Ich glaube, ich darf es mir selber wohl ganz heimlich bekennen — wie traurig ich bin, nicht als Mann geboren zu sein!

Mein nächstes Amt führt mich in meines Vaters Arbeitszimmer, wo ich nach seinem Diktat schreibe. Dies bedauere ich nicht; es schmeichelt meinem Stolz, daß ich einem so großen Manne eine Hilfe sein kann. Hierbei muß ich gleich bemerken, daß Ines kleine Schwächen sie auch von einer andern Verantwortlichkeit befreit haben. Sie vermag weder die diktierten Worte im Gedächtnis zu behalten, noch war sie je fähig, zu begreifen, wohin sie die Punkte zu setzen habe.

Nach dem Diktat übe ich eine Stunde Musik. Meine Schwester kommt alsdann vom Garten herein mit ihrem Stift und Zeichenkasten und übt sich im Zeichnen. Danach gehen wir spazieren. Der Spaziergang ist herrlich, wenn unser Vater auch mitgeht. Er hat uns immer etwas Neues zu erzählen, was meist hervorgerufen wird durch das, was wir unterwegs sehen. Danach folgt das Mittagessen, für mich durchaus nicht immer eine angenehme Tageszeit. Manchmal vernehme ich väterliche Klagen — immer freundliche Klagen — über mein Wirthschaften; manchmal sagt mir meine Schwester — ich will nicht sagen, meine gefräßige Schwester — ich habe ihr nicht genug zu essen gegeben. Armer Vater! Liebe Ines!

Wenn das Mittagessen vorüber ist, strolchen wir bei schönem Wetter im Garten herum. Wenn es regnet, arbeiten wir Flanellunterröcke für arme alte Frauen. Wie schrecklich sieht doch das Alter aus! Häßlich, hilflos, elend werden, unfähig zu allein Freuden dieses Leben³; — ich hoffe, ich werde nicht alt werden. Was würde mein Vater sagen, wenn er dies läse? Um seinetwillen, ganz abgesehen von meinem eigenen Gefühl, werde ich gut thun mich daran zu gewöhnen, das Schloß meines Tagebuchs zu gebrauchen.

Unsere nächste Beschäftigung besteht darin, uns in der Bibelstunde für Mädchen einzufinden und der Lehrerin zu helfen. Dies ist eine gute Uebung für Ines Temperament, und ich kann es nicht leugnen, für meines auch. Ich hätte manchmal Lust, die ganze Klasse zu ohrfeigen, aber es ist meine Pflicht, ein lächelndes Gesicht zu zeigen und ein Muster an Geduld zu bleiben. Aus der Bibelstunde gehen wir zuweilen in einen Vortrag des Vaters. Sonst beschäftigen wir uns so gut wir können, bis der Thee fertig ist. Nach dem Thee lesen wir Bücher, die uns belehren; Gedichte und Novellen sind verboten. Wenn wir vom Lesen müde sind, so plaudern wir. Ist das Abendbrot vorüber, so beten wir wieder und gehen zu Bett. So geht uns der Tag dahin. Oh, Himmel, das ist unser Tag.

— — — — —

Und wie ist Ines der zweite Versuch, ein Tagebuch zu führen, gelungen? Hier steht, was sie geschrieben hat. Es hat ein Verdienst, das Niemand leugnen kann — es ist bald gelesen:

»Ich hoffe, Papa wird mir verzeihen über den heutigen Tag ist nichts zu schreiben,«

Immer und immer wieder habe ich versucht, meiner Schwester die Geschmacklosigkeit begreiflich zu machen, welche darin liegt, den Vater Papa zu nennen, wie sie es als Kind getan. Ich habe sie daran erinnert, daß sie den Jahren nach wenigstens kein Kind mehr ist. »Warum nennst Du ihn nicht Vater wie ich?« fragte ich sie am folgenden Tage. Sie gab mir eine sonderbare Antwort: »Ich habe ihn Papa genannt, als ich ein kleines Mädchen war.«

»Das«, erwiderte ich, »rechtfertigt Dich doch keinesfalls, ihn jetzt noch Papa zu nennen.«

Und sie antwortete schnell: »Ja, doch.« Was für eine seltsame Art zu denken! Und was für ein reizendes Mädchen trotz ihrer Eigenthümlichkeit.

—————

Dritter Tag.

Die Post hat heute früh das Versprechen einer kleinen Abwechslung in unserem Leben gebracht, oder um deutlicher zu sprechen, in dem Leben meiner Schwester.

Unsere neuen, netten Freunde, die Staveleys, haben Ines eingeladen, sie in ihrem Hause in London zu besuchen. Ich bin nicht traurig, zu Hause bleiben zu müssen. Es würde wirklich unkindlich sein, wenn wir beide unsern Vater verließen; auch hatte ich im vergangenen Jahre die erste Einladung erhalten und mich des wechselnden Schauplatzes erfreut.

Die Staveleys sind vorzügliche Leute: strenggläubige Mitglieder des Methodistenbekenntnisses und außerordentlich gütig gegen mich und meine Schwester. Dennoch war es für mein sittliches Wohl gerade gut, daß ich den Besuch bei unseren Freunden zeitig beendete. Bei meiner Liebe zur Musik empfand ich die Versuchung des Bösen, wenn ich die Plakate auf den Straßen sah, die verkündigten, daß die italienische Oper eröffnet wäre. Ich hatte nicht den Wunsch, Zeuge des schamlosen und sündigen Tanzes zu sein, welcher, wie man mir gesagt hat, in der Oper vor sich geht; aber ich fühlte, wie es meine Grundsätze erschütterte, wenn ich an die wundervollen Sänger und die hinreißende Musik dachte. Und doch wußte ich, welch eine sündige Lust die Leute athmen, welche dass Theater besuchen! Mit Schrecken denke ich daran, was passiert sei, wenn ich ein bisschen länger in London geblieben wäre!

Als ich Ines beim Einpacken half, legte ich auch ihr Tagebuch in den Koffer.

»Von nun an wirst Du etwas hineinzuschreiben haben,« sagte ich zu ihr. »Während ich alles aufzeichne, was zu Hause vorfällt, so wirst Du Dein Tagebuch mit dem anfüllen, was Du in London treibst, und wenn Du zurückkommst, zeigen wir einander, was wir geschrieben.« Meine Schwester ist ein liebes Geschöpf. »Ich weiß nicht, ob ich im Stande sein werde, dies zu thun,« antwortete sie, »Aber ich verspreche, daß ich es versuchen will.« Gute Ines!

Zwölftes Kapitel.

Ines' Tagebuch.



Die Londoner Luft ist drückend. Ein garstiger Rauchgeruch geht durch ganz London. Es gibt in London zu viele Leute. Alle Leute scheinen große Eile zu haben. Einem Mädchen vom Lande, die hier durch die Straßen geht, wird es schwindelig, wenn sie nämlich nicht an das Geräusch gewöhnt ist,

Ich hoffe, daß London die Veranlassung meiner Verstimmung ist. Sonst müßte ich mich ja selber in diese schlechte Laune gebracht haben. Ich war noch keinen ganzen Tag im Staveley'schen Hause, und sie hatten mich schon beleidigt. Es ist nicht nothwendig, daß Helene dies von anderen Leuten hört und mich dann fragt, warum ich es ihr verheimlicht habe. Wenn wir wieder zusammen zu Hause sein werden, liest Eine der Andern Tagebuch. Sie mag sehen, was ich von mir hier zu sagen habe.

Im Ganzen gibt es sieben Staveleys: Herr und Frau — zwei —; drei junge Herren — fünf —; zwei junge Fräulein — sieben —. Dass älteste Fräulein und der zweite junge Herr sind die einzigen, welche augenblicklich zu Hause sind.

Herr und Frau und Fräulein küßten mich, als ich ankam. Der junge Herr schüttelte mir nur die Hand. Er sah aus, als ob er mich auch gern geküßt hätte. Warum auch nicht? Es hätte nichts zu bedeuten gehabt, ich selbst küsse nicht gern. Was hat es denn auch für einen Zweck? Und worin liegt das Vergnügen?

Die Frau war sehr erfreut, mich zu sehen; sie ergriff mich bei beiden Händen. Sie sagte: »Mein liebes Kind, Du hast Dich höchst vortheilhaft verändert. Du warst erschreckend dünn, als ich Dich das letzte Mal sah. Nun bist Du fast so gut entwickelt wie Deine Schwester. Mir scheint, Du bist hübscher wie Deine Schwester.« Der Herr stimmte nicht mit ihr überein. Er und seine Frau fingen an, sich vor meinen Augen darüber zu streiten. Ich finde, daß so etwas kaum auszuhalten ist.

Der Herr sagte: »Sie hat nicht die schönen grauen Augen der Schwester«.

Die Frau sagte: »Sie hat hübsche braune Augen bekommen, die gerade so gut sind.«

Der Herr sagte: »Du kannst ihren Teint doch nicht mit dem Helenens vergleichen.« —

Die Frau sagte: »Mir gefällt gerade Ines blasser Teint; sie sieht so fein aus.«

Das junge Fräulein fiel ein: »Ich bewundere Helenens Haar: solch ein Hellbraun.«

Der junge Herr gab nun auch seine Meinung ab: »Ich ziehe das Haar von Ines vor: schwarzbraun.«

Der Herr öffnete seinen großen dicken Mund und tat eine Frage: »Ich habe es vergessen: wer von Euch beiden Schwestern ist doch die Aelteste?«

Die Frau antwortete für mich: »Helene ist die Aelteste; als sie zuletzt hier war, sagte sie es mir.«

Das konnte ich aber wirklich nicht ertragen. »Sie irren sich«, platzte ich los.

»Gewiß nicht, mein liebes Kind.«

»Dann hat sich Helene geirrt.« Ich mochte nicht von meiner Schwester sagen, daß sie sie getäuscht habe, obgleich es nur zu sehr den Anschein hatte.

Mann und Frau sahen einander an. Die Frau sagte: »Du scheinst recht eigensinnig zu sein, Ines, Helene wird das doch sicherlich wissen.«

Ich sagte: »Helene weiß mancherlei; aber sie weiß nicht, wer von uns⁸ Beiden die Aelteste ist.«

Der Herr tat eine andere Frage: »Weißt Du es?«

»Ebensowenig wie Helene.«

Die Frau sagte: »Feiert Ihr nicht die Geburtstage?«

Ich jagte?: »Ja; wir feiern unsere Geburtstage Beide an demselben Tage.«

»An welchem Tage?«

»Am ersten Tage des neuen Jahres.«

Der Herr hörte noch nicht auf: »Ihr könnt doch nicht Zwillinge sein!«

»Ich weiß es nicht.«

»Weiß Helene es vielleicht?«

»Auch sie nicht!«

Die nächste Frage 'nahm die Frau ihrem Gatten aus dem Munde: »Komm, komm, mein Herzchen! Du mußt doch wissen, wie alt Du bist.«

»Ja, ich weiß es auch. ich bin achtzehn.«

»Und wie alt ist Helene?«

»Helene ist achtzehn.«

Die Frau wandte sich zum Herrn um: »Hast Du. das gehört?«

Der Herr sagte: »Ich werde an ihren Vater schreiben und fragen, was das bedeutet.« Ich sagte: »Papa wird Ihnen dasselbe sagen, das er uns vor Jahren gesagt hat.«

»Was sagte Dein Vater?«

»Er sagte, er habe unser Beider Alter zusammengezählt, und das Produkt wolle er unter uns theilen. Es ist schon so lange her, ich weiß gar nicht mehr, was das Produkt war. Aber ich will Ihnen sagen, welches jetzt das Produkt ist. Zusammen sind wir sechsunddreißig Jahre alt. Ich bekomme die eine Hälfte und Helene die andere. Wenn wir fragen, was das eigentlich bedeutet, oder wenn Freunde fragen, was es bedeutet, so hat Papa für Jedermann dieselbe Antwort. »Ich habe meine Gründe.« Das ist alles, was er sagt, und das ist auch alles, was ich sage.«

Ich hatte nicht die Absicht, den Herrn ärgerlich zu machen, aber er wurde ärgerlich. Er hörte auf, mich bei meinem Vornamen zu nennen. Er sagte: »Merken Sie sich, Gracedieu, es ist nicht recht schicklich für eine junge Dame, ältere Leute anzuführen.«

Man hatte mir gesagt, daß es für eine junge Dame passend wäre, einen alten Herrn mit »mein Herr« anzureden und »wenn es Ihnen gefällig wäre«. Ich gab mir alle Mühe, höchst achtungsvoll zu sprechen? »Wenn es Ihnen gefällig ist, mein Herr, so schreiben Sie an Papa, Sie werden erfahren, daß ich die Wahrheit gesprochen habe.«

Ein weibliches Wesen öffnete die Thüre und sagte zu Frau Staveley: »Das Mittagessen, gnädige Frau.« Dies tat der wenig erfreulichen Erregung der Gemüther Einhalt.

Wir hatten ein vortreffliches Mittagsmahl.

Am folgenden Tage schrieb ich an Helene und fragte sie, was sie eigentlich zu den Staveleys über ihr und mein Alter gesagt habe, und theilte ihr mit, was ich gesagt hatte. Ich fand, daß es eine zu große Geduldsprobe für mich wäre, zu warten, bis sie sehen konnte, was ich über diesen Streit in mein Tagebuch geschrieben. Seitdem sind einige Tage vorüber und ich bin zu faul und dumm gewesen, um in mein Tagebuch zu schreiben.

Heute ist es mit mir anders. Mein Kopf gleicht einem dunkeln Zimmer, in welchem Licht zurückgeblieben ist. Ich erinnere mich der Dinge'; ich denke, ich kann anfangen.

In diesem Hause haben wir Morgens und Abends Religionsübungen, gerade wie zu Hause. — Mit Papa's Religionsübungen, sind sie aber nicht zu vergleichen. — Vor zwei Tage hielt Herr Staveley sein Antwortschreiben. Er hatte es ganz so gemacht, wie ich es gemacht, wie ich es erwartet — er sagte, daß ich die Wahrheit gesprochen, und täuschte die Familie in ihren Erwartungen, indem er sie bat, ihn zu entschuldigen, wenn er es unterließ, Aufklärungen zu geben. Der Herr sagte: »Sehr sonderbar«, und die Frau stimmte ihm bei. Das junge Fräulein ist nicht mehr ganz so freundlich wie zuerst, und der junge Herr war unverschämt genug, mich zu fragen, »ob ich überhaupt Religion hätte.« Die Liste meiner Plaudereien zu vollenden, erhielt ich auch noch eine ärgerliche Antwort von Helene. »Nur ein Einfaltspinsel,« schrieb sie, »würde mir widersprochen haben.« Wer außer Dir würde nicht begriffen haben, daß Papa's seltsamer Beschluß, es dahingestellt sein zu lassen, wer von uns die Aeltere sei, uns vor anderen Leuten lächerlich macht? Ich hätte Geistesgegenwart genug gehabt, dies zu verhindern. Du hättest gescheiter sein sollen und hübsch den Mund halten.« Helene hat vielleicht recht, aber mir scheint es nicht so.

Sonntags gingen wir zweimal in die Kapelle. Auch hatten wir schon zu Hause eine Predigt gelesen und ein kaltes Mittagessen eingenommen. Abends fand zwischen Herrn Staveley und seinem Sohne ein heftiger Streit über Religion statt. Ich tadle sie nicht. Nachdem ich den ganzen Sonntag hindurch fromm gewesen war, empfand ich es als wahre Erleichterung, Abends es nicht mehr sein zu brauchen.

Für morgen ist etwas Hübsches in Aussicht. Ganz London geht jetzt in die Gemäldeausstellung. Wir werden mit ganz London sein.

— — — — —

Ich weiß gar nicht, was heute Abend mit mir los ist. Ich war bereits zu Bett gegangen, ohne schlafen zu können! Nachdem ich mich geworfen, zusammengekrümmt, kurz jede Art Lage versucht hatte, bin ich so ärgerlich geworden, daß ich wieder aufgestanden bin. Um etwas zu thun, habe ich das Tintenfaß geöffnet, und ich denke, ich fahre in meinem Tagebuch weiter fort.

Jetzt, wo ich darüber nachdenke, scheint es doch, als wenn mich die Kunstaussstellung so aufgeregt hätte.

Ich sah eine ungeheure Anzahl Gemälde, die von einer ungeheuren Anzahl Leute umstanden wurden, welche jene betrachteten. Es ist mir nicht möglich, alles zu beschreiben, was ich sah; dazu war es zu viel. Außerdem entsprach die Ausstellung auch nicht meinen Erwartungen. Ich will lieber die Unannehmlichkeit niederschreiben — einen anderen Streit! —, welchen ich mit Frau Staveley hatte. Die Veranlassung gab ein berühmter Künstler; nicht er selbst, sondern seine Werke. Er hat vier Bilder ausgestellt — figürliche Gegenstände, wie es genannt wird. Frau Staveley hatte eine Bleistift in der Hand; bei jedem der vier Bilder des großen Mannes machte sie in ihrem Katalog einen dicken Bewunderungsstrich. Bei dem vierten sagte sie zu mir: »Ist es nicht vollendet schön, Ines?«

Ich erwiderte, daß ich das nicht wüßte. »Du seltsames Mädchen,« sagte sie, »was meinst Du damit?«

Er wäre unartig gewesen, wenn ich nicht die beste Antwort gegeben hätte, die ich finden konnte. Ich sagte also: »Noch niemals habe ich das Fleisch in irgend eines Menschen Gesicht so gesehen wie in den Gesichtern, welche dieser Mann gemalt hat. Sie erinnern mich an Wachsfiguren. Warum malt er dasselbe wachsfarbene Gesicht auf allen vier Gemälden? Ich sehe in keinem

einigen der Gesichter um uns eine solche Fleischfarbe.« Frau Staveley machte mit ihrer Hand eine Bewegung, damit ich schweigen sollte. Sie sagte: »Sprich nicht so laut, Ines; Du trägst bloß Deine eigene Unwissenheit zur Schau.«

Hinter uns redete eine Stimme mit drein. Die Stimme sagte: »Entschuldigen Sie mich, Frau Staveley, wenn ich auch meine Unwissenheit zur Schau trage. Ich stimme der jungen Dame vollkommen bei.« —

Ich war der Person, welche meine Partei genommen hatte, dankbar, denn ich befand mich gerade in Verlegenheit, was ich zu meiner Vertheidigung sagen sollte. Ich sah mich um. Die Person war ein junger Mann.

Er trug einen schönen blauen Gehrock, der aufgeknöpft war. Ich mag Gehröcke sehr gut leiden. Er hatte helle Hosen an, graue Handschuhe und einen hübschen Stock in der Hand. Von welcher Farbe seine Augen waren, ist mehr als ich sagen kann; ich weiß nur, daß mir heiß wurde, als er mich ansah. Nicht etwa, daß es mir unangenehm gewesen wäre, so heiß zu werden; es ist ganz gewiß besser als kalt werden. Er und Frau Staveley wechselten einen Händedruck.

Sie schienen alte Bekannte zu jein. Ich wünschte, ich wäre auch: eine alte Bekanntschaft gewesen, wahrhaftig nicht aus schlimmen Grunde. Aber ich hätte auch gern einen Händedruck gewechselt. Was Frau Staveley zu ihm sagte, entging mir theilweise. Ich glaube, die Bilder sah ich auch nicht mehr. Ich erinnere mich nur noch des jungen Mannes und besonders des Augenblicks, wo er den Hut abnahm, um mich zu grüßen. Er sah mich zweimal an, ehe er fortging. Mir wurde wieder ganz heiß. Ich sagte zu Frau Staveley: »Wer ist das?«

Sie lachte mich aus. Ich fragte wieder? »Wer ist das?« Sie sagte: »Das ist der junge Herr Dunboyne.« Ich sagte: »Lebt er in London?« Sie lachte wieder. Ich sagte von Neuem: »Lebt er in London?« Sie sagte: »Er ist während der Feiertage hier; er lebt sonst bei Fairmount in Irland.«

Ein junger Herr Dunboyne — während der Feiertage hier — lebt bei seinem Vater zu Fairmount in Irland. Das habe ich mir schon mehr als fünfzig Mal vorgesagt. Und hier steht es zum einundfünfzigsten Male in meinem Tagebuch. Ich muß wirklich ein Einfaltspinsel sein, wie Helene sagt. Ich thäte am besten, zu Bett zu gehen.

Dreizehntes Kapitel.

Ines' Tagebuch.



urze Zeit ehe ich von zu Hause abreiste, hörte ich, wie eins unserer Mädchen zum anderen von einer Person sprach, die »behext« sei. Bist du behext, wenn du dich selbst nicht mehr verstehst? Ich befinde mich nämlich in diesem seltsamen Falle, seit dem ich in der Gemäldeausstellung war. Heute Früh nahm ich meine Zeichenmaterialien aus dem Kasten, und versuchte, nach dem Gedächtnis ein Porträt vom jungen Herrn Dunboyne zu machen. Sein Gehrock und sein Stock gelangen mir sehr gut; aber soviel ich es auch versuchen mochte, sein Gesicht ging über meine Kräfte. Seil meiner Kindheit habe ich niemals etwas so schlecht gezeichnet; ich war nahe daran, zu weinen. Was bin ich doch für eine Närrin!

Heute Morgen erhielt ich von Papa einen Brief — es war die Antwort auf einen Brief, den ich ihm geschrieben hatte — so gütig, so schön in Allem ausgedrückt, so ganz ihm selbst gleich, daß ich schon die Absicht hatte, ihm den sonderbaren Zustand, der mich überkommen, zu bekennen und ihn um Trost und Rath zu bitten. Mein nächster Gedanke schreckte jedoch davor zurück, Fürchtete ich Papa? Ich verstehe mich weniger als je.

Herr Dunboyne machte uns am Nachmittag einen Besuch, glücklicherweise noch bevor wir ausgegangen waren, Ich wollte ihn mir recht genau ansehen, damit ich sein Gesicht besser behalten möchte als bisher. Doch passierte mir noch etwas Unangenehmes. Vielleicht ohne daß er die Absicht hatte, dessen bin ich gewiß, tat er etwas, was fein anderer junger Mann je getan hat — er brachte mich in Verwirrung. Anstatt ihn anzusehen, daß ich da mit gesenktem Kopfe und hörte auf seine Worte. Seine Stimme — dies ist ein außerordentliches Lob — erinnerte mich an Papa's Stimme. Sie schien mich gerade so zu überzeugen wie Papa mit ihr seine Gemeinde überzeugt. Ich fühlte mich wieder ganz behaglich. Als er fortging, gaben wir uns die Hände, Er drückte meine Hand ein wenig. Ich erwiderte den Druck — ohne zu wissen warum. Als er gegangen war, wünschte ich, es lieber nicht getan zu haben — wiederum ohne zu wissen warum.

Heute hörte ich zum ersten Male seinen Vornamen. Frau Staveley sagte zu mir: »Wir werden eine Mittagsgesellschaft geben. Soll ich Philipp Dunboyne bitten?« Ich sagte zu Frau Staveley: »O ja!«

Sie ist eine alte Frau; ihre Augen sind trübe; doch kann sie manchmal auch recht muthwillig blicken. Sie sah mich darauf recht muthwillig an. Ich wünschte, ich wäre nicht so bereitwillig gewesen, daß Herr Dunboyne zu Tische gebeten würde. Ich fürchte, ich habe mich erniedrigt. Meine Lebensgeister sind ganz niedergedrückt. Diese Welt ist ganz so wie Papa stets in seinen Predigten wiederholt — eine höchst elende. Es thut mir leid, Staveley's Einladung angenommen zu haben. Es thut mir leid, die Gemälde gesehen zu haben. Wenn dieser junge Mann zu Tische kommt, so werde ich sagen, ich hätte Kopfweh bekommen, und ich werde allein oben bleiben. Dieser Vorname gefällt mir eigentlich auch gar nicht. ich hasse London. Ich hasse die ganze Welt.

— — — — —

Was ich gestern hier hineingeschrieben, ist Unsinn. Sein Vorname gefällt mir sogar sehr. London gefällt mir. Ich liebe die ganze Welt.

Er kam heute zu Tische. Ich saß neben ihm. Wie schön doch ein Frack ist und wie gut eine weiße Krawatte kleidet! Wir plauderten. Er wollte meinen Vornamen wissen. Ich war ganz glücklich, als ich sah, daß er zu den wenigen Leuten gehörte, die ihn leiden mögen. Sein Haar ist von Natur lockig. Die Farbe liegt zwischen meinem Haar und dem Helenens; es duftet nach einem köstlichen Parfüm, das ich noch nicht kenne. Er hat weiße Hände; seine Nägel sehen so aus, als wenn sie poliert wären; ich möchte meine Nägel auch polieren, wenn ich nur wüßte, wie. Was ich auch sagte, er stimmte immer mit mir überein; zum erstenmale in meinem Leben war ich mit meiner eigenen Unterhaltung zufrieden. Wenn ich nach Hause komme, wird Helene nicht mehr finden, daß ich ein Einfaltspinsel bin. Was für eine vortreffliche Einrichtung doch Mittagsgesellschaften sind!

Als wir Abschied nahmen, sagte mir meine Schwester, ich solle besonders daran denken, meine aufrichtige Meinung über die Staveley's niederzuschreiben. Helene will nämlich ihre Meinung über diese Familie mit meiner vergleichen.

Meine Meinung über Herrn Staveley ist — ich kann ihn nicht leiden. Meine Meinung über Fräulein Staveley ist: ich kann sie kaum ertragen. Was den jungen Herrn Staveley anbetrifft, so wird meine kluge Schwester wohl begreifen, daß er nicht der Beachtung werth ist. Doch was für ein prächtiges Wesen ist Frau Staveley! Nach dem zweiten Frühstück machten wir dann in Kensington Gardens einen gemeinschaftlichen Spaziergang. Noch niemals habe ich eine Unterhaltung gehört, die ich mit der von Frau Staveley vergleichen könnte. Helene wird selbst von zweiter Hand noch davon entzückt sein.

In zwei Dingen habe ich mich vollständig geändert; erstens: ich denke mehr über mich als je zuvor; zweitens: schreiben macht mir keine Schwierigkeiten mehr. Ich könnte hundert Zeitungen anfüllen, ohne auch nur einmal nachdenken zu müssen.

Frau Staveley fing sehr liebenswürdig an: »Ich denke, Ines, man wird Dir schon oft gesagt haben, daß Du eine gute Figur und einen schönen Gang hast.«

Ich sagte: »Helene meint, meine Figur taugte mehr als mein Gesicht. Ob ich aber besonders gut gehe, darüber hat mir nie Jemand etwas gesagt.«

»Sie erwiderte: »Philipp Dunboyne findet es. Er sagte mir: »Ich widerstehe der Versuchung, weil ich die Achtung zu verletzen fürchte, wenn ich ihr nachgäbe. Aber wenn sie ausgeht, möchte ich ihr immer folgen, schon bloß des Vergnügens wegen, das ich empfinde, wenn ich sie gehen sehe.«

Ich blieb mäuschenstill. Ich sagte nichts. Und wenn Du so stolz bist wie ein Pfau, was mir bis dahin noch nicht passiert ist, so finde ich, Du kannst Dich weder bewegen, noch verstehst Du zu reden. Du kannst bloß von Dir selber entzückt sein.

Die liebe Frau Staveley hatte mir noch mehr zu sagen. Sie begann: »Ich nehme vielen Anteil an Philipp. Ehe ich mich verheiratete, wohnte ich in der Nähe von Fairmount; zu jener Zeit war er ein Kind. Ich wünschte, er möchte ein reizendes Mädchen heiraten und mit ihr glücklich werden.«

Diese Worte zwangen mich unwillkürlich, an Fräulein Staveley zu denken! Die Vorstellung, daß sie dies reizende Mädchen sein sollte, machte mich ganz toll. Ich war kühn genug, danach zu fragen. Frau Staveley warf mir jenen muthwilligen Blick zu, den ich bereits beobachtet hatte. Mich überkam ein Gefühl, als sei ich mit der denkbar größten Schnelligkeit gelaufen und wäre noch ganz außer Athem.

Aber diese gute, mütterliche Freundin brachte mich bald wieder zu mir. Sie machte mir folgende Erklärung: »Philipp, der arme Junge, ist in meinem Hause nicht allzu beliebt. Mein Mann hält ihn für schwach, eitel und leichtsinnig. Und meine Tochter stimmt mit ihren Vater überein. Es gibt

Zeiten, wo sie zu Philipp kaum höflich ist. Er ist zu gutmütig, um sich zu beklagen, aber ich sehe es. Sage mir, meint Herzchen, magst Du Philipp gut leiden?»

»Natürlich, ja!« Diese Worte waren heraus, ehe ich es recht wußte. War es vielleicht unschicklich, zu sagen, was ich eben gesagt hatte? Frau Staveley schien eher belustigt zu sein als böse, Sie nahm freundlich meinen Arm und führte mich weiter. »Mein Kind,« sagte sie, »Du bist so klar wie Krystall und so zuverlässig wie Stahl. Du bist mein ganzer Liebling.«

Was für eine entzückende Frau! Ich fragte sie, ob sie mich wirklich ebenso lieb hätte wie meine Schwester.

Sie sagte: »Noch mehr.«

Das erwartete ich nicht, und dass ist auch gar nicht nöthig. Helene steht doch über mir. Sie ist hübscher als ich, klüger als ich, mehr werth), geliebt zu werden als ich. Frau Staveley brachte das Gespräch wieder auf Philipp. Ich sollte Herr Philipp gesagt haben. Nein, doch nicht; ich werde ihn Philipp nennen. Und wenn ich ein Herz von Stein hätte, müßte ich Theilnahme für ihn haben nach dem, was Frau Staveley über ihn gesagt hatte.

Nach vielen Richtungen eine recht traurige Geschichte! Mutter, Brüder, Schwestern — alle gestorben. Nur der Vater ist noch am Leben, und dieser führt ein trauriges Dasein an einer einsamen, stürmischen Küste. Durchaus kein strenger alter Herr! Die Gründe für sein zurückgezogenes Leben sind Gründe — wenigstens sagt Frau Staveley dies —, welche Niemand kennt. Er vergräbt sich unter seinen Büchern in einer ungeheuren Bibliothek, und dies scheint ihm besonders zuzusagen. Sein Sohn ist nicht, wie andere junge Männer, in der Schule und im Gymnasium erzogen worden. Er ist sehr gelehrt zu Hause erzogen worden. Als ich von seinem vielen Wissen hörte, war ich recht verstimmt. Mir schien, dies bilde einen großen Abstand zwischen uns. Ich fragte Frau Staveley, ob er mich für unwissend halte. So lange wie ich lebe, werde ich mich dieser Antwort erinnern? »Er findet Dich reizend.«

Ein anderes Mädchen würde davon gewiß vollkommen befriedigt gewesen sein, Ich bin aber ein ganz elendes Wesen, das immer Dummheiten macht. Meine einfältige Neugierde verdarb den Reiz von Frau Staveley's Unterhaltung. Und doch war meine Frage eigentlich ganz harmlos. Ich sagte nämlich nur, daß ich gern wissen möchte, was für einen Beruf Philipp habe.

Frau Staveley antwortete: »Gar keinen Beruf.«

Thörichterweise schien mir dies eine recht schlechte Bedeutung zu haben. Ich sagte: »Ist er müßig?«

Frau Staveley lachte. »Mein liebes Kind, er ist ein einziger Sohn und sein Vater ist ein reicher Mann.«

Das machte mich schweigen.

— Wir haben genug, um zu Hause gemächlich leben zu können, mehr nicht. Papa hat uns selbst gesagt, er ist kein reicher Mann, und es sei auch keine Aussicht vorhanden, daß er je einer werde. Dies ist aber noch nicht das Schlimmste. Im vergangenen Jahre weigerte er sich, ein junges Paar zu trauen, welches zu unserer Gemeinde gehörte. Dies war ganz gegen seine sonstigen Gewohnheiten. Helene und ich fragten ihn nach den Gründen. Die Gründe waren bald gesagt. Der Vater des jungen Mannes war reich. Er hatte seinem Sohne verboten, ein liebes Mädchen zu heiraten, weil sie kein Vermögen hatte.

Ich habe kein Vermögen. Und Philipps Vater ist ein reicher Mann.

Das Beste, was ich thun kann, ist, meine Feder zu trocknen und mit dem nächtlichen Zuge nach Hause zu reisen.

— — — — —

Ich habe große Lust, mein Tagebuch zu verbrennen! Ich sehe aus ihm, daß es besser wäre, nicht mehr an Philipp zu denken.

Doch will ich mein Tagebuch lieber nicht vernichten; ich will es nur fortlegen. Wenn ich eine alte Frau werden sollte, so wird es mir Spaß machen, dies Buch zu öffnen und zu lesen, wie thöricht dies arme Geschöpf in ihrer Jugend war.

Was habe ich nur für ein schmerzhaftes Gefühl in meinem Herzen? So lange ich lebe, habe ich es noch nie gehabt. Kommt es von der Aufregung? Was soll ich nur denken? — ich habe doch so wenig Aufregung. Es muß viele Jahre her sein, seitdem ich so elend war, daß ich weinte, Ich verstehe kaum, warum ich jetzt weine. Mein letzter Kummer war, so weit ich mich dessen erinnere, Kopfweg. Andere Mädchen haben ihre Mütter, die sie trösten, wenn sie unglücklich sind. Wenn meine Mutter lebte — doch ist es ganz zwecklos, darüber zu denken. Wir verloren sie, als ich und die Schwester noch zu klein waren, um unser Unglück zu begreifen.

Ich wünschte, ich hätte Philipp niemals gesehen.

Doch scheint dies wieder ein recht undankbarer Wunsch zu sein. Als ich ihn in der Gemäldeausstellung sah, war dies doch ein neues Vergnügen für mich. Als ich bei dem Diner neben ihm saß, war dies für mich ein Glück, wie ich es selbst dann nicht empfunden habe, wenn Papa noch so lieb und gut zu mir war. Ich sollte mich vor mir selber schämen, so etwas zu bekennen. Soll ich an meine Schwester schreiben? Aber wie kann sie wissen, was ich habe, wenn ich es selbst nicht weiß? Außerdem ist Helene auf mich böse; sie schrieb mir unfreundlich, als sie meinen letzten Brief beantwortete.

Nachts herrscht in diesem Hause eine entsetzliche Stille. Ich thäte besser, meine Gebete zu sagen und zu schlafen versuchen. Wenn ich dadurch auch nicht glücklicher werde, so verhindere ich wenigstens, daß ich mein Tagebuch verderbe, indem ich Thränen darauf fallen lasse.

— — — — —

Wie über alles herrlich doch der heutige Abend war! Gestern konnte ich vor Thränen nicht einschlafen, heute vermag ich es nicht vor Freude.

Philipp besuchte uns heute wieder. Er brachte Billetts für ein Oratorium mit. Kirchenmusik ist den Methodisten nicht verboten. Frau und Fräulein Staveley gingen mit uns in das Konzert. Philipp und ich saßen nebeneinander.

Meine Schwester ist musikalisch; ich bin es nicht. Das scheint traurig, aber ich halte es nicht dafür. Ich liebe einfache kleine Lieder, deren Melodie ich behalten kann und die ich dann für mich allein singe. Da hat aber auch mein Genuß für Musik sein Ende erreicht. Wo aber Stimmen und Instrumente zu Hunderten ineinanderrauschen, da fühle ich mich verwirrt. Ich werde ganz unruhig, besonders wenn auch noch die Chöre einfallen. Diese unglücklichen Menschen müssen dieselben Worte wieder und wieder singen, so daß ich es ein wahres Elend finde, zuzuhören. Die Chöre waren in dieser Abendaufführung fast unerträglich. Eine Stelle daraus war so: »Hier sind wir allein in der Wildnis — allein in der Wildnis — in der Wildnis, allein, allein, allein — hier sind wir in der Wildnis — allein in der Wildnis — alle, alle allein in der Wildnis«, und so weiter, bis ich Neigung empfand, die gelehrte Person, welche Oratorien schreibt, anzusprechen und sie zu bitten, der unglücklichen Musik doch passendere Worte zu leihen.

So oft ich Philipp ansah, merkte ich, daß er mich auch ansah. Vielleicht hatte er gleich gemerkt, daß es meinen unmusikalischen Ohren eine Qual war. Bei seiner gewohnten Zartheit sagte er zuerst nichts. Als er mich aber beim Gähnen ertappte, obgleich ich dies so viel wie möglich zu verbergen suchte, weil es so undankbar für die Billetts aussah, da konnte er sich nicht länger zurückhalten. Er flüsterte mir ins Ohr:

»Sie sind gelangweilt und ich auch.«

»Ich will mir Mühe geben, Gefallen daran zu finden,« flüsterte ich zurück.

»Versuchen Sie es lieber nicht,« antwortete er. »Wir wollen plaudern.«

Natürlich meinte er im Flüsterton plaudern. Doch hatte dies manchmal große Schwierigkeiten — besonders als alle Personen allein in der Wildnis waren, der Gesang und die Instrumente ineinander dröhnten und uns so im interessantesten Augenblick unterbrachen. Philipp ertrug dies mit männlicher Festigkeit. Was konnte ich anderes thun, als seinem Beispiel folgen!

Er sagte: »Ist es wirklich wahr, daß Ihr Besuch bei Frau Staveley gleich zu Ende ist?«

Ich antwortete: »Uebermorgen ist er zu Ende.«

»Thut es Ihnen nicht leid, Ihre Londoner Freunde zu verlassen?«

Was ich geantwortet hätte, wenn er diese Frage einen Tag früher getan haben würde, als ich das elendeste Geschöpf auf der Welt zu sein glaubte, das will ich lieber nicht zu rathen versuchen. Da ich augenblicklich aber ganz glücklich war, so durfte ich ehrlich gestehen, daß ich es bedauere.

»Sie können es unmöglich so bedauern wie ich, Ines. Darf ich Sie bei Ihrem hübschen Namen nennen?«

»Wenn Sie wollen, ja.«

»Ines!«

»Ja?«

»Wenn Sie fortgehen, so werden Sie in meinem Leben eine leere Stelle lassen —«

Da fiel ein anderer Chor ein, gerade als ich recht erpicht war, mehr zu hören. Es war für mich eine köstliche und ganz ungewohnte Aufregung, zu hören, daß mir ein junger Mann sagte, ich ließe in seinem Leben eine Stelle leer. Nach dem Chor erschien ein junge Dame, welche allein sang. Einige Leute hinter uns tadelten den geringen Umfang ihrer Stimme. Wir fanden ihre Stimme vollendet. Sie paßte so hübsch zu unserem Geflüster.

Er sagte: »Sie müssen mir erlauben, daß ich an Sie denke, wenn Sie fort sind. Ich möchte gern wissen, wie Ihnen Ihr Leben zu Hause hingeht. Leben Sie in einer Stadt oder auf dem Lande?«

Ich nannte ihm den Namen unserer Stadt. Da ich aber immer gehört hatte, daß man Jemand in einem solchen Falle alles Erforderliche angibt, so nannte ich ihm unsere vollständige Adresse in der Stadt. Doch mich quälte ein Zweifel. Vielleicht wäre ihm das Land lieber gewesen. Da ich darüber etwas ängstlich war, so sagte ich: »Sie würden wohl lieber gehört haben, daß ich auf dem Lande wohnte?«

»Wo Sie auch leben mögen, Ines, der Ort wird immer ein Lieblingsplatz für mich sein. Außerdem ist Ihre Stadt berühmt. Sie besitzt eine allgemeine Anziehungskraft, welche ihr Besucher zuführt.«

Ich machte wieder eine Dummheit, welche kein kein fühlendes Mädchen in meiner Lage begangen haben würde. Ich fragte, ob er unsern neuen Marktplatz meinte.

In der liebenswürdigsten Weise wies er mich zurecht: »Ich meinte ein Gebäude, welches Hunderte von Jahren älter ist als Ihr Markt — Ihr herrlicher Dom.«

»Ist es denkbar, daß mir nicht sofort der Dom eingefallen! Das kommt davon, wenn man eine Methodistin ist. Gehörte ich zur englischen Hochkirche, so würde ich den Marktplatz vergessen und nur an den Dom gedacht haben. Nicht etwa, daß ich zur englischen Hochkirche gehören möchte! Papa's Kapelle ist lange gut für mich.

Das Lied, welches die Dame mit der kleinen Stimme gesungen, war so hübsch, daß das Publikum es noch einmal zu hören verlangte. Ob Philipp und ich nicht auch daran Theil hatten! Mit dem holdesten Lächeln sang die Dame das Ganze noch einmal. Die Leute hinter uns gingen fort.

Er sagte: »Wissen Sie auch, daß ich das größte Interesse für Kathedralen habe? Ich nehme mir vor, zu Anfang nächster Woche das Vorrecht und das Vergnügen zu haben, Ihre Kathedrale zu besichtigen.«

»Ich brauchte ihn nur anzusehen, so wußte ich, daß ich die Kathedrale sei. Ich war auch nicht überrascht, als er mir sagte, daß er beabsichtigte, »auch Herrn Gracedieu seine Aufwartung zu machen.« Er bat mich, ihm zu sagen, auf was für eine Art Empfang er wohl rechnen dürfe, wenn er bei uns vorspräche. Ich wurde so erregt, um Papa gerecht zu werden, daß ich bei der nächsten Frage ganz vergaß, zu flüstern. Philipp wollte wissen, ob Herr Gracedieu ungern Fremde sähe. Als ich antwortete: »Oh, gewiß nicht!« sprach ich dies so laut, daß die Leute mich hörten. Grausame, allzu grausame Leute! Alle drehten sich um und sahen mich an. Eine garstige alte Frau sagte sofort: »Ruhe!« Fräulein Staveley sah höchst unwillig aus. Selbst die gütige Frau Staveley zog die Augenbraunen höchst erstaunt in die Höhe.

Philipp, der liebe Philipp, beschützte und beruhigte mich.

Er behielt meine Hand in der seinen biss zum Schluß der Vorstellung. Als er uns zum Wagen führte, war ich die Letzte, die einstieg. Er flüsterte mir in das Ohr?: »Erwarten Sie mich nächste Woche.« Fräulein Staveley mochte auf dein Heimwege so schlecht gelaunt sein wie sie wollte, es machte keinen Eindruck auf mich. Die Ines von gestern wäre wohl gekränkt und beleidigt gewesen. Die Ines von heute war für die schärfsten Beleidigungen unempfindlich.

Während des gestrigen Abends dachte ich auch nicht ein einziges mal an Philipps Vater. Als ich heute früh erwachte, fiel mir ein, daß der alte Herr Dunboyne ein reicher Mann sei. Ich konnte nicht frühstücken, weil ich beständig an das arme Mädchen denken mußte, welches ihren Geliebten nicht heiraten durfte, weil sie kein Geld hatte. —

Frau Staveley wollte mich sprechen und wartete, bis uns die Uebrigen allein ließen. Ich hatte erwartet, daß sie sagen würde, ich sähe traurig und elend aus. Doch nein! Ihre Klugheit errieth mein Geheimnis auf eine ganz andere Weise.

Sie sagte: »Wie fühlst Du Dich nach dem Konzert? Du mußt schwer zu befriedigen sein, wenn Dich die Begleitung gestern Abend nicht zufrieden gestellt hat.«

»Die Begleitung zum Oratorium?«

»Nein, meine Liebe. Philipps Begleitung.«

Ich glaube, ich hätte lachen müssen. In meiner elenden Gemüthsverfassung war mir dies unmöglich. Ich sagte: »Hoffentlich wird Herrn Dunboyne's Vater nicht hören, wie gut sein Sohn gegen mich war.«

Frau Staveley fragte nach dem Warum.

Meine Erbitterung floß über. Ich sagte: »Weil Papa ein armer Mann ist.«

»Und Philipps Papa ist reich,« sagte Frau Staveley, indem sie meinen eigenen Gedanken Worte verlieh. »Wie kommst Du zu solchen Vorstellungen, Ines? Sicherlich hat man Dir doch nicht erlaubt, Novellen zu lesen?«

»Oh nein!«

»Und Du hast doch auch gewiß niemals ein Stück gesehen?«

»Niemals.«

»Befreie Deinen Kopf, Kind, von dem Unsinn, der da hineingerathen ist — ich weiß nicht wie. Der reiche Herr Dunboyne hat seinen Erben gelehrt, eine Heirat um Geldeswillen zu verachten. Er weiß, daß Philipp in meinem Hause jungen Damen begegnet, und er hat an mich schon geschrieben für den Fall, daß sein Sohn eine Wahl treffen sollte. »Findet Philipp eine Frau von guten Grundsätzen, gutem Gemüth und freundlichem Aeußeren, so verspreche ich, das nöthige Geld herbeizuschaffen.« Das hat er geschrieben. Bist Du jetzt mit Philipps Vater zufrieden?«

Ich gerieth in die denkbar größte Aufregung. Ich hatte gerade eben meine Arme um Frau Staveley's Hals geworfen, als das Mädchen mit einem Brief hereinkam, den sie mir aushändigte.

Helene hatte wieder geschrieben, und zwar am letzten Tage meines Hierseins, Ihr Brief war voller Aufträge von all dem, was ich noch kaufen sollte, bevor ich London verließ. Ich las nun den Brief in aller Ruhe, bis ich an die Nachschrift kam. Die Wirkung derselben ist in zwei Worten gesagt: Ich schrie laut auf. Frau Staveley erschrak natürlicherweise. »Schlechte Nachrichten?« fragte sie. Da ich noch keine rechte Meinung hatte, so las ich die Nachschrift laut vor; so konnte sie selbst urtheilen.

So lauteten Helenens Neuigkeiten von zu Hause:

»Ehe Du zurückkehrst, muß ich Dich auf eine Ueberraschung vorbereiten. Du wirst hier eine fremde Dame finden, die sich bei uns häuslich eingerichtet hat. Denke nicht, daß irgendwelche Aussicht vorhanden sei, daß sie uns bald Lebewohl sagt. Sie ist schon ganz so gut ein Mitglied unserer Familie geworden, wie wir selbst es sind. — Doch sollst Du ein eigenes, ganz unbeeinflußtes Urtheil über sie bilden, Ines. Vorläufig sage ich nichts weiter.«

Ich fragte Frau Staveley, was sie von meinen Nachrichten von zu Hause hielte. Sie sagte: »Schlechte Nachrichten — besonders, wenn Dein Vater daran betheiligt ist.«

Vierzehntes Kapitel.

Helene's Tagebuch.

Heute ging ich wie gewöhnlich in die Bibelstunde für Mädchen. Es war mehr zu thun wie je, da ich ohne Ines' Hilfe unterrichten mußte. Ich fühlte mich den ganzen Tag über ohne Ines recht vereinsamt. Als ich nach Hause kam, hoffte ich, es möchte irgend ein Bekannter gekommen sein, uns zu besuchen, und gebeten worden, zum Thee zu bleiben. Das Hausmädchen öffnete. Ich fragte Maria, ob Jemand gekommen wäre.

»Ja, Fräulein, eine Dame, welche den Herrn sprechen wollte.«

»Eine Fremde?«

»Ich habe sie im Leben noch nicht gesehen, Fräulein.«

Ich tat weiter keine Fragen. Viele Damen besuchen meinen Vater. Sie nennen das den Prediger um Rath fragen. Er gibt ihnen Rathschläge in ihrem Kummer und weist sie bei religiösen Schwierigkeiten zurecht, u. s. w. Sie kommen und gehen geheimnisvoll. Soviel ich davon weiß, sind sie meist alte Mädchen und nehmen dem Prediger bloß die Zeit.

Als mein Vater zum Thee kam, war ich neugierig, wer die Dame gewesen sein möchte, die uns besucht habe. Derartige Besucher hinterlassen keinen weiteren Eindruck bei ihm, nachdem sie fortgegangen sind; er sieht zu viele von ihnen uns ist zu sehr an sie gewöhnt und weiß auch, was sie zu sagen haben. Heute Abend beobachtete ich jedoch Anzeichen, die mir zu denken gaben; er sah sorgenvoll und gequält aus.

»Ist irgend etwas Unangenehmes vorgefallen, Vater?«

»Ja.«

»Betrifft es die Dame?«

»Welche Dame, mein Kind «

»Die Dame, welche Dich besuchte, als ich fort war.«

»Ich fragte Maria —«

»Dann weißt Du zunächst genug, Helene.«

Er trank seinen Thee und kehrte in sein Arbeitszimmer zurück, anstatt, wie gewöhnlich ein wenig zu bleiben und angenehm zu plaudern. Meine Hochachtung gegen ihn nahm diesen Mangel an Vertrauen hin, aber meine Neugierde war um so unbezwinglicher. Ich schickte nach Maria und machte meine eigenen Entdeckungen mit diesem Erfolge:

Es hatte Niemand sonst vorgesprochen. Nichts hatte sich ereignet als die Ankunft dieser geheimnisvollen Dame. »Sie sei weder jung noch alt. Und, Gott jetzt mir bei, sie war alles eher als hübsch. Meines Wissens nicht nett gekleidet; aber die Kleidung heißt es ja wohl, sei Geschmackssache.« Soviel ich auch versuchte, mehr konnte ich von unserem dummen Hausmädchen nicht erfahren.

Etwas später hatte die Köchin mich wegen des Abendbrotes etwas zu fragen. Sie war eine Person, welche die Vorzüge des Alters und der Erfahrung für sich hatte. Ich fragte, ob sie die Dame gesehen hätte. Die Antwort der Köchin versprach etwas Neues: »Ich kann nicht jagen, daß ich die Dame gesehen habe, aber ich hörte sie.«

»Hörten Sie sie reden?«

»Nein, Fräulein, weinen.«

»Wo weinte sie?«

»In des Herrn Arbeitszimmer.«

»Wie konnten Sie das hören?«

»Haben Sie mich vielleicht im Verdacht, gehorcht zu haben?«

Ist eine Lüge, die mit einem Blick gesprochen wird, ebenso schlecht wie eine, die in Worten ausgedrückt wird? Ich tat höchst unwillig, bei der bloßen Vorstellung, einer achtbaren Person zuzutrauen, daß sie horchen könnte. Das Ehrgefühl der Köchin war befriedigt; sie gab sofort eine Erklärung? »auf meinen Weg nach oben kam ich an der Thür vorüber, Fräulein.«

Hier hörten meine Entdeckungen auf. Es konnte sehr gut möglich sein, daß ein betrübt Mitglied aus meines Vaters Geimende zu ihm gekommen war, um getröstet zu werden. Aber er sieht so viele betrübt Damen, ohne daß er nach ihrem Fortgehen Kummer- und sorgenvoll aussieht.

Da ich nach Allem etwas Außergewöhnliches befürchtete, so hoffte ich auf unser Zusammensein bei dem Abendbrot. Es war aber nichts. Nach beendigten Mahle überließ mein Vater mich mir selbst. Er ist stets höflich zu seinen Töchtern, und so entschuldigte er sich auch: »Verzeihe mir, Helene, aber ich habe zu denken.«

Ich ging schlecht gelaunt zu Bett und schlief schlecht; in den langen Stunden, die ich durchwachte, dachte ich, auf welche Art mir wohl am folgenden Tage meine Frage verweigert werden würde.

— — — — —

Heute früh beim Frühstück wurde ich angenehm überrascht. Keine Spur von Kummer war: mehr in meines Vaters Gesicht. Anstatt sich wie sonst, nachdem wir vom Frühstückstisch aufgestanden waren, in sein Arbeitszimmer zu begeben, schlug er einen Spaziergang im Garten vor. »Du siehst blaß aus, Helene, und etwas frische Luft wird Dir etwas gut thun. Außerdem habe ich Dir etwas zu sagen.«

Ich glaube, etwas Aufregung ist jungen Mädchen ganz dienlich. Ich sah es seinem Gesicht an und hörte es aus seinen letzten Worten, daß das Geheimnis, welches über die Dame schwebte, endlich doch gelüftet würde. Die Empfindungen der Mattigkeit und Ermüdung, welche einer gestörten Nachtruhe folgen, verließen mich sofort.

Mein Vater gab mir nun den Arm, und langsam gingen wir den Grasplatz auf und nieder.

»Nachdem mich jene Dame besucht hatte,« fing er an, »wünschtest Du zu wissen, wer sie sei, und Du warst überrascht und enttäuscht, als ich mich weigerte, Deiner Neugierde nachzugeben. Mein Schweigen war kein selbstsüchtiges Schweigen, Helene. Ich hatte an Dich und Deine Schwester zu denken, und ich war in Verlegenheit, wie ich sofort an meine Kinder dachte. Ich muß Dir zunächst sagen, daß ich zu einem Entschluß gelangt bin; ich hoffe und denke, daß mich vernünftige Gründe leiteten. Richte jetzt so viele Fragen an mich als Du magst; mein Schweigen soll Dir nicht länger im Wege sein.«

Dies klang so ermutigend, daß ich sofort sagte: »Ich möchte gern wissen, wer die Dame wäre.«

»Die Dame ist eine Verwandte von mir,« antwortete er. »Wir sind Geschwisterkinder.«

Dies war ein Aufschluß, den ich nicht vorausgesehen hatte. In dem Wenigen, das ich von der Welt kenne, habe ich beobachtet, daß Geschwisterkinder — wenn sie nämlich unter interessanten Verhältnissen auf einander treffen — sich dieser Verwandtschaft erinnern oder sie auch vergessen, je nachdem es ihnen paßt. »Ist Deine Cousine eine verheiratete Dame?« wagte ich zu fragen.

»Nein.«

So kurz diese Antwort auch sein mochte, so bedeutete sie mehr als es den Anschein hatte. Meines Vater Andeutung auf Ines und mich waren etwas geheimnisvoll. Außerdem hatte die Köchin die Dame weinen hören. Was für eine Art von Gefühl mochte diese Thränen veranlaßt haben? Wäre es möglich, wirklich möglich, daß Ines und ich eines Abends zu Bett gingen als Töchter eines Witwers, um am anderen Morgen aufzuwachen und vielleicht eine Stiefmutter vorzufinden?

»Habe ich oder meine Schwester je die Dame gesehen?« fragte ich.

»Nie. Sie hat außerhalb gelebt, und ich selbst habe sie seit unserer Kinderzeit nicht mehr gesehen.«

Mein himmlisch unschuldiger Vater! Nicht der leiseste Gedanke von dem, was ich gedacht hatte, war in seinem Gemüth erwacht. Er argwöhnte gar nicht, wie willkommen der Trost war, den er den schlimmen Zweifeln einer Tochter gewährte. Aber er hatte noch kein Wort über die persönliche Erscheinung gesagt. Da blieb gewiß noch Manches übrig, was zu entdecken das Hausmädchen zu dumm gewesen war.

»In der langen Zwischenzeit, in der Ihr Euch nicht gesehen habt,« sagte ich, »ist sie wohl eine alte Frau geworden?«

»Nein, mein Kind. Wir wollen sagen, sie befindet sich in einem mittleren Alter.«

»Vielleicht ist sie noch immer eine anziehende Persönlichkeit?«

Er lächelte. »Ich fürchte, Helene, dies dürfte wenig bezeichnend für sie sein.«

Jetzt wußte ich alles, was ich über diese beängstigende Person zu wissen brauchte, außer einer ganz geringen, letzten Auskunft, welche mein Vater seltsamerweise vergessen hatte.

»Wir haben eine gute Weile über die Dame gesprochen,« sagte ich, »aber Du hat mir noch nicht ihren Namen genannt.«

Vater wurde ein wenig verlegen. »Es ist kein besonders hübscher Name,« antwortete er. »Meine Cousine, meine unglückliche Cousine heißt Fräulein Gallenlaune.«

Ich platzte mit einem so lauten »Oh!« heraus, daß er lachte.: Ich wurde davon angesteckt und lachte noch lauter. Gott segne Fräulein Gallenlaune! Die Zusammenkunft versprach, wenn sie ihrem Namen Ehre machte, für uns beide eine angenehme zu werden. Ich war in guter Laune und machte keinen Versuch, sie zurückzudrängen. »Wenn Fräulein Gallenlaune Dich wieder mit einem Besuche beehrt,« sagte ich, »so mußt Du mir Gelegenheit geben, ihr vorgestellt zu werden.«

Er gab mir eine seltsame Antwort: »Du dürftest diese Gelegenheit eher finden als Du vermuthest, Helene.«

Sollte dies heißen, daß sie in ein oder zwei Tagen wieder vorsprechen würde? Ich glaube, ich sprach sehr leichtfertig. Ich sagte: »Oh, Vater, der populäre Prediger von einer Dame gefesselt?«

Die Gartenstühle waren nahe dabei. Er machte mit sehr ernstem Ausdruck ein Zeichen, daß ich mich neben ihn setzen sollte, und er sagte, mehr für sich: »Das ist mein Fehler.«

»Was ist Dein Fehler?« fragte ich.

»Ich habe Dich noch nicht mit der traurigen Geschichte meiner Cousine bekannt gemacht, mein liebes Kind. Sie ist bald erzählt, und wenn sie auch Deiner Heiterkeit Grenzen zieht, so wird sie gewiß Deine Sympathie verdienen. Als Knabe verpflichtete mich ihr Vater durch gütige Handlungen, die ich niemals vergessen kann. Er war zweimal verheiratet. Bei dem Tode der ersten Frau blieb er mit einem Kinde zurück, meiner einstigen Spielgefährtin, heute die Dame, welche Deine Neugierde so besonders gereizt hat. Seine zweite Frau war eine Belgierin. Sie überredete ihn, sein Geschäft in

London zu verkaufen und Theilhaber an dem Geschäft eines ihrer Brüder zu werden, der zu Antwerpen eine Zuckerfabrik errichtet hatte, und daselbst sein Geld mit hineinzulegen. Die kleine Tochter begleitete ihren Vater nach Belgien. Gibst Du auch Acht, Helene?»

»Ich wartete auf den interessanten Theil der Erzählung und wunderte mich, wann er kommen würde.

»Mit der Zeit,« so fuhr der Vater fort, »fand der neue Theilhaber, daß der Werth des Antwerpener Geschäfts weit überschätzt sei. Nach einem langen Kampf mit widerwärtigen Verhältnissen entschloß er sich, der Theilhaberschaft zu entsagen, ehe jein ganzes Kapital in einer verfehlten Handelsspekulation verloren ginge. Das Ende war, daß er sich mit seiner kleinen Tochter nach einer kleinen Stadt in Ost-Flandern zurückzog, mit einem Einkommen von nicht mehr als zweihundert Pfund jährlich.«

Ich zeigte jetzt meinem Vater, daß ich aufpaßte, indem ich ihn fragte, was aus der Belgierin geworden sei. »Jenes nervöse Zittern, das Ines in ihrem Tagebuch erwähnt hatte, zeigte sich wieder in seinem Gesicht.

»Es ist eine zu schamlose Geschichte,« sagte er, »als daß man sie einem jungen Mädchen erzählen könnte. Die Ehe war durch das Gesetz getrennt; die Frau war der allein schuldige Theil. Ich denke, Helene, Du wünschst von diesem Theil der Geschichte nichts mehr zu hören.«

Ich wünschte schon. Da er aber erwartete, daß ich »nein« sagen würde, so jagte ich es.

»Vater und Tochter,« fuhr er fort, »dachten nicht mehr daran, in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie waren zu arm, um in England angenehm leben zu können. In Belgien genügte ihr Einkommen ihren Bedürfnissen. Nach des Vaters Tod blieb die Tochter in der Stadt. Sie hatte dort Freunde und sonst nirgends welche; und sie würde bis an das Ende ihrer Tage im Auslande geblieben sein, wäre nicht eine Kalamität eingetreten wie wir alle einer solchen ausgesetzt sein können. Eine lange und ernsthafte Krankheit richtete sie vollständig zu Grunde. Geschickte ärztliche Behandlung, die große Summen kostete, da die Aerzte weit zu reisen hatten, war unbedingt geboten. Erfahrene Wärterinnen, die von einem entfernten Krankenhaus geholt waren, hatten Tag und Nacht um sie zu thun. Kostspielige Dinge, die weit über ihr kleines Einkommen gingen, waren durchaus erforderlich, um ihre geschwächten Kräfte während der Rekonvaleszenz wieder zu stärken. Mit einem Wort, ihre Hilfsmittel waren ungewöhnlich zusammengeschrumpft, als das arme Wesen seine Schulden bezahlt und sein Leben gerettet hatte. Um jene Zeit begegnete sie unglücklicherweise dem Manne, der sie gänzlich ruinierte.«

Endlich fing es an, interessant zu werden. »Sie ruinierte?« wiederholte ich. »Meinst Du damit, daß er sie beraubte?«

»Gerade das ist es, was ich meine, Helene, und viele, sehr viele hilflose Frauenzimmer sind in derselben Weise beraubt worden. Der Mann, von dem ich jetzt spreche, war ein Rechtsanwalt mit großer Praxis. Er hatte einen vortrefflichen Ruf und wurde hoch geschätzt wegen seines musterhaften Lebens. Meine Cousine — durchaus nicht verschwiegen, wie ich leider zugeben muß — wurde dort eingeführt, um ihn in ihren Geldangelegenheiten um Rath zu fragen. Er bezeugte ihr die großmüthigste Sympathie, bot ihr an, ihr kleines Kapital in sein Geschäft mit aufzunehmen, und verpflichtete sich, doppelt so viel Zinsen für ihr Geld zu zahlen als sie bis dahin aus der verständigen Anlegung, wie ihr Vater sie noch gewählt, gewohnt war zu beziehen.«

»Er bekam natürlich das Geld und bezahlte niemals die Zinsen?« Auf das Ende gespannt, unterbrach ich meinen Vater mit diesen zusammenhanglosen Worten. Meines Vaters Antwort widerlegte mich gänzlich;

»Er bezahlte die Zinsen regelmäßig, so lange er lebte.

»Und was geschah, als er starb?«

»Er starb als Bankerottierer; die geheime Verschwendung während seiner Lebenszeit kam schließlich an den Tag. Nichts, durchaus gar nichts blieb seinen Gläubigern. Das unglückliche Geschöpf, dessen häßlicher Name Dich belustigt hat, muß irgendwo Hilfe finden, oder in ein Arbeitshaus gehen.«

Wäre ich in einer Gemüthsverfassung gewesen, um auf Kleinigkeiten zu achten, so würde ich den Grund entdeckt haben, warum die Köchin Fräulein Gallenlaune weinen gehört hatte. Aber mit dieser Aussicht vor mir — dieser unerträglichen Aussicht, eine Fremde im Hause zu haben — war ich mir nur zu sehr bewußt, was daß auf sich hatte. Ich vermochte an nichts anderes zu denken. Mit ungeheurer Mühe gelang es mir, eine augenblickliche Fassung zu gewinnen, und ich meinte, daß Fräulein Gallenlaune's auswärtige Freunde wohl etwas hätten thun können, um ihr zu helfen.

Mein Vater vertheidigte seine auswärtigen Freunde. »Mein Kind, sie waren arme Leute und sie taten Alles, was sie irgend vermochten. Ohne ihre Güte wäre meine Cousine außer Stande gewesen, nach England zurückzukehren.«

»Und sich Deinem Mitgefühl zu überlassen,« fügte ich hinzu, »in der Rolle einer hilflosen Unglücklichen.«

»Nein, Helene! Nicht, um sich meinem Mitgefühl zu überlassen, sondern um hier ein offenes Haus zu finden, so wie ihres Vaters Haus mir einst geöffnet war. Ich bin ihr einziger überlebender Verwandter, und so lange ich lebe, soll sie nicht ohne Hilfe sein.«

Ich wünschte, ich hätte nicht so offen gesprochen. Meines Vaters sanftes Gemüth — ich wünschte aufrichtig, ich hätte es geerbt — gab meinen Worten die mildeste Auslegung.

»Ich begreife die augenblickliche Bitterkeit, die Dir entfuhr,« sagte er; »ich kann fast sagen, ich habe sie erwartet. Wenn ich überhaupt in dieser Angelegenheit zögerte, so wurde dies nur durch den Gedanken veranlaßt, was ich meinen Kindern in diesem Falle schulde. Ich muthe Dir und Deiner Schwester zu und lege es Euch auf und erwarte, daß Ihr eine Fremde, die nicht ein junges Mädchen ist wie Ihr, wie Jemanden empfangen werdet, der hier zum Hause gehört und mit dem ihr in vollkommener Vertraulichkeit leben sollt, wie es im Familienleben nicht anders sein kann. Ich hoffe, daß der Beschluß, zu welchem ich gelangt bin, Dir und Ines ebenso gerecht erscheinen wird wie mir. Ich denke, daß meine Kinder ihrem Vater einige Nachsicht schuldig sind, der für sie stets die liebevollste Nachsicht gehabt hat. Irre ich mich, wenn ich glaube, daß meine guten Kinder nicht ganz vergessen haben und nur auf die Gelegenheit gewartet haben, um einmal das Vergnügen zu genießen, mich zu belohnen?«

Es war sehr schön gesprochen. Ich konnte nur etwas thun — ihn küssen. Und ich konnte nur eine einzige Frage an ihn richten. Ich fragte, um welche Zeit wir Fräulein Gallenlaune erwarten dürften.

»Sie ist in einem kleinen Hotel in der Stadt, Helene. Ich habe schon zu ihr geschickt und ihr sagen lassen, daß wir auf sie warten. Vielleicht siehst Du einmal nach dem Fremdenzimmer?«

»Ich werde sofort damit fertig sein, Vater.«

»Ich eilte in das Haus; ich flog hinauf in das Zimmer, das Ines und mir gehört; ich verschloß die Thür und dann ließ ich meiner Wuth die Zügel schließen, ehe ich daran erstickte, Ich stampfte auf die Diele, ich ballte meine Fäuste und warf mich auf das Bett; ich schmähte jenes verabscheute Weib mit jedem harten Wort, das ich finden konnte. Oh, der Ueberfluß, der Ueberfluß!

Kaltes Wasser und meine Haarbürste machten mich wieder menschenähnlich.

Das Fremdenzimmer sah ein gut Theil zu behaglich aus für einen Nachtgeist aus fremden Landen.

Die einzige Verbesserung, die ich getroffen hätte, wenn eine meiner Freundinnen erwartet worden wäre, hätte in den Gardinen bestanden. Ich entdeckte an ihnen eine zerrissene Stelle, und fest entschlossen, sie nicht auszubessern, fühlte ich einen Arm, der sich von hinten um meine Taille legte. Eine Stimme, so dicht, daß ihr Hauch meinen Hals berührte, sagte: »Liebes Mädchen, was für Freundinnen werden wir sein!« Ich drehte mich um und stand dem Fräulein Gallenlaune gegenüber.

Fünfzehntes Kapitel.

Helene's Tagebuch.



Wenn ich kein gutes Mädchen bin, wer kann dann eins genannt werden? So würde Ines schreiben. Manchmal macht es mir Vergnügen, meine arglose Schwester nachzuahmen.

Soeben habe ich drei Seiten aus meinem Tagebuch gerissen, aus Achtung gegen meines Vaters Wünsche. Bei der ersten Gelegenheit, die seine Cousine ihm gab, mich allein zu sprechen, nahm er mich bei Seite, er warnte mich, nicht gar zu eilig dem ersten Eindruck zu vertrauen, den Jemand auf mich mache — besonders bei Fräulein Gallenlaune, »Warte ein oder zwei Tage,« sagte er, »und dann bilde erst Dein Urtheil über das neue Mitglied unseres Hauses.«

Der Sturm in meinem Gemüt war vorüber und ich war wieder ruhig geworden. Ich begriff sehr wohl, daß mir gut gerathen war; leider war es zu spät.

Ich hatte mein Urtheil über Fräulein Gallenlaune bereits gebildet und hatte es zu meiner eigenen Befriedigung mindestens eine Stunde früher niedergeschrieben als mein Vater Zeit fand, mit mir zu reden. Ich kann mit ihm nicht darin übereinstimmen, daß man dem ersten Eindruck mißtrauen soll. Ich hatte die Absicht gehabt, meine Meinung als eine Probe niederzuschreiben, die ich einst mit jener vergleichen wollte, welche ich späterhin über seine Cousine gewonnen. Nach dem jedoch, was er zu mir gesagt, hielt ich es für Kindespflicht, die Seiten aus meinem Buche zu entfernen, ehe ich mir den Luxus gestattete, Fräulein Gallenlaune zu hassen.

In Bezug auf eins bin ich ganz fest: Ines darf keineswegs schnell urtheilen. Sie soll sich der gleichen strengen Selbstbeherrschung unterwerfen wie ihre Schwester. Bevor wir edel handeln, wie Jemand gesagt hat, wollen wir gerecht sein. Für heute genug.

Da die vorgeschriebene Wartezeit vorüber ist, so öffne ich mein Tagebuch wieder. Der erste Eindruck, welchen das neue Mitglied unseres Hauses auf mich gemacht hat, ist unveränderlich geblieben.

Habe ich eigentlich schon »angemerkt, daß, wenn Jemand eine Seite aus einem Buche entfernt, sie nothwendig nachher verloren sein muß? Oder habe ich den Schluß offen gelassen? Jedenfalls war meine Folgerung in beiden Fällen richtig. Ich hatte etwas Kleister bestellt, Daun schloß ich eine Schublade auf und fand dort meine schlecht behandelten Blätter und fügte sie wieder meinem Tagebuche ein. Ein Akt der Gerechtigkeit ist darum doch nicht weniger lobenswerth, weil ich ihn an mir begehe.

Mein Vater hat mir oft gesagt, daß er seine Schriften über religiöse Gegenstände immer wieder durchsieht. Ich kann ja in ganz harmloser Weise dies gute Beispiel nachahmen und meinen wieder eingefügten Anfang durchsehen. Er ist zu einer ganz beträchtlichen Schrift angewachsen, so daß ich sie mit einem Titel bedenken will. Ich nenne sie:

Fräulein Gallenlaune's Eindruck auf mich.

Der erste Eindruck, den ich empfang, war ein sehr heftiger; er wurde durch den eigenthümlichen Athem der Dame bewirkt. Mit andern Worten, ich war gezwungen, mich von ihr küssen zu lassen. Es ist Pflicht, gegen menschliche Schwäche milde zu sein. Ich will bloß sagen, daß ich glaubte, ich müsse ohnmächtig werden.

Meinen zweiten Eindruck gebe ich in einer Beschreibung, die Anspruch auf genaue Aehnlichkeit macht. Die Gestalt klein und dürr, das Haar von jener schmutzigen grau-braunen Farbe, wie sie Bindfaden hat, kleine graue Augen, die schlaun und unruhig blicken und tief in den Kopf zurückgesunken sind, hervorstehende Backenknochen und eine blühende Gesichtsfarbe, eine neugierige Nase, die am Ende in die Höhe geht, ein großer Mund mit kriechendem Lächeln, grobe Hände mit schwarzen Halbhandschuhen, einen schlecht sitzenden hellen Anzug, vertrauliche Manieren, geschickt verborgenen Charakter, eine zu peinlich wirkende Stimme als daß ich sie erwähnen will. Wessen Bild ist dies wohl? Es ist eine Photographie von Fräulein Gallenlaune, die aber in Worten gegeben ist.

Ihr wahrer Charakter ist schwer zu erkennen; ich fürchte, er wird nur ganz allmählich hervortreten. Daß es ihr angeboren ist, sich in die Angelegenheiten anderer Leute zu mischen, das, scheint mir, kann ich bereits sehen. Auch habe ich schon herausgefunden, daß sie Schmeichelei für das sicherste Mittel hält, sich angenehm zu machen. Ihren ersten Versuch machte sie an mir.

»Sie reizendes Mädchen,« so fing sie an, »Ihr offenes Gesicht gibt mir den Mut, Sie um eine Gunst zu bitten. Bitte, helfen Sie mir, daß ich mich nützlich machen kann! Das einzige Ziel meines Lebens ist, zu nützen. Ehe Sie mir nach dieser Richtung hin keinen Weg zeigen, habe ich auch kein Recht, mich in Ihren Familienkreis einzubürgern. Oh ja, ich weiß wohl, Ihr Vater hat mir sein Haus und sein Herz geöffnet. Aber ich wage nicht, irgendwelchen Ansprüche zu machen. — Ihr Name ist Helene, nicht wahr? Liebe Helene, kaum wage ich von Dem Gebrauch zu machen, was mir Ihres Vaters Güte gewährt.«

»Warum nicht?« fragte ich.

»Weil Ihr Vater kein Mann ist —

Ungezogenerweise unterbrach ich sie: »Was ist er denn?«

»Ein Engel,« antwortete Fräulein Gallenlaune feierlich. »Ein elender Erdenwurm wie ich darf nicht zu der Höhe hinaufblicken, auf der Ihr Vater steht; er könnte geblendet werden.«

Dies war mehr als ich mit Ruhe ertragen konnte. »Wir wollen versuchen,« wendete ich ein, »ob wir einander besser verstehen, wenn wir dies fallen lassen.«

Fräulein Gallenlaune's Augen zwinkerten in ihren knochigen Höhlen. »Gauz dasselbe wollte ich eben vorschlagen.«

»Sehr schön,« fuhr ich fort; »dann können Sie sich merken, daß Schmeichelei in diesem Hause gar nicht angebracht ist.«

»Schmeichelei?« Sie fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, als sie dies Wort wiederholte, und sah dabei ganz aufgeregt aus. »Liebe Helene, mein Leben lang habe ich in Ost-Flandern gelebt und meine eigene Sprache ist mir manchmal fremd. Können Sie mir vielleicht sagen, wie Schmeichelei auf Vlämisch heißt?«

»ich verstehe kein Vlämisch.«

»Wie ärgerlich! Sie verstehen nicht Vlämisch und ich verstehe nicht Schmeichelei. Ich möchte doch so sehr gern wissen, was es bedeutet. Ach, in diesem hübschen Zimmer sind auch Bücher. Vielleicht ist ein Wörterbuch darunter.« Sie schoß auf das Bücherbrett zu und entdeckte ein Wörterbuch. »Nun werde ich es verstehen,« bemerkte sie, — »und dann werden wir einander auch verstehen. Oh, lassen Sie es mich allein finden!« Mit ihrem großen rothen Finger ging sie die alphabetisch geordneten Worte am Rande jeder Seite entlang. Sch. A. L. Das kann es nicht sein. Sch, L. E. Noch weiter. Sch. M. I. Da bin ich zu weit gegangen. Sch. M, Ei. Da wäre ich! Schmeichelei: Unwahres Lob, das absichtlich gesagt wird, um dadurch Einfluß zu gewinnen. — Oh, Helene, wie grausam von Ihnen!« Sie warf das Buch fort und sank in

einen Stuhl und bot so das Bild — wenn hier überhaupt von einem solchen die Rede sein kann — eines alten Mädchens mit gebrochenem Herzen.

Ich würde sicherlich diese Gelegenheit wahrgenommen haben, sie sich selbst zu überlassen, wenn ich nach Belieben hätte handeln können. Aber meine Pflichten als Tochter gestatteten nicht, daß ich mir die Cousine meines Vaters am ersten Tage, an welchem sie unser Haus betreten, zur Feindin machte. So fand ich eine Entschuldigung, die ich auch gut herausbrachte.

Sie sprang auf — ich will Dir Gerechtigkeit widerfahren lassen: Fräulein Gallenlaune ist so flink wie ein Affe, — und — Pfui! — sie küßte mich zum zweiten Male. Wäre ich ein Mann, so fürchte ich, daß ich an jenes tödliche Gift erinnert worden wäre — wir gehören hier alle im Hause zum Mäßigkeitsverein —, welches man Brantwein nennt.

»Wenn Sie von mir geliebt sein wollen,« erklärte Fräulein Gallenlaune, »so müssen Sie auf Küse vorbereitet sein. Liebes Herz, kommen wir nochmal⁵ auf meine kleine Bitte zurück. Oh, geben Sie mir Gelegenheit, mich nützlich zu machen! Es gibt so Vielerlei, das ich thun kann. Sie werden finden, daß ich im Hause ein Schatz bin. Ich schreibe eine gute Hand; ich verstehe, Möbel zu polieren; ich kann frisieren — betrachten Sie einmal mein eigenes Haar — ich spiele und singe etwas, wenn die Leute etwas Lustiges hören wollen; ich vermag Salat zu bereiten und kann Strümpfe stricken — doch was gibt es?« In diesem Augenblick kam die Köchin herein, um mich nach etwas zu fragen; ich stellte sie vor. »Und, ach!« rief Gallenlaune in höchstem Entzücken, »ich kann kochen! Bitte, zeigen Sie mir die Küchel!«

Das Gesicht der Köchin wurde roth. Sie war gekommen, um mir etwas⁵ zu gestehen, und sie hatte von der Gegenwart einer Fremden keine Ahnung gehabt, wie sie mir nachher gestand. Zum ersten Male in ihrem Leben nahm sie sich die Freiheit, mir etwas zuzuflüstern: »Sie müssen schon gestatten, Fräulein, daß ich den Blumenkohl einfach gekocht heraufschicke; ich verstehe mich nicht auf die Angaben des Buches in der fremdländischen Weise.«

Die Ohren von Fräulein Gallenlaune — vielleicht weil sie so groß sind — hören so scharf, wie es mir bisher noch nie vorgekommen ist, Nicht das Geringste von dem Geflüster der Köchin war ihr entgangen.

»Hier,« so erklärte sie, »finde ich eine Gelegenheit, mich nützlich zu machen. Wie heißt die Köchin doch gleich? Hanna? Nehmen Sie mich mit nach unten, Hanna, und ich will Ihnen zeigen, wie man Blumenkohl im Auslande bereitet. Sie scheint zu zögern. Wäre es möglich, daß sie mir nicht glaubt? Hören Sie mir zu, Hanna, und urtheilen Sie selbst, ob ich Sie täusche. Haben Sie den Blumenkohl gekocht? Sehr richtig, das muß man zuerst thun. Nehmen Sie vier Unzen geriebenen Käse, zwei Unzen von der besten Butter, das Gelbe von vier Eiern, eine klein wenig Gelatine, Zitronensaft, Muskatnuß, meine Liebe — Gott, wie sie mich ansieht! Was habe ich denn gesagt, das Sie beleidigen könnte?«

Die Köchin ging an der Dame, die sich anmaß, sie zu belehren, vorüber, als ob dieselbe gar nicht vorhanden wäre. »Wenn es dahin käme, Fräulein, daß man mir in meiner eigenen Küche Lektionen ertheilte, so müßte ich nach einem Monat um meine Entlassung bitten.«

Fräulein Gallenlaune rang verzweiflungsvoll die Hände.

»Ich habe es so gut gemeint,« sagte sie, »und es scheint, ich habe nur Unheil angerichtet. Ich sprach in der besten Absicht, Helene, und ich habe Ihnen doch nur Unannehmlichkeiten bereitet. Ich habe wirklich nicht geglaubt, Hanna, daß Sie so empfindlich wären,« — mit diesen Worten folgte sie der Köchin bis an die Thüre. »Ich bin gewiß, daß es nichts gibt, das ich nicht ebenso gut machen könnte wie Sie. Vielleicht haben Sie keinen Käse zu Hause? Ich bin gerne bereit, auszugehen und welchen zu kaufen. ich kann

Ihnen auch zeigen, wie man Eier wochenlang schmackhaft und frisch erhält. Ihr Kleid sitzt nicht besonders; ich würde es gern ändern, wenn Sie es mir geben wollten, bevor Sie zu Bett gehen. So!« rief Fräulein Gallenlaune, nachdem die Köchin höchst majestätisch das Zimmer verlassen hatte, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen; »ich habe mein Bestes gethan, um ihr zu helfen, und Sie sehen, wie mein Entgegenkommen aufgenommen ist. Was hätte ich mehr thun sollen? Ich frage Sie wie eine Freundin, was hätte ich mehr thun sollen?«

Mir lag es auf der Zungenspitze, ihr zu sagen? »Die Köchin verlangt nicht, daß Sie für sie Käse kaufen, noch daß Sie sie lehren, Eier aufzubewahren, oder ihr das Kleid umarbeiten; Alles, was sie will, ist, daß man ihr die Küche allein überläßt.« Ich durfte aber nicht vergessen, daß diese widerwärtige Person der Gast meines Vaters war.

»Bitte, regen Sie sich nicht darüber auf«, fing ich an; »Sie haben gewiß recht, Fräulein Gallenlaune —«

»Ach, bitte, nicht!«

»Nicht? — Was denn?«

»Nennen Sie mich nicht Fräulein Gallenlaune. Ich nenne Sie Helene. Nennen Sie mich Selina.

Ich hatte es nicht für möglich gehalten, daß sie noch unerträglicher werden könnte als bisher. Wie sie aber ihren Vornamen erwähnte, erreichte sie dies. Gibt es in der ganzen Reihe weiblicher Namen wohl einen, der ekelhafter wäre als Selina? Ich zwang mich dazu, ihn auszusprechen; auch brachte ich eine andere hübsch ausgedrückte Entschuldigung hervor; ich sagte, englische Dienstboten seien sehr sonderbar. Selina war mehr als befriedigt, sie war entzückt.

»Wirklich? Es bedarf nur einer Erklärung. Wie gut Sie sind! Und nun sagen Sie mir, ist denn innerhalb des Hauses oder außer demselben gar nichts vorhanden, wobei ich mich nützlich machen könnte? Oh, was ist das? Sollte ich etwas gefunden haben? Ja, wirklich!«

Fräulein Gallenlaune's Augen können mehr wie die anderer Sterblicher. Manchmal sind sie Vergrößerungsgläser, manchmal Fernrohre. Sie entdeckte — über das ganze Zimmer hinweg — die zerrissene Stelle in der Gardine. Im Augenblick hatte sie aus ihrer Tasche ein schmutziges kleines Leder-Etui hervorgeholt, eine Nadel eingefädelt und begonnen, die Gardine zu stopfen. Sie sang bei ihrer Arbeit: »Mein Herz ist leicht, und mein Wille frei —« Was dann kam, weiß ich nicht, denn als ich ihren Gesang vernahm, stürzte ich, unbekümmert um die Folgen, aus dem Zimmer und hielt mir beide Ohren zu.

Sechzehntes Kapitel.



Als ich die letzte Stufe der Treppe erreicht hatte, rief mich mein Vater in sein Arbeitszimmer.

Ich fand ihn an seinem Schreibtische und ein Haufen zerrissenes Papier füllte den Papierkorb an und lag auf dem Boden zerstreut. Er erklärte, er sei dabei gewesen, einen Haufen alter Briefe zu vernichten, und hatte, als dies anfang, ihn zu ermüden, die Korrespondenz weniger sorgfältig geprüft. Die Folge war, daß er dabei einen Brief und die Abschrift einer Antwort zerrissen hatte, welche als wichtig aufbewahrt werden sollten. Nachdem er die einzelnen Stücke gesammelt, hatte er sie auf den Tisch geschüttet. Wenn ich versuchen wolle, sie auf einem Bogen Papier zu sortieren und an der richtigen Stelle aufzukleben, so würde ich ihm einen Dienst leisten, da er zu beschäftigt sei, um sofort sein Versehen wieder gut zu machen.

Hier fand ich die schönste Entschuldigung, die ich mir wünschen konnte, um Fräulein Gallenlaune fern zu bleiben. Ganz vergnügt fing ich an, den Brief wieder zusammenzustellen, während mein Vater zu schreiben fortfuhr.

Nachdem ich die einzelnen Bruchstücke zusammengesetzt hatte, mit Ausnahme einiger kleiner Lücken, wo die Stücke verloren gegangen waren, wollte ich sie nicht früher festkleben, als bis ich sicher war, auch keinen Irrtum begangen zu haben, besonders in Bezug auf einige Worte, die ich nothwendigerweise hatte errathen müssen. So schrieb ich die Briefe ab und legte sie alsdann meinem Vater vor.

In liebevollster Weise lobte er mich für die Sorgfalt, die ich hatte walten lassen. Als er aber nach einigem Zögern anfang, meine Abschrift zu lesen, bemerkte ich, daß ihm etwas nicht gefiel. Das Lächeln wich aus seinem Antlitz und das nervöse Zucken zeigte sich wieder:

»Sehr gut, mein Kind,« sagte er mit leisem, traurigem Tone.

Als ich auf meinen Platz zurückkehrte, glaubte ich, er würde wieder weiter schreiben. Er ging aber durch das ganze Zimmer bis an das Fenster, blieb dort, mir den Rücken zugekehrt, stehen und sah hinaus.

Als ich zuerst mit dem Inhalt der Briefe bekannt war, interessierte er mich gar nicht. Eine langweilige Person, die sich an die Güte eines wohlwollenden Mannes wendet und ihn um eine Gunst bittet, auf die sie gar keinen Anspruch hat, und von ihm eine abschlägige Antwort erhält, was nichts Besonderes nach den Erfahrungen, die ich bisher als meines Vaters Sekretär und Kopist gemacht hatte. Aber die Veränderung, welche in seinem Gesicht vorging, während er die Briefe las, änderten meine Ansicht über die letzteren. Augenscheinlich enthielten sie mehr als ich herausgefunden. Ich machte eine Abschrift die hier folgt:

Von Fräulein Elisabeth Chance an den hochwürdigen Abel Gracedieu.

(Jahresdatum 1859, Das Monatsdatum fehlt.)

»Verehrter Herr!

Ich hoffe, Sie haben die interessante Unterhaltung, welche wir im vergangenen Jahre im Hause des Direktors führten, noch nicht gänzlich vergessen. Ich fürchte, ich sprach damals etwas leichtfertig; ich denke aber, Sie werden mir glaube, — wenn ich Sie versichere, daß dies nicht aus Mangel an Achtung gegen Sie geschah. Meine pekuniären Verhältnisse sind nichts weniger als glückliche. Ich bemühe mich um die offene Stelle einer Wirthschafterin in einem Institut, von welchem den Prospekt beifüge. Bei derartigen Stellen erfordert es die Regel, daß die Bewerberin ledig sein muß,

wie dies bei mir der Fall ist, und daß sie durch einen Geistlichen empfohlen werden kann. Sie sind der einzige ehrwürdige Herr, den ich kenne; auch ist die Sache nichts als eine bloße Formalität. Bitte entschuldigen Sie dieses Gesuch und verpflichten Sie mich durch Ihre Empfehlung. Ganz ergebenst Ihre Elisabeth Chance. P. S. Bitte, adressieren Sie: Fräulein E. Chance, postlagernd: St. Martin le Grand, London.»

Von Seiner Hochwürden Abel Gracedieu an Fräulein Chance.

(Abschrift.) —

»Mein Fräulein! Die kurze Unterredung, auf welche Ihr Brief anspielt, fand ganz zufällig zwischen uns statt. Ich sah Sie damals zum ersten Male, und ich habe Sie seitdem nicht wieder gesehen. Es ist mir daher ganz unmöglich, eine mir vollkommen Fremde als geeignet für eine Vertrauensstellung zu empfehlen. Ihr ganz ergebener Abel Gracedieu.«

Mein Vater war noch immer am Fenster.

Da er müßig war, so konnte er sich doch nicht gut beklagen, wenn ich ihn unterbrach und es wagte, über die Briefe zu sprechen, die ich zusammengesetzt hatte« Falls ihm meine Neugierde mißfiel, brauchte er es nur zu sagen, und ich würde alsdann gewiß auf diesen Gegenstand nicht wieder zurückgekommen sein. Mein erster Gedanke war, auch an das Fenster zu gehen. Da er mir aber noch immer den Rücken zuwandte, so hielt ich es für gescheiter, auf meinem Platze am Tische zu bleiben.

»Dies Fräulein Chance,« sagte ich, »scheint eine unverschämte Person zu sein.«

»Ja.«

»War sie noch jung, als Du sie zuerst sahst?«

»Ja.«

»Wie sah sie aus? War sie häßlich?«

»Nein.«

Dies waren drei Antworten, nach welchen Ines selbst schnell genug begriffen haben würde, daß sie nichts mehr sagen dürfe. Ich war ein wenig verletzt, daß er mir noch immer den Rücken zukehrte. Zugleich - und mir scheint, dies war ganz natürlich - interessierte ich mich für Fräulein Chance, ich will nicht sagen gerade in angenehmer Weise; jedoch trug das ungewöhnlich rauhe Betragen meines Vaters sehr viel dazu bei, dies Interesse zu verstärken. Auch wünschte ich lebhaft, er möchte sich umwenden und mich ansehen,.

»Der Brief von Fräulein Chance,« fing ich wieder an, »ist vor vielen Jahren geschrieben. Sie wußte also um jene Zeit, wo Du lebstest?«

»Durchaus nicht!«

Er wendete sich schnell um und sah mich endlich an. Jetzt hatte ich seine Neugierde erregt, und dies ermutigte mich, weiter zu gehen.

»Auf welche Weise meinst Du denn, daß Fräulein Chance Deine Adresse herausfand?«

»Wahrscheinlich sandte sie den Brief an unsere Behörde zu London mit der Bitte, daß er befördert werden möchte.«

»Ich möchte wohl wissen, was seitdem aus ihr geworden ist. Ob sie sich wohl verheiratet hat?«

»Ich weiß nichts von ihr.«

»Auch nicht, ob sie lebt oder gestorben ist?«

»Nicht einmal das. Wozu diese Fragen, Helene?«

»Um gar nichts, Vater.«

Ich versichere, er sah mich ganz argwöhnisch an!

»Warum sprichst Du Dich nicht aus?« sagte er. »Habe ich Dich je gelehrt, Deine Gedanken zu verbergen? War ich Dir je ein harter Vater, der Dich entmutigte, wenn Du ihm vertrauensvoll entgegenkamst? Was machst Du Dir für Gedanken darüber? Weißt Du von dieser Person irgend etwas?«

»Oh, Vater, was für eine Frage! Ich habe gar nichts von ihr gewußt, als bis ich jetzt diese Briefe zusammensetzte. Ich muß wirklich wünschen, Du hättest mich nicht darum gebeten.«

»Dass wäre auch besser gewesen. Ich konnte doch unmöglich denken, daß Du eine so ungewöhnliche — fast hätte ich gesagt, eine so pöbelhafte — Neugierde an einem wertlosen Briefe finden würdest.«

Dies empörte mich. Wenn man einer jungen Dame sagt, sie sei pöbelhaft, und sie hält etwas von sich — ich meine, sie besitzt einige Selbstachtung, so fühlt sie sich beschimpft. Ich gab eine etwas scharfe Antwort, und zwar in logischer Folgerung. Ich weiß nicht, wie es bei anderen jungen Mädchen ist, ich denke aber niemals konsequenter als wenn ich ärgerlich bin,

»Du nennst ihn einen wertlosen Brief,« sagte ich, »und doch bewahrst Du ihn auf.«

»Hast Du mir vielleicht noch etwas zu sagen?« fragte er.

»Nicht das ich wüßte,« antwortete ich.

Er wechselte wieder die Farbe. Nachdem er zuerst ganz wunderbar ärgerlich ausgesehen hatte, sah er Jetzt wunderbar erleichtert aus.

»Ich will Dich schnell zufriedenstellen,« sagte er, »und Du sollst erfahren, daß man guten Grund haben kann, auch einen wertlosen Brief aufzubewahren. Fräulein Chance, mein liebes Kind, ist keine Person, zu der man Zutrauen haben kann. Wenn es in ihrem Vorteil läge, einen schlimmen Gebrauch von meiner Antwort zu machen, so fürchte ich, würde sie keinen Augenblick zaudern. Selbst wenn sie nicht mehr leben sollte, so kann ich doch nicht wissen, in was für gemeine Hände mein Brief gefallen sein mag, oder wie er zu irgend einem bösen Zweck gefälscht werden möchte. Begreifst Du jetzt, wie eine Korrespondenz zufällig wichtig werden kann, wenn sie auch an und für sich gar keinen Werth hat?«

Dazu konnte ich mit gutem Gewissen »Ja« sagen, Aber für mich gab es doch noch einige Unklarheiten. Mir schien es seltsam, daß Fräulein Chance sich, wenn auch nur anscheinend, bei der herben Antwort meines Vaters beruhigt haben sollte. »Ich würde glauben,« sagte ich zu ihm, »sie hätte Dir einen weiteren unverschämten Brief geschrieben oder darauf gedrungen, Dich zu sprechen, und ihre Zunge anstatt der Feder gebraucht.«

»Sie konnte weder das Eine noch das Andere thun, Helene. Fräulein Chance wird niemals meine Adresse ausfindig machen; ich habe dafür Sorge getragen.«

Er sprach mit lauter Stimme und hatte ein ganz rothes Gesicht, als ob es etwas Großes wäre, es dieser Person unmöglich gemacht zu haben, seine Adresse ausfindig zu machen. Was für einen Grund konnte er nur haben, daß er sie so ängstlich von sich fern hielt? Durfte ich wohl den Schluß ziehen, daß es in dem Leben eines so tadellosen, so wahrhaft frommen Mannes ein Geheimnis gäbe? Der bloße Gedanke widerstrebte mir.

Wir blieben Beide eine Weile stumm, und so war es uns nur willkommen, daß das Hausmädchen die Thür öffnete. Das Mittagessen war angerichtet.

Er küßte mich, ehe wir aus dem Zimmer gingen. »Noch ein Wort, Helene«, sagte er, »und dann ist es genug. Ob lebend oder todt, verheiratet oder ledig, laß uns nie mehr über Elisabeth Chance sprechen.«

Siebzehntes Kapitel.



Fräulein Gallenlaune kam zu Tische, ganz erregt und mit einem Buche in der Hand. Sie wendete sich mit dem Ausdruck erheuchelter Reue an meinen Vater.

»Lieber Vetter, ich hoffe nichts Unrechtes getan zu haben. Helene ließ mich allein. Als ich nun die Gardine fertig gestopft hatte, wußte ich wirklich nicht, was ich anfangen sollte. So machte ich oben die Thüren von sämtlichen Schlafstuben auf und guckte in die Zimmer. In der großen Stube, wo die zwei Betten stehen — oh, ich muß mich: wirklich schämen —, da fand ich dies Buch. Bitte, betrachte einmal die erste Seite.«

Mein Vater betrachtete das Titelblatt. — »Doktor Watts Lieder. Nun, Selina, da ist doch nichts, worüber man sich zu schämen hätte.«

»Oh, nein! nein! Das ist die falsche Seite. Sieh nur einmal die andere Seite an, die, welche vor dieser kommt.«

Mein geduldiger Vater nahm nun die weiße Seite in Augenschein.

»Ach so,« sagte er ruhig, »der Name meiner anderen Tochter ist da eingeschrieben; der Tochter, die Du noch nicht gesehen hast. Also?«

Fräulein Gallenlaune rang die Hände als wäre sie verrückt. »Ich schäme mich so wegen meiner Unwissenheit. Lieber Vetter, vergib mir, erleuchte mich. Ich weiß nicht, wie ich den Namen Deiner anderen Tochter aussprechen soll. Nennt Ihr sie Inese?«

Die Speisen wurden inzwischen kalt. Es reizte mich, ihr etwas zu sagen, und so antwortete ich: »Nein, so nennen wir sie nicht.«

Augenscheinlich hatte sie mir nicht vergeben, sie allein gelassen zu haben. »Verzeihen Sie, Helene, wenn ich aber einer Belehrung bedarf, so wende ich mich nicht an Sie; ich sitze gewissermaßen zu den Füßen Ihres gelehrten Vaters. Lieber Vetter, heißt es —«

Selbst der Vater hat keine Lust, länger mit dem Essen zu warten. »Sprich ihn aus wie Du willst, Selina. Wir nennen sie Ines und betonen die erste Silbe. Ich will Dir aber jetzt die Suppe aufgeben.«

Fräulein Gallenlaune stöhnte. »Oh, wie schwer mir das scheint! 8s übersteigt mein schwaches Gehirn! Ich werde das liebe Mädchen um die Erlaubnis bitten, sie Inese nennen zu dürfen. Was für eine kräftige Suppe! Mir scheint dies wahre Fleischverschwendung. Bitte, gib mir noch etwas.«

Ich erkannte noch eine weitere Eigenthümlichkeit von Fräulein Gallenlaune. Sie hatte einen ungeheuren Appetit und aß mit großer Gier. Man konnte hören, wie sie die Suppe aß. Sie verschlang die Speise auf dem Teller mit den Augen, ehe sie sie zum Munde führte; auch kritisierte sie unsere englische Küche in der unverschämtesten Weise unter dem demüthig ausgesprochenen Vorwande, wie dies und jenes bereitet sei. Glücklicherweise machte sie aber auch Pausen. Während sie aß, hörte ihr Geschwätz auf.

Sobald aber der Tisch abgeräumt war, fand auch den Gebrauch ihrer Zunge wieder, und sie kam gerade auf einen Gegenstand, der von allen die empfindlichste Geduldsprobe für meinen Vater ist.

»Und nun, lieber Vetter, wollen wir von Deiner anderen Tochter, Deiner abwesenden Inese sprechen. Ich sehne mich so nach ihr. Wann kommt sie zurück?«

»In einigen Tagen.«

»Wie freut mich das! Und sage mir — welche ist sie — Deine älteste Tochter oder Deine jüngste?«

»Keins von beiden, Selina.«

»Mein Kopf, mein Kopf! Das ist noch schlimmer als die Aussprache des Namens. Halt! Ich bin doch klüger als ich glaubte. Du willst sagen, die Mädchen seien Zwillinge. Gleichen sie einander so, daß ich nicht wissen werde, welche es ist? Wie komisch!«

Als bei Frau Staveley das Gespräch unglücklicherweise auf unser Alter fiel, hatte ich diese Schwierigkeit leicht überwunden dadurch, daß ich mich für die Aeltere ausgab, in richtigem Taktgefühl, was meine liebe, dumme Ines nicht begriffen hatte. In meines Vaters Gegenwart schwieg ich natürlicherweise und überließ ihm die Antwort. Es tat mir leid, daß ich nichts sagen durfte. Bei seinem leidenden Zustande ist er leicht erregt, besonders wenn Fremde ihn ausfragen.

»Ich muß Dich verlassen,« antwortete er, ohne auch nur die geringste Notiz von dem zu nehmen, was Fräulein Gallenlaune gesagt hatte. »Meine Arbeit harret meiner.«

»Sie hielt ihn noch vor dem Ausgange auf. »Kann ich Dir nicht helfen?«

»Nein.«

»Nun gut; aber sage mir eins: Habe ich recht betreffs der Zwillinge?«

»Du hast nicht recht.«

Fräulein Gallenlaune's ausdrucksvolle Hände flogen wieder in der Luft herum, und drückten den höchsten Grad des Erstaunens aus, als sie dieselben über dein Kopfe zusammenschlug. »Das ist um den Verstand zu verlieren,« erklärte sie. »Was bedeutet dass eigentlich?«

»Befolge meinen Rath, Cousine: frage nicht weiter.«

Er ging aus dem Zimmer. Fräulein Gallenlaune wendete sich an mich. Ich ahmte weise die kurze Ausdrucksweise meines Vaters nach: »Es thut mir leid, Ihnen keinen Aufschluß geben zu können, Selina; ich weiß auch nicht mehr, als Sie. Wir wollen hinaufgehen.«

Auf unserem Wege auf dem Gesellschaftszimmer gab es bei jeder Stufe einen Widerspruch oder eine Frage. Ob ich erwartete, daß sie mir glaubte, wenn ich sie versicherte, daß ich nicht wüßte, wer von uns Beiden die Aeltere sei; — daß ich ebensowenig wissen sollte, was für Gründe den Vater zu dieser seltsamen Unklarheit veranlaßten; daß meine Schwester und ich es ruhig hingenommen hätten, über unser eigenes Alter im Unklaren gelassen zu werden, und daß wir nicht darauf bestanden haben sollten, zu erfahren, wer von uns zuerst auf die Welt gekommen sei, und daß unsere Freunde der Sache nicht ein Ende gemacht haben sollten, indem sie uns genau verglichen und so die Aeltere aus den Gesichtszügen herausfanden? Auf alles dies erwiderte ich erstens, daß ich durchaus erwartete, daß sie mir glaube, was ich auch sagen möge; zweitens, daß das, was ihr gefiel, eine Unklarheit zu nennen, bereits bestanden hätte, als wir noch Kinder waren; daß die Gewohnheit uns im Laufe der Jahre mit dieser Eigenthümlichkeit vertraut gemacht habe; und ganz abgesehen von all diesem, liebten wir unseren guten Vater zu sehr, um ihn um Aufklärungen zu bitten, die, wie wir aus Erfahrung wüßten, ihm peinlich seien; drittens, daß Freunde allerdings versucht hatten, durch genaue persönliche Prüfung herauszufinden, wer die Aeltere sei, daß sie aber stets in ihren Ansichten von einander abwichen; auch daß es uns selbst Vergnügen gemacht hatte, zu diesem Zwecke vor dem Spiegel unsere Gesichter zu betrachten, und daß Ines meinte, Helene sei die Aeltere, und Helene wieder Ines für die Aeltere hielt; viertens und letztens, daß die Cousine des hochwürdigen Herrn Gracedieu besser thäte, dies Thema fallen zu lassen, wenn ihre Gegenwart im Hause des hochwürdigen Herrn Gracedieu nicht unerträglich werden sollte,

Ich schreibe dies in sehr demüthiger Stimmung.

Fräulein Gallenlaune hörte mir aufmerksam zu und überraschte mich danach sehr unvermuthet. Diese neugierige, naseweise, unruhige, unverschämte Person verwandelte sich plötzlich in ein Muster von Bescheidenheit, Liebenswürdigkeit und Anstand. Sie sagte sofort, daß sie mit mir übereinstimme, und war mir für meinen guten Rath sehr verbunden!

Eine erfahrene junge Person an meiner Stelle würde gemerkt haben, daß dies nicht natürlich sei, und daß Fräulein Gallenlaune sich mir gegenüber verstellte, um irgend ein Geheimnis zu ergründen. Ich bin keine unerfahrene junge Person; ich besitze für meine Jahre Scharfsinn genug, um Cousine Selina zu durchschauen, Und doch — Cousine Selina war für mich ein undurchdringliches Geheimnis.

Das Einzige, was ich thun konnte, war, sie zu bewachen. Ich war schlau genug, ein Buch zu nehmen, und gab vor, daß ich lesen wolle, Wie verächtlich!

Sie sah sich im Zimmer um und entdeckte unsern hübschen Schreibtisch — ein Geschenk an meinen Vater von seiner letzten Gemeinde. Nach einigem Nachdenken setzte sie sich nieder, um einen Brief zu schreiben..

»Wann geht die nächste Post?« fragte sie.

Ich nannte die Stunde und sie begann den Brief. Sie konnte kaum einige Zeilen geschrieben haben, als sie sich zu mir umwandte und mit mir zu reden anfang.

»Schreiben Sie gern Briefe?«

»Ja, aber ich habe nicht viele Briefe zu schreiben.«

»Nur wenige Freunde, Helene; aber sind diese wenigen werth, geliebt zu werden? Das ist mein besonderer Fall. Hat Ihr Vater mit Ihnen von meinem Geschick gesprochen? Ach, dass freut mich. Ich erspare mir die traurige Nothwendigkeit, zu bekennen, wie ich gelitten. Oh, wie gut meine Freunde, meine wenigen Freunde in jener schmutzigen kleinen belgischen Stadt gegen mich gewesen sind! Unter ihnen hatte ich eine sehr angenehme Bekannte. Sie hatte auch viel gelitten. Ein erbärmlicher Gatte, der sie betrogen und verlassen hatte. Oh, die Männer! Als sie hörte, daß ich mein kleines Vermögen verloren hatte, veranstaltete dies edle Wesen für mich eine Subskription und ging selbst herum, für mich Kollekte zu machen, Denke nur, wieviel ich ihr verdanke! Ich bin eine schlechte Briefschreiberin. Andern macht es Vergnügen, ich thue es schrecklich ungern. Aber soll ich noch einen Tag vorübergehen lassen, ohne dieser großmüthigen Wohlthäterin zu schreiben? Verlangt es nicht die Dankbarkeit, die ich ihr schulde, daß ich sie mit der Nachricht erfreue, daß ich jetzt glücklich bin, — ich meine, durch die Zufluchtsstätte, die sich mir in diesem gastfreundlichen Hause geöffnet? Mein süßes Mädchen, Ihr Gesicht antwortet statt Ihrer. Verzeihen sie mir, daß ich sie in Ihrer Lektüre störte.« Sie setzte sich wieder am Schreibtische zurecht und schrieb ihren Brief weiter.

Ich habe nicht versucht, meine Einfalt zu verbergen. Doch darf ich jetzt von einer theilweisen Wiederkehr meiner Intelligenz reden.

Es war unleugbar, daß Fräulein Gallenlaune einen triftigen Grund gesunden hatte, um an ihre Freundin zu schreiben; ich war in Verlegenheit, warum sie wohl so besorgt sei, mir den Grund mitzutheilen. Sollte es möglich sein, daß sie nach dem Gespräch, das zwischen uns stattgefunden, irgend etwas Nachtheiliges in Bezug auf meinen Vater oder mich zu sagen hatte? Fürchtete sie mein Mißtrauen? Und war sie nur darum so mittheilsam gewesen, um mein Mißtrauen abzuleiten? Dies waren sehr unbestimmte Vermuthungen, und so viel Mühe ich mir auch geben mochte, ich kam doch zu keiner Klarheit, was wohl in Fräulein Gallenlaune's Innern vorgehen mochte. Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn ich unbemerkt über ihre Schulter hätte gucken können!

Sie beendete den Brief, schrieb die Adresse und couvertirte ihn. Dann wendete sie sich wieder zu mir.

»Meine Liebe, haben Sie vielleicht Briefmarken zur Hand«

Wenn ich auch nichts weiter konnte, so hatte ich mir vorgenommen, die Aufschrift zu lesen. Ich mußte nach dem Arbeitszimmer hinuntergehen und den Vater um Briefmarken bitten. Ich kam damit zurück und klebte sie mit eigener Hand auf das Couvert.

An der Adresse war nichts, was mich hätte interessieren können, wie ich es voraussehen konnte, wenn mein gesunder Menschenverstand nicht so besonders erregt gewesen wäre. Fräulein Gallenlaune's wunderbare Freundin war nur durch ihren häßlichen, fremdländischen Namen merkwürdig: Frau Tenbruggen.

Achtzehntes Kapitel.

Ines' Tagebuch.



Wieder bin ich hier und schreibe neben meinem Bett meine Geschichte.

Während ich fort war, haben sich einige unerwartete Ereignisse zugetragen. Eines von diesen ist die Abwesenheit meiner Schwester.

Helene ist von Hause fort, weil sie in einer nördlich gelegenen Stadt am Meere einen Besuch abstattet. Sie ist im Hause eines Predigers — eines von Papas Freunden — und hat dort eine Ehrenstellung, bei welcher ich meinen Kopf verlieren würde. Der Prediger, seine Frau und seine Töchter beabsichtigen nach Papas Plan eine Mädchen-Bibelschule zu gründen, und die armen hilflosen Leute sind in Verlegenheit, wie sie dies anfangen sollen. Helene hat sich freiwillig erboten, die Sache in Gang zu bringen. Und nun ist sie da, ertheilt Jedermann Rath, belehrt, ermutigt, trifft Anordnungen, erkennt die Mängel belohnt das Verdienst; o Himmel, ich will es nur in einem Wort sagen: sie ist dort vollkommen glücklich und in ihrem rechten Element.

Noch etwas Anderes hat sich ereignet, das Papa angeht. Dies stimmte mich so traurig, daß ich sogar vergaß, an Philipp zu denken — das heißt, nur für ganz kurze Zeit.

Wenn ich mit dem Dampfwagen fahre — wahrscheinlich weil ich nicht daran gewöhnt bin —, bekomme ich stets Kopfweh. Als ich auf unserem Bahnhofe anlangte, dachte ich, daß es für mich besser sein möchte, zu Fuß zu gehen als mich in den geräuschvollen Omnibus zu setzen. auf halbem Wege vom Bahnhofe bis zur Stadt traf ich einen unserer Aerzte. Er gehört zu unserer Gemeinde, und er war es, der vor einiger Zeit Papa rieth, seine Thätigkeit als Prediger aufzugeben, einen längeren Urlaub zu nehmen und die Zeit im Auslande zuzubringen.

»Es freut mich, daß ich Sie treffe,« sagte der Doktor. »Ihre Schwester ist nämlich von Hause fort und auf Besuch, und ich muß mit einem von Ihnen über Ihren Vater sprechen.«

Er muß Papa gerade in der Kapelle beobachtet haben, und zwar von einem besonderen medizinischen Standpunkte aus. Er verheimlichte mir nicht, daß er zu einer Ansicht gelangt sei, die ihn keineswegs befriedigte. »Ob infolge von Beängstigungen oder von Ueberarbeitung«, sagte er; »jedenfalls befindet sich Ihr Vater in einem Zustande nervöser Zerrüttung, welcher schwere Folgen nach sich ziehen kann, es sei denn, er befolge den Rath, welchen ich ihm gab, als er mich konsultierte. Er darf nicht mehr zögern. Seien Sie vorsichtig, damit Sie ihn nicht aufregen, aber vergessen Sie nicht, daß er Ruhe haben muß. Sie und Ihre Schwester haben auf ihn einigen Einfluss; auf mich wollte er nicht hören.«

Armer, lieber Vater! Ich sah, daß eine traurige Veränderung an ihm vorgegangen, und ich war doch nur eine so kurze Zeit von Hause fort gewesen.

Als ich meine Arme um seinen Hals schlang und ihn küßte, wurde er blaß und dann plötzlich dunkelroth; Thränen kamen in seine Augen. Es war schwer, dem Rathe des Doktors zu folgen und nicht auch zu weinen; aber es gelang mir, mich zu beherrschen. Ich saß auf seinem Schoß und ließ mir von ihm alles das erzählen, was ich hier über Helene geschrieben habe. Danach kam unser Gespräch auf die neue Dame, welche bei uns als Familienglied lebt. Als ich hörte, daß diese Fremde Papas Cousine sei, war mir bei der

Aussicht, ihr vorgestellt zu werden, etwas weniger unbehaglich zu Muthe. Und als er ihren Namen erwähnte und sah, wie mich derselbe amüsierte, glänzte ein Lächeln über sein armes, müdes Gesicht. »Geh und suche sie«, sagte er, »und stelle Dich selbst vor. Es wäre mir sehr lieb, Ines, wenn Du und meine Cousine gut miteinander auskämet.«

Die Mädchen sagten mir, Fräulein Gallenlaune sei im Garten.

Ich suchte nach ihr hier und da und überall und konnte sie nicht finden. Rings umher war es so ruhig. Alles sah so köstlich rein und leuchtend aus, besonders nach dem rauchigen, traurigen London, daß ich mich im hintersten des Gartens hinsetzte und mich in Gedanken zu Philipp zurückversetzte. Was mochte er wohl in diesem Augenblicke thun, wo ich an ihn dachte? Vielleicht befand er sich in der Gesellschaft anderer junger Damen, welche sein ganzes Denken ableiteten? Oder vielleicht schrieb er auch an seinen Vater nach Irland und sagte etwas Liebes und Hübsches von mir. Oder vielleicht blickte er gerade so lange in die nächste Zukunft wie ich und dachte an unser Wiedersehen in der nächsten Woche.

Ich hatte mir Pläne gebildet und habe meine Pläne wieder geändert.

Auf meiner Eisenbahnfahrt hatte ich gedacht, ich wollte Papa sofort mit dem neuen Glück bekannt machen, durch welches, wie mir scheint, ein neues Leben über mich gekommen ist. Ich dachte es mir entzückend, dem ersten, besten und liebsten Freund dies Bekenntnis zu machen; aber durch meine Begegnung mit dem Doktor war dies alles zu Wasser geworden. Nachdem, was er zu mir gesprochen, schien mir dies sehr gewagt. Wenn ich es wagte, Papa zu sagen, daß mein Herz einem jungen Manne gehörte, der ihm doch ein Fremder war, durfte ich voraussetzen, daß mein Geständnis günstig aufgenommen werden würde? Es war sogar möglich, daß ihn dies aufregen könnte, und es wäre alsdann meine Schuld gewesen, etwas getan zu haben, wovor ich doch gewarnt worden war. Auf jeden Fall war es sicherer, zu warten, bis Philipp seinen Besuch machte, er und Papa miteinander bekannt geworden waren und aneinander Gefallen fanden. Hätte selbst Helene einen besseren Entschluß fassen können? Ich erklärte, daß ich stolz auf meine Verschwiegenheit war.

Aus dieser glücklichen Gemütsverfassung wurde ich durch eine Frauenstimme gerissen. Der Ton war klagend und diese Worte erreichten mein Ohr: »Bitte, Fräulein, lassen Sie mich hinein.«

Ein Gebüsch grenzt unsern kleinen Spielplatz ab. An der andern Seite ist eine Hütte, welche gerade an der Grenze der Gemeindeweide steht. Darin lebt die gutherzigste Frau von der Welt. Die ist unsere Wäscherin, mit einem einfältigen jungen Burschen verheiratet, der Molly heißt und mit einem dicken Baby gesegnet, das gerade solch ein gutes Gemüth hat, wie sie selbst. Da ich es für wahrscheinlich hielt, daß die klagende Stimme, welche mich gestört hatte, Frau Molly's Stimme sein möchte, so war ich noch sehr erstaunt, daß sie zu irgend Jemand sagte — vielleicht zu mir? —, »lassen Sie mich hinein«, So bahnte ich mir einen Weg durch das Gebüsch, und wunderte mich, ob das Thor während meiner Abwesenheit in London verschlossen worden sei. Nein, es war so leicht zu öffnen wie sonst.

Die Thür der Hütte war offen.

Ich sah unsere gute Wäscherin in dem Hausflur auf ihren Knien, während sie eine innere Thür zu öffnen versuchte, welche verschlossen zu sein schien. Sie sah durch das Schlüsselloch, und nochmals rief sie: »Bitte, Fräulein, lassen Sie mich hinein.« Ich wartete, um zu sehen, ob sich die Thür wohl öffnen werde, aber nichts rührte sich. Ich wartete noch etwas, ob vielleicht die Person drinnen antworten möchte; — Alles blieb stumm. Aber jenseits der Thüre plauschte Jemand mit Wasser.

Ich trat hervor und fragte, was es gäbe.

»Frau Molly blickte mich ganz hilflos an,. Sie sagte, »Fräulein Ines, es ist das Baby.«

»Was hat das Kind getan?« fragte ich.

Frau Molly stand auf und flüsterte mir in das Ohr: »Sie wissen, daß das Kind schön ist?«

»Ja.«

»Nun, Fräulein, eine Dame hat es behext.«

»Was für eine Dame?«

»Fräulein Gallenlaune.«

Und sie suchte ich gerade! Ich fragte, wo sie sei.

Die Wäscherin wies kläglich auf die verschlossene Thür: »Da drinnen.«

»Und wo ist Ihr Junge?«

Die arme Frau zeigte wieder nach der Thür: »Ich fange bereits an zu zweifeln, Fräulein, ob es wirklich mein Kind ist.«

»Unsinn, Frau Molly. Wenn es nicht Ihr Kind ist, wessen Kind soll es dann sein?«

»Fräulein Gallenlaune's.«

Durch ihr verzweifelter Gesicht wurde diese sonderbare Antwort nicht komischer. Jenseits der Thüre wurde wieder mit Wasser gespritzt. »Was thut Fräulein Gallenlaune da drinnen?« fragte ich.

»Sie wäscht das Kind, Fräulein. Vergangene Woche kam sie eines Morgens hier an; sie war sehr freundlich und gütig, das ist wahr. Sie traf mich gerade, als ich das Kind ankleidete. »Was für ein Cherub!« sagte sie, was ich als Artigkeit hinnahm. Sie sagte: »Morgen werde ich wieder vorsprechen.« Sie kam am andern Tage so früh, daß sie das Kind noch in seinem Bettchen fand. »Sie sind eine gute Seele,« sagte sie, »gehen Sie nur an ihre Arbeit und überlassen Sie das Kind mir.« Ich sagte: »Jawohl, Fräulein, aber bitte, warten Sie bis ich das Kind sauber gemacht habe.« Sie sagte: »Das ist es ja gerade, was ich selbst thun will.« Ich starrte sie an, und ich glaube, jede Andere würde an meiner Stelle dasselbe getan haben. »Wenn es irgend etwas in der Welt gibt, das mich mehr beglückt als alles Andere,« sagte sie, »so ist es der Wunsch, mich nützlich zu machen. Frau Molly, ich bin von Ihrem Knaben ganz entzückt,« sagte sie, »und es ist meine Absicht, mich bei ihm nützlich zu machen.« Wenn Sie mir glauben wollen, Fräulein Gallenlaune hat mir nur einmal Gelegenheit gegeben, mein eigenes Kind anzukleiden. Sie kam heute Morgen spät, und so ergriff ich den günstigen Augenblick; ich hatte gerade den Knaben auf dem Schooße und war im Begriff, ihn abzutrocknen, als sie wie ein Windstoß hereinkam und das Kind mir fortriß.

»Sie sind recht abscheulich,« sagte sie; »Sie sollten sich schämen!« Und da ist sie noch hinter der Thür, die sie vor mir verschlossen hat, um das Kind noch einmal ganz und gar zu waschen. Zweimal habe ich schon angeklopft und sie gebeten, mich hinein zu lassen, und ich kann nicht einmal eine Antwort bekommen. Man sagt, ungerade Zahlen brächten Glück; ob ich es noch einmal versuche?« Frau Molly klopfte und die Redensart erwies sich als wahr; endlich bekam sie von Fräulein Gallenlaune eine Antwort: »Wenn Sie nicht ruhig sind und weggehen, so werden Sie das Kind gar nicht zurückbekommen.« Was konnte ich dafür? — ich lachte lachte laut auf. Fräulein Gallaune — nach dem Ton der Stimme nahm ich an, daß sie es sei — war mein unschickliches Benehmen nicht entgangen. »Wer lacht da?« rief sie; »nennen Sie sich gefälligst.« Ich nannte mich. Sofort flog die Thür mit einem lauten Krach auf. Papas Cousine erschien in schönster Unordnung, über und über mit Wasser und Seife bespritzt. Sie trug das Kind auf dem einen Arm und den anderen Arm warf sie mir um den Hals. »Liebste Ines, ich habe mich so danach geseht, Sie zu sehen. Wie gefällt Ihnen *unser* Kind?«

Dem seltsamen Hergang meiner Vorstellung bei Fräulein Gallenlaune kann ich nur noch hinzufügen, daß wir schon Freundinnen geworden sind. Ich bin immer die Freundin Jemand's, der mir Vergnügen macht. Was wird Helene sagen, wenn sie dies liest?

Neunzehntes Kapitel.

Wenn man weiß, daß sich etwas ereignen wird, was uns selbst sehr nahe angeht, so findet man die Tage fast unerträglich, die man noch zu warten hat, Tage, deren man sich nicht mehr erinnert, wenn man zurückdenkt. So geht es mir Jetzt unglücklicherweise. Abend für Abend bin ich zu Bett gegangen, ohne auch nur mein Tagebuch zu öffnen. Es gab nichts, das sich zu schreiben verlohnte, nichts, dessen ich mich erinnere, bis endlich heute der Briefträger kam. Ich eilte die Treppe hinunter, als ich ihn klingeln hörte, und hielt Maria auf ihrem Wege zum Studierzimmer auf. Unter dem gewohnten Pack Briefe an Papa war auch einer für mich.

»Liebes Fräulein Ines«. . . »Immer Ihr Getreuer.«

Ich führe diese Stellen aus Philipps Briefe an, die mich am meisten interessieren; ich bin sein liebes Fräulein und er ist immer mein Getreuer. Im übrigen Theil des Briefes sagte er mir, daß er in London zurückgehalten worden sei, was er sehr beklagte. Zum Schlusse folgte eine himmlische Ankündigung, nämlich daß er mit dem Nachmittagszuge einträfe. Ich lief nach oben, um mich im Spiegel zu betrachten.

Zunächst empfand ich Kummer. Zum tausendsten Male mußte ich zugeben, daß ich nicht so hübsch sei, als Helene. Das ging aber vorüber. Mir kam ein tröstender Gedanke. Philipp würde im Gesicht meiner Schwester gewiß nicht das gefunden haben, was ihn in meinem interessierte. Außerdem meine Figur!

Es ist ein rechtes Unglück, daß ich in vielen Dingen so sehr unwissend bin. Wenn mir gestattet worden wäre, Novellen zu lesen, so möchte ich vielleicht — wenn ich nämlich nach dem Urtheile, was Papa in seinen Predigten gegen sie gesagt hat — meiner Anziehungskraft sicher gewesen sein; ich hätte vielleicht auch begriffen, was Philipp eigentlich über mich dachte. Jedoch war ich in Bezug auf meine Figur ganz beruhigt. Wie das kam, ist sehr drollig, so drollig, daß ich dem Wunsche nicht widerstehen kann, es aufzuschreiben.

Meiner Schwester und mir ist es ebensowohl verboten, Zeitungen zu lesen wie Novellen. Aber die Lehrerinnen aus der Mädchen-Bibelschule sind zu alt, um in dieser Weise behandelt zu werden. Als die Vormittagsstunden vorüber waren, las eine der andern in dem leeren Schulzimmer die Zeitung vor; ich befand mich draußen im Korridor und zog mir den Mantel an.

Es war ein Bericht über eine Eingabe, die dem Magistrat von der Frau Seiner Gnaden des Herrn Bürgermeisters gemacht worden war. Als ich dies vernahm, blieb ich stehen und hörte zu. Die Gemahlin Seiner Gnaden — was für eine komische Art und Weise, die Frau eines Mannes zu beschreiben — ist dafür bekannt, daß sie es nur allzu sehr liebt, häufig genannt zu werden, und daß sie bei öffentlichen Gelegenheiten gern ihre eigene Stimme erklingen läßt. Aber dies sage ich, ich thäte besser, den Bericht selbst zu schreiben. »In ihrer Adresse an den Magistrat behauptet die Bürgermeisterin, daß sie eine abscheuliche Photographie in dem Schaufenster einer Papierhandlung gesehen habe, die erst kürzlich in der Stadt aufgemacht wäre. Sie wünschte, man möchte den Inhaber vor Gericht fordern und sämtliche Kopien jener schamlosen Photographie vernichten. Danach wurde der Gerichtsdienner hingesendet, um die Photographie zu kaufen.« Mir scheint, es ist besser, ich schreibe lieber mein Eigenes es ist so langweilig, abzuschreiben, was andere gesagt haben. Zwei der Magistratsherren sollten Gericht halten. Sie betrachteten die Photographie, und was stellte sie dar? Die berühmte Statue der Venus von Medici!

Einer der Magistratsherren war über diese Entdeckung sehr ungehalten. Ihn empörte diese ungeheure Unwissenheit, welche das Ideal klassischer Schönheit und Grazie ein abscheuliches Werk nennen konnte. Der andere Herr suchte nach höflichen Entschuldigungen. Er meinte, die Dame sei eher zu bemitleiden; sie wäre augenscheinlich das Opfer einer vernachlässigten Erziehung. Die Bürgermeisterin verließ voller Wuth den Gerichtssaal, nachdem sie den Richtern gesagt hatte, sie wisse schon, wo sie sich Recht holen werde. »Ich werde die Venus,« sagte sie — »dem Lord Kanzler übersenden.«

Nachdem die Bibelstunde vorüber war, rief mich die Pflicht nach Hause. Meine Neugierde trieb mich aber wo anders hin, nämlich nach den Schaufenster des Papierhändlers. —

Dort traf ich unsere zwei Lehrerinnen, die ganz in den Anblick der Photographie versunken waren. Sie schienen zu glauben, daß ich erst um Erlaubnis nachgesucht habe. »Wir sind hier,« erklärten sie bedachtsam, »um uns über das Ideal der Schönheit und Grazie zu unterrichten.« Eine ganze Menge Leute war vor dem Fenster versammelt. Einige kicherten und einige wollten wissen, ob es wohl nach dem Leben gemacht sei. Ich meinerseits gestehe, daß ich der Venus großen Dank schulde, denn sie belehrte und beruhigte mich außerordentlich. Sie machte mir sogar Muth. Wenn dies steife, kleine Geschöpf, ohne Taille — und oh, mit solchen dünnen Beinen! — das Ideal der Schönheit und Grazie vorstellte, so hatte ich wirklich Veranlassung, mit meiner eigenen Gestalt zufrieden zu sein, und durfte es für ganz begreiflich halten, daß die günstige Meinung meines Schatzes seinen guten Grund habe.

»Ich befand mich am Fenster des Schlafzimmers, als die Zeit von Philipps Ankunft nahte.

Ganz am äußersten Ende der Landstraße erkannte ich ihn. Er kam zu Fuß; er schritt einher wie ein König. Nicht, daß ich je einen König gesehen hätte, aber ich habe meine Ideale. Ach, welch ein Lächeln er mir heraufschickte, als ich mit meinem Taschentuch zum Fenster hinabwehte! »Frage nach Papa,« flüsterte ich ihm hinunter, als er die Hausthür erreicht hatte. Jetzt blieb mir nichts übrig als zu warten und so geduldig wie möglich zu bleiben, bis nach mir geschickt wurde. Maria kam ganz erregt zu mir. »Oh, Fräulein, was für ein hübscher junger Mann, und wie schön gekleidet! Ist er —?« Anstatt in ihrer Rede fortzufahren, sah sie mich mit schlaudem Lächeln an. Ich sah sie ebenfalls mit einem schlaudem Lächeln an. Ohne Frage waren wir Beide vollkommene Närrinnen, Aber o Himmel, wie glücklich solch eine Närrin manchmal sein kann!

Meiner Freude über diesen himmlischen Augenblick wurde Einhalt getan, sobald ich das Empfangszimmer betrat.

Ich hatte erwartet, daß ich Papa's Gesicht verschönt durch ein gewinnendes Lächeln sehen würde. Er war nicht nur ernst, er war sogar schlecht gelaunt, als er mich ansah. Zugleich konnte ich aber doch wahrnehmen, daß Philipp keinen unvortheilhaften Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte. Die Wahrheit ist, daß wir alle drei unsere beste Seite zur Schau trugen. Philipp hatte einen Brief von Frau Staveley mitgebracht, mit welchem er sich bei Papa einführte. Wir sprachen von Staveley's, vom Wetter, vom Dom, und danach schien es, als gäbe es nichts, worüber man sonst noch sprechen könnte.

Während des Schweigens, das nun folgte — wie schrecklich doch solch ein Schweigen ist — wurde Papa hinausgerufen, um Jemand zu empfangen, der ihn geschäftlich sprechen wollte. Er entschuldigte sich in der lebenswürdigsten Weise, aber noch sehr ernst. Als er und Philipp einander die Hände gedrückt hatten, dachte ich, er würde uns allein lassen. Aber nein; er wartete.

Dem armen Philipp blieb keine Wahl als sich von mir zu empfehlen. Danach ging Papa in sein Arbeitszimmer und ich blieb allein.

Es gibt kein Wort, um zu sagen, wie elend ich mich fühlte

Ich hatte so viel von dieser ersten Begegnung gehofft — und wo waren meine Hoffnungen geblieben? Der gottlose Wunsch, daß ich lieber nie geboren wäre, erwachte in meinem Innern, als die Thür des Zimmers vom Korridor aus sachte geöffnet wurde und Maria, die gute Maria, meine beste Freundin, hereinschaute. Sie flüsterte; »Gehen Sie in den Garten, Fräulein, und dort werden Sie Jemand finden, der sich nach Ihnen zu Tode sehnt. Vergessen Sie nicht, ihn durch das Thor hinter dem Buschwerk hinauszulassen.« Ich drückte ihr die Hand; ich fragte, ob sie vielleicht ihren eigenen Schatz durch das Thor hinter dem Buschwerk hinausgelassen habe. »Mehr als hundertmal, Fräulein.«

War es von mir unrecht, zu Philipp in den Garten zu gehen? Oh, da wäre der Einwendungen kein Ende! Vielleicht tat ich es, weil es unrecht war. Vielleicht hatte ich auch über menschliches Können hinaus Selbstbeherrschung geübt.

Wie enttäuscht und traurig er aussah! Und wie schnell er sich gerade so gestellt hatte, daß man ihn von dem hintern Fenstern sehen konnte! Ich nahm seinen Arm und führte ihn nach dem Ende des Gartens. Dort waren wir außer dem Bereich neugieriger Augen, und dort setzten wir uns unter dem großen Maulbeerbaume zusammen nieder.

»Oh, Ines, ich gefalle Deinem Vater nicht!« Dies waren seine ersten Worte. Aus Gerechtigkeit gegen Papa — und auch ein klein wenig um meiner selbst willen — sagte ich ihm, daß er sich durchaus irre. Ich sagte; »Baue auf meines Vaters Güte, baue auf seine liebevolle Gesinnung gleich mir.«

Er gab keine Antwort. Sein Schweigen war ausdrucksvoll genug; er sah mich treuherzig an.

Es mochte unrecht sein, aber treuherzige Blicke verlangen irgend eine Art von Zugeständnis. Darf man ein junges Mädchen der Keckheit beschuldigen — wenn sie ihren Empfindungen nachgibt? Ich ließ meine Hand in seine gleiten. Das schien Philipp zu gefallen. Wir nahmen unser Gespräch wieder auf.

Er fing an?: »Sage mir, mein Herz, ist Herr Gracedieu immer so ernst wie heute?«

»Oh, nein!«

»Wenn er sich Bewegung macht, reitet er oder geht er?«

»Papa geht stets zu Fuß.«

»Allein?«

»Manchmal allein; manchmal mit mir. Willst Du ihn treffen, wenn er ausgeht?«

»Ja.«

»Wenn er mit mir ausgeht?«

»Hein. Wenn er allein ist.«

Konnte man mir deutlicher sagen, daß ich überflüssig sei? Ich tat Alle8s, was ich konnte, um ihn meinen Unwillen fühlen zu lassen, und zog meine Hand aus der seinen. Er war ganz erstaunt.

»Ines, verstehst Du mich denn nicht?«

Ich war so dumm und so abscheulich wie nur irgend möglich! »Nein, ich verstehe Dich nicht.«

»Dann will ich Dir helfen,« sagte er mit einer Milde, die ich nicht verdient hatte.

Bis zu diesem Augenblicke stützte ich meinen Rücken durch die Lehne eines Gartenstuhles. Plötzlich bewegte sich etwas zwischen mir und der

Stuhllehne. Es glitt um meine Taille, legte sich sanft um sie herum, hielt mich fest, verbesserte meine Laune und machte mich fähig, zu verstehen. Und dies geschah wodurch? Nur durch einen Arm!«

Philipp fuhr fort: Bitte an Deinen Vater, und ich darf keine Zeit verlieren. Täglich kann ich einen Brief erwarten, der mich nach Irland zurückruft.«

Bei dieser schrecklichen Aussicht sank mir der Muth — und auf irgend eine Weise ging es mit meinem Kopfe ebenso, denn merkwürdigerweise fühlte ich, daß er an Philipps Schulter ruhte. Er fuhr fort:

»Wie finde ich doch am besten Gelegenheit, Herrn Gracedieu zu sprechen? Ich muß diese Gelegenheit sobald wie möglich, also morgen, spätestens übermorgen, suchen. Da er aber allein spazieren geht, so könnte ich ihn ja treffen, wenn Du mir nur sagen wolltest, wo. Eine kurze Notiz nach meinem Hotel hin genügt. Zittere nicht, mein Herz. Wenn Du auch nicht zugegen bist, das ist doch kein Hindernis, Deinem Vater zu sagen, daß ich Dich liebe?«

Ich begriff, wieviel zarte Rücksichtnahme für mich darin lag, und ich empfand sie dankbar. Wenn er zuerst sprach, wieviel leichter war es für mich, mit Papa nachher darüber weiter zu reden! Diese Aussicht war ganz außerordentlich ermutigend. Ich stimmte mit Philipp in Allem überein; und ich wartete — wie gespannt, das weiß ich nur allein —, was er weiter zu mir sagen würde. Er prophezeite:

»Wenn ich Deinem Vater gesagt haben werde, daß ich dich liebe, so wird er erwarten, daß ich noch etwas hinzufüge. Kannst Du wohl errathen, was?«

Wäre ich nicht so verwirrt gewesen, so hätte ich vielleicht die richtige Antwort gefunden. So aber überließ ich sie ihm selbst. Und er gab sie in Worten, die ich, so lange ich lebe, nie vergessen werde.

»Liebste Ines, wenn Dein Vater mein Geständnis vernommen hat, so wird er erwarten, daß ihm noch ein anderes Geständnis folgen soll — er wird wissen wollen, ob Du mich liebst. Wenn ich ihm dann antworte, mein Engel, werden meine Wünsche alsdann auch die Deinigen sein?«

Warum mein Herz bei diesen Worten so heftig schlug, daß ich meinte, ich müsse ersticken, ist mehr als ich zu sagen vermag. Er war so dicht neben mir, so zärtlich, so entzückend nahe, daß sich unsere Gesichter fast berührten. Er flüsterte: »Beweise mir Deine Liebe in einem Kuß.«

Seine Lippen berührten die meinen, weilten auf ihnen, drückten sie fest: oh, das läßt sich nicht beschreiben! Ein ganz fremdes, entzückendes Gefühl durchrieselte mich wonnevoll. Ich wußte nichts mehr; es gab für mich nur noch einen einzigen Menschen auf der Welt, und dieser beherrschte meine Lippen wie mein Herz, Als er flüsterte: »Küsse mich,« küßte ich ihn. Was das für ein Augenblick war! Es überkam mich wie eine Ohnmacht; ich hatte ein Gefühl als sollte ich eines ungewöhnlichen Todes sterben. Ich entzog mich seinen Armen; — zu sprechen vermochte ich nicht. Dies war auch nicht nothwendig; meine und seine Gedanken waren eins — er sah, daß ich kaum noch Herr meiner Sinne war; er begriff, daß er mich allein lassen mußte, damit ich wieder zu mir käme. Ich zeigte nach dem Thor hinter dem Gebüsch. Wir sagten uns für heute mit einem langen Abschiedsblick Lebewohl. Die Bäume entzogen ihn mir bereits. Ich war allein.

Zwanzigstes Kapitel.

Wieviel Zeit verflossen war, bis ich meine Fassung wieder gewonnen hatte, dessen erinnere ich mich nicht mehr. Mir war, als wartete ich auf irgend ein verhängnisvolles Ereignis, das mir selbst noch ein Geheimnis war. Ich war zufrieden, daß ich warten sollte, und die leichte Abendluft im Garten wehte mich wie Glückseligkeit an. Und dies Alles nur durch einen Kuß! Ich erinnere mich der Zeit, wo ich mich zu wundern pflegte, wie man so viel Wesens um das Küssen machen könne.

Dies erste paradiesische Vorgefühl verdankte ich Maria. Durch Maria wurde ich nun in die Welt zurückgerufen, in der ich bisher zu leben gewohnt war; die Welt, die schon angefangen hatte, aus meinem Gedächtnis zu schwinden. Sie war in den Garten geschickt worden, um mich zu suchen; auch gab sie mir einen guten Rath, nachdem sie mein Gesicht betrachtet hatte, als ich aus dem Schatten der Bäume herausgetreten: »Versuchen Sie, ruhig zu werden, Fräulein, ehe Sie sich am Theetisch sehen lassen.«

»Papa und Fräulein Gallenlaune plauderten miteinander, als ich die Thür öffnete. Sie schwiegen, als sie mich sahen, und wie sich nachher herausstellte, zog ich den richtigen Schluß, daß ich der Gegenstand ihrer Unterhaltung gewesen sei. Mein armer Vater schien tief traurig und sehr aufgeregt zu sein. Fräulein Gallenlaune war amüsanter denn je; nur war ich nicht in der Stimmung, mich über sie zu amüsieren. Eins ihrer komischen kleinen Augen blinzelte mir beständig zu und ihr schwerer Fuß hatte dem meinem irgendetwas unter dem Tische zu sagen, was vielleicht sehr wichtig sein mochte; jedoch erreichte er nichts weiter als mich zu verletzen.

Der Vater verließ uns, und Fräulein Gallenlaune gab jetzt eine Erklärung.

»Ich weiß wohl, liebe Ines, daß wir uns erst seit ein oder zwei Tagen kennen und daß ich daher kaum erwarten darf, daß Sie in so kurzer Zeit Vertrauen zu mir gefaßt haben werden. Kann ich aber sicher sein, daß Sie mich nicht verrathen, wenn ich Ihnen etwas anvertraue? Ach ja, ich sehe, ich darf! Es ist so himmlisch, liebes Kind, einer Freundin Geheimnisse anzuvertrauen. Still!! Ihr Vater, Ihr vortrefflicher Vater hat mit mir über den jungen Herrn Dunboyne gesprochen.«

Mit ziemlich herausfordernder Miene hielt sie da an. Ich ersuchte sie, fortzufahren. Sie wünschte, ich möchte: mich auf ihren Schooß setzten. »Ich muß flüstern«, sagte sie. Es war zu lächerlich, aber ich tat es. Fräulein Gallenlaune flüsterte mir sehr ernste Dinge ins Ohr.

»Der Prediger ist aus irgend einem Grunde gegen Herrn Dunboyne; aber seien Sie versichert, ich glaube nicht, daß er von dem jungen Manne selbst eine schlechte Meinung hat. Er will Herr Dunboyne seinen Gegenbesuch machen. Oh, ich verabscheue so Zeremonien; ich vermag kaum von **Herrn** Dunboyne zu reden. Sagen Sie mir seinen Vornamen. Oh, was für ein vornehmer Name! Wie sehr ich wünsche, ihm dienen zu können! Morgen, mein Herz, nach ein Uhr, wird Ihr Papa bei Philipp im Hotel vorsprechen. Ich hoffe, er wird um diese Zeit nicht etwa fort sein.«

Ich war entschlossen, einen so unglücklichen Zufall zu verhindern, dadurch, daß ich an Philipp schriebe. Wenn Fräulein Gallenlaune es erlaubt hätte, so würde ich den Brief sofort angefangen haben. Aber sie hatte mir noch mehr zu sagen; auch war sie stärker als ich und hielt mich noch immer auf dem Schooß.

»So weit sieht Alles glänzend aus — nicht wahr, liebe Schwester? Ich liebe Sie so sehr, Ines. Ich danke Ihnen; ich danke Ihnen! Aber nun kommen wir zu der trüben Seite des Bildes. Der Prediger — doch nein! — Jetzt, wo ich Deine Schwester bin, muß ich ihn Papa und Dich Du nennen; dadurch fühle ich mich wieder ganz jung! Nun also, Papa wünscht, daß ich Dich immer begleite, so oft Du auch ausgehst. »Ines ist zu jung und zu hübsch, um während Helenens Abwesenheit in dieser großen Stadt allein zu gehen.« Gerade so sagte er es. Gescheit genug, wenn man von einem solchen Mann |o etwas sagen darf. Und die Abwesenheit der Schwester brauchte er als Entschuldigung, nicht wahr? Ich wünschte, Deine Schwester wäre so nett wie Du bist. Es handelt sich jedoch darum, warum gerade ich zur Begleitung erwählt worden bin. Darum, liebes Kind, damit Du und Dein junger Freund nicht Verabredungen trifft und allein seid. O ja, darum! Dein Vater ist gern bereit, Philipp nochmals zu empfangen; er hat den Vorschlag gemacht — schon aus Artigkeit gegen Frau Staveley — Philipp zu Tisch einzuladen; aber merke wohl, er will nicht haben, daß Du Philipps Frau werdest.«

Ich sprang von ihrem Schooß. Das konnte ich kaum anhören.

»Oh,« sagte ich, »wie können *Sie* das wissen?«

Auch Fräulein Gallenlaune sprang auf. Sie hat so seltsame Bewegungen an sich; die Schultern zieht sie in die Höhe und mit den Händen macht sie allerhand Zeichen. Bei dieser Gelegenheit legte sie ihre beiden Hände auf den oberen Theil ihrer Taille, unmittelbar unter den Hals, und schüttelte höchst geheimnisvoll ihren Kopf.

»Wenn meine Ansichten von meinen Gefühlen geleitet werden,« versicherte sie, »so habe ich niemals unrecht. Mein Busen täuscht mich nie.«

Die Arme, sie hatte gar keinen Busen, aber ich verstand, was sie meinte. Jedoch brachte dies nicht die geringste beruhigende Wirkung auf mein Gefühl hervor. »Ich empfand Kummer und Angst und war sehr bestürzt. Fräulein Gallenlaune sah mich an und hielt ihre Hand noch immer dort, wo ihr Busen hätte sein sollen. Sie versetzte mich in die denkbar größte Aufregung.

»Ich gedenke Philipp zu heiraten,« sagte ich.

»Gewiß, liebe Ines. Aber bitte, sei nur nicht gleich so ungestüm.«

»Wenn sich mein Vater wirklich meiner Heirat widersetzt,« fuhr ich fort, »so kann es nur sein, weil er Philipp nicht leiden mag. Es gibt keinen anderen Grund.«

»Oh doch, mein Herzchen, es gibt schon einen.«

»Und was wäre das für einer?«

»Das, mein süßes Mädchen, ist eins von den Dingen, die wir herausfinden müssen.« — — — — —

Die Post brachte heute früh einen Brief von meiner Schwester. Wir könnten ihre Rückkehr am folgenden Tage erwarten. Dies waren gute Nachrichten. Philipp und ich waren in Noth und konnten Beide die Hilfe der klugen Helene gebrauchen; und sie kam noch zu rechter Zeit.

Als ich an Philipp schrieb, hatte ich ihn gebeten, mich wissen zu lassen, wie er und Papa im Hotel miteinander ausgekommen wären.

Ich will gar nicht sagen, wie oft ich auf meine Uhr blickte, oder wie oft ich aus dem Fenster sah nach einem Manne, der einen Brief brächte. ES ist besser, ich theile gleich das entmutigende Resultat mit, das mir endlich, als Bericht der stattgehabten Zusammenkunft, übermittelt wurde. Zweimal hatte Philipp den Versuch gemacht, um meine Hand zu bitten, und zweimal hatte mein Vater »wohlüberlegt und hartnäckig« (Philipps eigene Worte) die Unterhaltung gewechselt. Dies war noch nicht einmal Alles. Als sei es Bestimmung, daß Fräulein Gallenlaune vollkommen recht haben solle und ich vollkommen unrecht, so hatte Papa, der so lange zu Philipp höflich war

wie er nicht von mir sprach, ihn zu Tisch gebeten, und Philipp hatte diese Einladung angenommen!

Was sollten wir davon denken? Was sollten wir thun?

Ich schrieb meinem Heißgeliebten, dem so grausam mitgespielt wurde, um ihm mitzutheilen, daß wir Helene am folgenden Tage zurückerwarteten und daß ihre Ansicht für uns beide sehr wertvoll sein würde. In einer Nachschrift erwähnte ich die Stunde, in welcher wir meine Schwester von der Bahn abholen würden. Wenn ich sage, »wir«, so meine ich damit Fräulein Gallenlaune und mich.

Er wartete bereits am Bahnhof auf uns. Ich fürchte, er hat Papas unbegreiflichen Entschluß, ihm kein Gehör zu leihen, übel genommen. Er war still und trübe. Ich konnte nicht verheimlichen, daß mich dies trostlos stimmte. Er zeigte mir aber, wie sehr er verdiente, geliebt zu werden; er bat mich um Verzeihung und er wurde sofort wieder sein eigenes liebes Selbst. Ich bin mehr als je entschlossen, ihn zu heiraten.

Als der Zug auf dem Bahnhofe einfuhr, waren alle Wagen voll. Ich glaubte, Helene gesehen zu haben, und ging nach dieser Richtung zu. Fräulein Gallenlaune, die ebenfalls Helene entdeckt zu haben glaubte, schlug eine der meinen entgegengesetzte Richtung ein. Philipp befand sich ein klein wenig hinter mir.

Da ich meine Schwester nirgends sah, so wendete ich mich gerade um, als ein junger Mann aus einem der Waggonen sprang, der sich gerade Philipp gegenüber befand, und ihm die Hand schüttelte. Ich war gerade nahe genug, um den Fremden sagen zu hören: »Sieh Dir einmal das junge Mädchen in unserem Coupe an.« Philipp sah hin. »Was für ein reizendes Geschöpf!« sagte er, verstummte aber sofort, aus Furcht, daß die junge Dame ihn hören möchte. Sie hatte eben ihr Reisegepäck und ihre Tücher einem Dienstmann ausgehändigt und stieg aus. Philipp bot ihr höflich die Hand, um ihr zu helfen. Sie sah nach mir hin. Das reizende Geschöpf, welches die Bewunderung meines Liebsten erregt hatte, war zu meiner großen Belustigung Helene selbst.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Helene's Tagebuch.



Der Tag meiner Rückkehr brachte einen Vorfall, den ich nicht vergessen werde, Stunden sind bereits verflossen, seitdem ich nach Hause kam, aber meine Aufregung läßt mich nicht Ruhe finden.

Während ich hier vor meinem Schreibtische sitze, sehe ich, Wie Ines im Bett friedlich schlummert und hin und wieder aus einem glücklichen Traum freudig murmelt. Seit jenem unheilvollen Besuch bei unsern Freunden in London hat meine Schwester sich blindlings in eine Gefahr gestürzt, und wer weiß, ob sie mich nicht mit sich zieht? Seltsam, wenn sich in mir irgendwelcher Aberglaube finden sollte! Seltsam, wenn ich Furcht vor irgend etwas haben sollte — ich wüßte kaum wovor!

Irgendwo, vielleicht in Geschichtswerken, bin ich auf den Ausdruck gestoßen: »Eine Reihe von Begebenheiten«. War ich am Anfang dieser Reihe, als ich den Eisenbahnwagen zu meiner Heimreise bestieg?»

Unter den Mitreisenden befand sich ein junger Mann, der in Gesellschaft einer Dame war, die seine Schwester zu sein schien. Sie waren Beide sehr gut erzogen. Der Bruder bewunderte mich augenscheinlich und tat sein Bestes, sich mir angenehm zu machen. Bei heiterer Unterhaltung verfloß die Zeit schnell; meiner Eitelkeit war geschmeichelt, und dass war alles.

Meine Reisegefährten gingen nach London. Als der Zug bei unserer Station anlangte, schickte die junge Dame ihren Bruder fort, um einige Früchte zu kaufen, die sie im Fenster des Restaurationszimmers liegen sah. Der erste Mensch, welchem er auf dem Perron begegnete, war einer seiner Freunde, zu welchem er etwas sagte, dass ich überhörte. Als ich mein Reisegepäck und meine Tücher dem Gepäckträger einhändigte und mich selbst an der Waggontür zeigte, hörte ich seinen Freund sagen: »Was für ein reizendes Geschöpf!« Da ich in einem Tagebuch, das ich von jetzt an durch ein Schloß schützen werde, nichts zu verbergen brauche, so kann ich ja gestehen, daß mich die persönliche Erscheinung des Fremden frappierte, und das, was ich diesmal fühlte, war nicht geschmeichelte Eitelkeit, sondern befriedigter Stolz. Er war jung, er war auffallend hübsch, er war ein vornehm aussehender Mann.

Alles dies geschah in einem Augenblick. Im nächsten Augenblick befand ich mich in Ines' Armen. Jene widerwärtige Person, Fräulein Gallenlaune, beharrte dabei, mich auch zu umarmen. Und danach wurde ich ganz unbeschreiblich überrascht. Ines stellte mir den vornehm aussehenden Herrn als einen ihrer Freunde vor — als Herrn Philipp Dunboyne.

»Ich hatte die Ehre,« sagte er, »Ihr Fräulein Schwester in London im Hause des Herrn Staveley kennen zu lernen.« Dann redete er in leichter und gefälliger Art von meiner Reise und von seinem Freunde, welcher mein Reisegefährte gewesen war; er begleitete uns bis zum Omnibus, bevor er sich empfahl. Ich beobachtete, daß Ines ihm noch etwas im Vertrauen zu sagen hatte, ehe sie sich trennten. Dies war ein anderes Beispiel für den kindischen Charakter meiner Schwester; mit neuen Bekanntschaften, vorausgesetzt, daß sie ihr gefallen, wird sie sofort familiär. Ich versprach mir schon im Voraus einiges Vergnügen davon, wenn sie mir erzählen würde, wie sie es angefangen, vertrauliche Beziehungen mit einem so hoch) gebildeten Manne anzuknüpfen als es Herr Dunboyne war. Da sich aber Fräulein Gallenlaune bei uns befand, so zog ich vor, die Unterhaltung innerhalb der alltäglichen Grenzen zu lassen.

»Noch bevor wir den Omnibus verließen, bemerkte ich etwas höchst wenig Wünschenswerthes, das sich während meiner Abwesenheit vollzogen hatte. Ines und Fräulein Gallenlaune — die letztere hatte der ersteren zweifellos sehr geschmeichelt — schienen an einander großes Gefallen gefunden zu haben.

Zwei merkwürdige Umstände erregten außerdem noch meine Aufmerksamkeit. Ich sah eine Veränderung in dem Benehmen meiner Schwester, nämlich eine weit größere Sicherheit; es schien, als sei sie durch irgend etwas in ihrer eigenen Achtung gestiegen. Auch Fräulein Gallenlaune war anders als sie gewesen. Sie hatte kostbare Augenblicke, in denen sie vollkommen still war, und als Ines mich fragte, wie mir Herr Dunboyne gefiele, da zeigte ihr häßliches Gesicht soviel Interesse, an meiner Antwort, daß sich zu den bisherigen Erfahrungen über meines Vaters Cousine eine ganz neue gesellte.

Diese kleinen Entdeckungen, nach denen, die ich bereits auf dem Bahnhofe gemacht, hätten mich vielleicht für das, was kommen sollte, als ich mit meiner Schwester in unserem Zimmer allein war, vorbereiten können. Aber Ines, ob absichtlich oder nicht, täuschte diesmal meinen gewohnten Scharfsinn. Sie sah aus, als hätte sie mir viele Neuigkeiten zu erzählen — als läge aber irgend welches Hindernis im Wege, dies zu thun, was sie eher zu belustigen als zu quälen schien. Mehr als Alles verabscheue ich, wenn man versucht, mich zu verwirren.

So fragte ich, ob sich während Ines' Besuch in London irgend etwas Bemerkenswerthes ereignet hätte.

Sie lächelte muthwillig. »Ich habe für Dich eine köstliche Ueberraschung, und es macht mir so viel Vergnügen, sie noch aufzuschieben. Weißt Du noch, Helene, was Du vorschlugst, daß wir thun sollten, wenn wir Beide wieder zu Hause wären?«

Mein Gedächtnis versagte. Ines wurde aber geradezu übermütig. Sie rief mir zu: »Fangel!« und schleuderte mir ihr Tagebuch über die ganze Länge des Zimmers hinweg zu. »Eine sollte der anderen Tagebuch lesen,« sagte sie. Da hast Du meins, um anzufangen.«

Arglos und ohne den wahren Zustand der Dinge auch nur zu ahnen, fing ich an, Ines' Tagebuch zu lesen. Hätte ich nicht die wohlbekannte Handschrift gesehen, nichts hätte mich vermocht zu glauben, daß ein Mädchen, das in einem frommen Hauswesen groß geworden, die geliebte Tochter eines der ausgezeichnetsten Methodisten-Prediger, jenes schamlose Verzeichnis von Leidenschaften niedergeschrieben hätte, die jungen Damen, die ein ehrbares englisches Leben führen, unbekannt bleiben. Was ich thun, was ich sagen sollte, als ich das Buch geschlossen, war mehr als ich zu entscheiden vermochte, Meine elende Schwester ersparte mir die Angst, die ich sonst wohl gefühlt hätte. Nach dem Stillschweigen, das wir beobachtet, während ich las, öffnete sie zuerst die Lippen. Wörtlich führe ich an, was sie sagte:

»Mein Herzchen, warum gratulierst Du mir nicht?«

Nichts hätte mich besser überzeugen können, daß jede schwesterliche Warnung meinerseits vollkommen weggeworfen sei.

»Liebe Ines,« sagte ich, »ich bitte Dich, mich zu entschuldigen. Ich warte —«

Da unterbrach sie mich — und oh, in welcher unverschämten Weise! Sie nahm mein Kinn zwischen Zeigefinger und Daumen und hob meinen niedergebeugten Kopf so in die Höhe und sah mich in so begieriger Erwartung an, daß ich ganz in Verlegenheit gerieth und sie nicht begriff.

»Auch Du bist vom Hause fortgewesen«, sagte sie. »Darf ich aus diesem ernstesten Angesicht irgendwelche Neuigkeiten lesen, die mich überraschen? Hast Du einen Geliebten gefunden? Bist Du verlobt und nahe daran, zu

heiraten?«

Ich schob bloß ihre Hand zurück und rieth ihr, auf ihren Stuhl zurückzukehren. Dies vollkommen harmlose Benehmen schien sie aber zu erschrecken.

»Hoffentlich bist Du nicht etwa auf mich eifersüchtig?« rief sie stürmisch.

Darauf war nur eine Antwort möglich: ich lachte dazu, War Ines toll? Sie küßte mich!

»Jetzt, wo Du lachst,« sagte sie, »fange ich schon an, Dich zu begreifen; ich hätte auch wissen können, daß Du über Eifersucht erhaben bist. Aber sage mir nur, wäre es so ganz unbegreiflich, wenn andere Mädchen fänden, daß ich um mein großes Glück zu beneiden wäre? Denke einmal recht darüber nach. Ein solch schöner Mann, ein solch angenehmer Mann, ein so kluger Mann, ein so reicher Mann — und nicht das geringste seiner Verdienste ist, daß er ein Mann ist, der auch Dich bewundert. Komm! Wenn Du mir nicht gratulieren willst, so gratuliere wenigstens Dir selbst zu der Aussicht auf einen solchen Schwager!«

Es war wirklich nicht ganz richtig mit ihr. Voll Theilnahme leitete ich die Aufmerksamkeit der Bedauernswerthen auf das, was ich nur vor einem Augenblick gesagt hatte.

»Verzeihe, liebe Ines, wenn ich Dich daran erinnere, daß ich mich nicht geweigert habe, Dir zu gratulieren. Ich sagte Dir nur, ich warte noch damit.«

»Auf was?«

»Auf das, was der Vater von Deinem wunderbaren Glücke denkt.«

Diese Erklärung, welche ich in der liebevollsten Absicht gemacht, brachte eine andere Veränderung bei meiner allzu unbeständigen Schwester hervor. Ihre freudigen Lebensgeister waren weggeblasen, gerade wie ein Licht, das verlöscht worden. Sie setzte sich neben mich und seufzte auf das Trostloseste. Allerdings muß das ein festes Herz sein, das dem Kummer widerstehen kann, auf eine Person zu verzichten, die ihm werth ist. Ich legte meinen Arm um ihre Taille; sie wurde wieder ganz die Ines, die ich so sehr liebe.

»Mein armes Kind,« sagte ich, »rege Dich nicht auf, wenn Du davon sprichst. Ich begreife: der Vater ist nicht damit einverstanden, daß Du Herrn Dunboyne heiratest.«

Sie schüttelte den Kopf, »Nein, Helene, ich kann nicht sagen, daß Papa das gerade beabsichtigt. Er benimmt sich nur so seltsam.«

»Darf ich so indiskret sein, Ines, und fragen, nach welcher Richtung des Vaters Benehmen Dich überrascht hat?«

Sie war sofort bereit, mich darüber aufzuklären. Es war eine sehr einfache kleine Geschichte, welche meiner Ansicht nach hinreichend das seltsame Benehmen erklärte, das meine unglückliche Schwester so sehr beunruhigte.

Es war kein Zweifel, der Vater hielt Ines noch für viel zu kindisch, um die Pflichten der Ehe übernehmen zu können. Bei seinem gewohnten Zartgefühl und seiner Furcht, Andern Kummer zu bereiten, hatte er diese unangenehme Pflicht, Herrn Dunboyne von seiner Ansicht zu unterrichten, noch aufgeschoben. Diese ungünstige Entscheidung mußte jedoch früher oder später ausgesprochen werden; und so hatte er wohl beschlossen, diese herbe Täuschung in der zartesten Weise Ines beizubringen.

Während Ines in dem freudigen Vorgefühl eitler Hoffnungen schwelgte, welche sie auf die bevorstehende Mittagsgesellschaft gegründet haben mochte, verbrachte ich den Abend bis zum Nachtessen im Arbeitszimmer bei meinem Vater.

Unser Gespräch bewegte sich hauptsächlich über die ehrwürdigen Leute, bei welchen ich gewesen war, und deren neue Schule ich mit ihnen gründen helfen. Nicht ein Wort über meine Schwester oder Herrn Dunboyne. Der

arme Vater sah so trostlos zerquält und krank aus, daß ich es wagte, auf den Werth einiger Ruhe und einen Ortswechsel anzuspieren, die einem überarbeiteten Menschen nothwendig wären; ich hatte mir gemerkt, was der Arzt zu Ines gesagt. O Himmel, er runzelte die Stirn und wies ein solches Ansinnen ungeduldig zurück, wobei er seine matte, bleiche Hand lebhaft bewegte.

Nach dem Abendbrot machte ich eine unerfreuliche Entdeckung.

Da ich meine Reisekoffer noch nicht gänzlich ausgepackt hatte, so ließ ich Fräulein Gallenlaune und Ines im Empfangszimmer und ging nach oben. In einer halben Stunde war ich wieder unten, fand das Zimmer aber leer. Was war aus ihnen geworden? Es war eine schöne, mondhelle Nacht; ich trat in das nach hinten gelegene Empfangszimmer und so aus dem Fenster. Da gingen sie Arm in Arm spazieren, die Köpfe zusammengesteckt und ganz in ihr Gespräch vertieft. Nach dem Urtheil, das ich über Fräulein Gallenlaune habe, halte ich dies für ein schlechtes Zeichen.

Da kommt mir gerade ein toller Gedanke. Ich möchte wohl wissen, was geschehen wäre, wenn ich statt Ines Staveley's besucht hätte, und wenn Herr Dunboyne mich zuerst gesehen hätte.

Unsinn! Wäre ich nicht zu müde, noch irgend etwas zu thun, so würde ich diese letzten Zeilen auskratzen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ines' Tagebuch.



ch habe es schon zu Fräulein Gallenlaune gesagt, und hier sage ich es wieder. Nichts kann mich dahin bringen, schlecht von Helene zu denken.

Meine Schwester ist gehörig müde und noch ein wenig erregt von der Reise. Mir ging es gerade so, als ich nach London ging. Ihre Weigerung, mich ihr Tagebuch lesen zu lassen, nachdem sie doch meins gelesen, schreibe ich nur den unangenehmen Folgen zu, die das Reisen auf der Eisenbahn hat. Fräulein Gallenlaune machte jedoch einen anderen Schluß in ihrer besonderen, komischen Weise: »Mein liebes Kind,« sage sie, »das Tagebuch Deiner Schwester ist voll von Schmähungen über mich.« Ich faßte dies nur scherzhaft auf: »Liebste Selina, führen Sie auch ein Tagebuch und füllen Sie es mit Schmähungen über meine Schwester an.« Als ich dies sagte, kam es mir so drollig vor. Aber jetzt, wo ich es niedergeschrieben habe, gefällt es mir gar nicht mehr. Beim Abendbrot gab es Ingwerwein zur Feier von Helene's Rückkehr. Obgleich ich nur ein einziges⁸ Glas getrunken, so glaube ich, ist es mir doch in den Kopf gestiegen.

Als jedoch das liebliche Mondlicht uns verleitete, in den Garten zu gehen, da war es mit unsern Scherzen vorbei. Wir hatten über etwas zu reden, das mir noch schwer auf dem Herzen liegt.

Fräulein Gallenlaune fing an:

»Wenn ich Dir, theuerste Inese, meine eigenen kostbaren Geheimnisse anvertraue, werde ich dies nie, aber auch nie, niemals zu bereuen haben?«

Ich sagte meiner guten, kleinen Freundin, daß sie auf mich bauen könne, vorausgesetzt, daß ihre Geheimnisse Niemanden kränkten, den ich liebte.

Sie faltete die Hände und blickte zum Monde hinauf. Ich glaubte, ihre Gefühle übermannten sie. Sie sagte recht hübsch, daß ihr und mein Herz in himmlischer Harmonie zusammenklängen. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß mich dies ganz zufriedenstellte.

Fräulein Gallenlaune's großmüthiges Zutrauen zu meiner Verschwiegenheit fand nicht die Belohnung, die sie verdiente. Ich fand sie zuerst langweilig.

Sie sprach von einer vortrefflichen Freundin, die ihr beigestanden hatte zur Zeit, da sie ihr kleines Vermögen verloren, und zwar durch eine Subskription, welche die Kosten zu ihrer Rückkehr nach England gewährten. Der Name ihrer Freundin — für englische Ohren gerade nicht sehr wohlklingend — war Frau Tenbruggen; sie waren unter seltsamen Verhältnissen miteinander bekannt geworden. Fräulein Gallenlaune hatte nämlich eines Tages erwähnt, daß mein Vater ihr einzig lebender Verwandter wäre, und dabei erfuhr sie, daß Frau Tenbruggen diesen Namen kannte und wußte, daß ein berühmter Prediger ihn führte. Als er seine arme, hilflose Cousine großmüthig unter seinem Dache aufgenommen hatte, verlangten die Dankbarkeit und das Pflichtgefühl von Fräulein Gallenlaune, ihr zu schreiben und Frau Tenbruggen mithutheilen, wie glücklich sie sich als Mitglied unserer Familie fühlte.

Als sie mit ihrer Erzählung soweit gekommen war, fing ich an, aufmerksamer zuzuhören.

»Ich gab ihr ein kleines Bild von unserem häuslichen Kreise,« sagte Fräulein Gallenlaune und erzählte mir, was sie geschrieben, »und dabei erwähnte ich das Geheimnis, mit welchem Herr Gracedieu das Alter seiner

beiden Töchter umgiebt. Frau Tenbruggen — sollen wir ihren häßlichen Namen abkürzen und sie nur Frau T. nennen? Nun gut — Frau T. ist eine außerordentlich kluge Frau, und ich hoffte auf interessante Aufschlüsse, wenn sie mich ihre Meinung über «den geheimnisvollen Umstand hätte wissen lassen, den ich in meinem Briefe erwähnt.»

Jetzt war ich sehr begierig, mehr zu hören.

»Hat sie Ihnen geschrieben? fragte ich.

Fräulein Gallenlaune blickte mich zärtlich an und nahm die Antwort aus ihrer Tasche.

»Höre Inese, Du sollst ihre eigenen Worte vernehmen: »Ihr Brief, liebe Selina, interessiert mich besonders da, wo Sie von zwei Fräulein Gracedieu sprechen.« Sieh, mein Herz, sie unterstreicht die Zwei. Warum, das verstehe ich nicht. Begreifst Du es? Doch ich vergaß. Wir wollen den Brief weiter lesen. Meine hochgebildete Freundin fährt mit folgenden theilnehmenden Worten fort: »Ich begreife die Ueberraschung, die Sie empfunden haben müssen, als Sie die seltsame Weise bemerkten, wodurch der Vater die Verschiedenheit in dem Alter der jungen Damen, die nothwendig vorhanden ist, verheimlicht. Als Sie den Methodistenprediger erwähnten, hielt ich es nicht für nöthig, Ihnen zu sagen, daß ich etwas mehr von ihm wüßte als seinen bloßen Namen.« Ziemlich schlau von Frau T.; doch wir wollen sehen, was weiter kommt. So fährt sie fort:

»Vor vielen Jahren wurde ich mit einem romantischen Vorfall aus dem Leben dieses beliebten Predigers bekannt, der, wie ich vermuthe, seine Gründe haben wird, ihn geheim zu halten. Wenn ich ein kühnes Räthsel wagen darf, so würde ich sagen, daß Derjenige, welcher entdecken könnte, welche die älteste der Töchter sei, auch sehr leicht hinter die wahre Natur des Romans aus Herrn Gracedieu's Leben gelangt.« — Ist dass nicht sehr sonderbar, Ines? Du scheinst das gar nicht einmal zu begreifen, Du sonderbares Kind! Bitte, gib besonders Acht auf das, was jetzt kommt. Folgendes sind die Schlußsätze in dem Briefe meiner Freundin;

»Wenn Sie mir irgend etwas Neues über diesen interessanten Gegenstand zu sagen haben, adressieren Sie wie bisher, vorausgesetzt, daß Sie innerhalb einer Woche schreiben. Später erhalte ich die Briefe bei dem englischen Arzt, dessen Karte ich mit einlege. Es wird Ihnen Freude machen, zu hören, daß meine Berufspflichten mich nach London rufen, und zwar sobald wie ich hier abkommen kann.«

»Damit, mein liebes Kind, endet der Brief. Du bist wohl erstaunt, was Frau T. meint, wenn sie ihre Berufspflichten erwähnt?«

Nein, ich wunderte mich über gar nichts. Es verletzte mich aber, daß eine Fremde ihren Scharfsinn daran übte, Geheimnisse aus Papas Leben zu errathen.

Fräulein Gallenlaune war aber zu eifrig, die Verdienste ihrer Freundin an das Licht zu stellen, um mir dies anzumerken. Ich vernahm nun, daß Frau T.'s Ehe eine unglückliche geworden, und daß sie gezwungen war, ihr Brot selbst zu verdienen. Die Art, auf welche sie dies tat, war mir ganz neu. Sie ging von einem Ort zum andern und heilte die Leute von allen möglichen schmerzhaften Krankheiten durch bloßes Streichen mit den Händen. In Belgien nannte man sie eine Masseuse, Als ich fragte, was dies auf englisch bedeute, sagte man mir, »Medizinisches Streichen«; und da der Ruf von dem wunderbaren Heilverfahren der Frau T. weit verbreitet war, so hatten einige medizinische Zeitungen in London etwas über sie veröffentlicht.

Nachdem ich wirklich sehr geduldig zugehört hatte, fand ich, daß mein Interesse für das, was ich soeben gehört; keineswegs so klar war, wie ich es gewünscht hätte.

Fräulein Gallenlaune war über meine Dummheit ganz ärgerlich. Sie erinnerte mich daran, daß in Frau Tenbruggens Brief ein Geheimnis wäre

und daß auch in Papas wunderlichen Benehmen Philipp gegenüber ein Geheimnis läge. »Zähle zwei und zwei zusammen, mein Herzchen, sagte sie, »und eines Tages sind daraus vier geworden.«

Wenn dies irgend etwas zu bedeuten hatte, so bedeutete es, daß der Grund, welcher Papa veranlaßte, Helene's und mein Alter für Jeden unklar zu lassen, auch der Grund war, der ihn so seltsam aufregte, daß ich Philipps Frau werden wollte. Den Gedanken daran konnte ich aber wirklich nicht ertragen, und so bat ich Fräulein Gallenlaune, sie möchte nichts mehr hiervon sagen. Sie war so gütig wie immer.

»Von Herzen gern, Kind. Aber täusche Dich selbst nicht — wir werden auf dies Thema zurückkommen müssen, wenn wir es am wenigsten erwarten,«

Dreiundzwanzigstes Kapitel.



Nur noch zwei Tage, und dann geben wir unsere kleine Mittagsgesellschaft, und Philipp hat Gelegenheit, mit Papa zu sprechen.. Oh, wie ich wünsche, daß dieser Tag gekommen und gegangen wäre!

Ich kann nicht jagen, daß ich düstere Ahnungen hätte, aber ich bin doch nicht ganz so glücklich, als ich es eigentlich erwartete und wie ich es war, als ich mit meinem Geliebten in derselben Stadt lebte. Wenn Papa ihn ermutigt hätte, wieder vorzusprechen, so würden wir eine kostbare Zeit für uns allein gehabt haben. So wie die Sachen aber liegen, können wir uns nur bei den verschiedenen Sehenswürdigkeiten der Stadt treffen, mit Helene an der einen und Fräulein Gallenlaune an der andern Seite, um uns zu behüten. Ich finde es grausam, zwei junge Leute sich nicht allein lieben zu lassen, sondern ihnen noch eine dritte Person zuzugesellen, die sie bewachen muß. Wenn ich Königin von England wäre, so würde ich hübsche, geheime Lauben für Liebende machen lassen, wo sie im Sommer sein könnten, und für den Winter nette, warme, kleine Zimmer, groß genug für zwei. Warum nicht? Ich weiß nicht, was dabei Schlimmes sein soll.

Der Dom ist der Rendezvousplatz, den wir unter diesen Umständen für den passendsten halten. In diesem berühmten Gebäude gibt es himmlische Ecken und Winkel, in welchen Verliebte zurückbleiben können. Wäre ich in Papas Kapelle gewesen, so würde ich wohl gezögert haben, darin so weltliche Dinge zu treiben; im Dom kommt es nicht so genau darauf an.

Soll ich gestehen, daß ich nur zu sehr empfand, wie weit ich Helenen nachstehe? Sie konnte Philipp so viele Dinge sagen, von denen ich gewünscht, daß er sie zuerst von mir gehört hätte. Meine kluge Schwester lehrte ihn, wie er den Namen des Bischofs auszusprechen habe, welcher den Dom zu bauen angefangen; sie führte ihn durch die Krypte und sagte ihm, wie alt sie wäre. Die Krypte interessierte ihn sehr; er sagte zu Helene — nicht zu mir —, daß er den Ehrgeiz habe, ein Werk über kirchliche Architektur in England zu schreiben; es machte in seinem Buch einen groben kleinen Entwurf von unserm berühmten Königsgrabe. Helene wußte auch den Namen der königlichen Person, und Philipp zeigte ihr seinen Entwurf früher als mir. Wie darf ich ihn tadeln, wo ich doch dastand wie die Dummheit in Person und mich bemühte, etwas herauszufinden, das ich ihm hätte sagen mögen, und wäre es auch nur der Name des Dechanten gewesen. Ich glaube, Helene würde ihn mir zugeflüstert haben. Sie erinnerte sich desselben, nicht ich — und natürlicherweise nannte sie ihn Philipp. Während der ganzen Zeit blieb ich dicht bei ihm, und dann und wann warf er mir einen Blick zu, der meine Lebensgeister aufmunterte. Er würde mir gewiß etwas Besseres als dies gegeben haben — ich meine einen Kuß — wenn wir den Dom verlassen hätten und einen Augenblick allein in einer Ecke des Dechantengarten gewesen wären. Er verfehlte aber die Gelegenheit. Vielleicht fürchtete er, der Dechant könne kommen und uns sehen. Jedoch bin ich weit entfernt, von Philipp etwas Schlimmes zu denken; ich gab seinem Arm einen kleinen Druck, und das war besser als nichts.

— — — — —

Heule gingen er und ich am Ufer entlang; meine Schwester und Fräulein Gallenlaune folgten uns wie gewöhnlich.

Auf unserem Wege durch die Stadt wollte Helene in einen Laden gehen, um etwas zu bestellen. Sie bat uns, auf sie zu warten. Die beste aller guten

Geschöpfe, Fräulein Gallenlaune, flüsterte mir in das Ohr: »Geht Ihr Beide weiter und laßt mich allein auf sie warten.« Philipp legte diesen gutgemeinten Rath in einer Weise aus, die mich gekränkt haben würde, wenn ich nicht gemerkt hätte, daß dies nur einer seiner Späße war. Er sagte: »Fräulein Gallenlaune entdeckt eine Gelegenheit, Deine Schwester zu ärgern, und freut sich darüber.«

Gut, wir gingen zusammen fort; es war auch gerade, was ich wünschte; es gab mir Gelegenheit, einmal wieder zu Philipp allein etwas zu sagen.

Ich konnte ihn nun, sowohl in seinem wie in meinem Interesse, bitten, sein Bestes zu thun, wenn er zu Tisch kommen würde. Ich sagte ihm, Papa liebe und bewundere kluge Leute. »Laß ihn nur merken, wie klug Du bist und wieviel Du weißt, und Du kannst Dir nicht denken, welch hohen Grad Du in seiner Achtung erreichen wirst. Hoffentlich denkst Du nicht, daß ich von mir selbst besonders groß denke, weil ich Dir sage, was Du thun sollst.«

Er kam meinem Zweifel in einer Weise zu Hilfe, die zu beschreiben im verzweifle. Seine Augen ruhten auf mir mit einem so ausgesprochenen Blick von Milde und Güte, daß ich mich an seinem Arme festhalten mußte, so zitterte ich vor Glück.

»Ich glaube aufrichtig,« sagte er, »daß Du das unschuldigste, süßeste und wahrste Mädchen bist, das je lebte. Ich wünsche, ich wäre ein besserer Mann, Ines; ich wünsche, ich wäre so gut, daß ich Deiner werth wäre!«

Ihn so von sich sprechen zu hören, mißfiel mir durchaus. Wenn ich von den Lippen irgend eines andern Mannes solche Worte gehört hätte, so würde ich befürchtet haben, daß er irgend etwas getan oder gedacht hätte, worüber er Grund gehabt, sich zu schämen. Bei Philipp war dies aber unmöglich.

Ihm lag sehr daran, rasch vorwärts zu gehen und eine Ecke des Weges zu erreichen, ehe wir gesehen werden konnten. »Ich muß mit Dir allein sein,« sagte er.

Ich sah mich um. Es war zu spät; Helene und Fräulein Gallenlaune hatten uns fast eingeholt. Meine Schwester war im Begriff, mit Philipp zu sprechen, als sie es sich zu überlegen schien und ihn nur ansah. Anstatt sie seinerseits auch anzusehen, schlug er die Augen nieder und zeichnete mit seinem Stock Figuren in den Sand. Wir schien es, als wäre Helene außer sich; plötzlich wendete »sie sich zu mir?« »Warum hast Du nicht auf mich gewartet?« fragte sie.

Philipp entgegnete ihr aber sehr scharf: »Wenn Ines vorzieht, den Fluß zu sehen, anstatt auf der Straße zu warten,« sagte er, »so wüßte ich nicht, warum sie nicht thun solle, was ihr gefiele.«

Helene sagte darauf nichts; Philipp ging allein weiter. Und da ich nicht wußte, was ich davon denken sollte, so blieb ich bei Fräulein Gallenlaune.

»Philipp kann doch unmöglich mit Helene gezankt haben?« fragte ich.

Fräulein Gallenlaune antwortete höchst wunderbarlich und freimütig: »Er nicht! Er würde wohl eher mit sich selbst gezankt haben.«

»Warum?«

»Willst Du ihn vielleicht fragen?«

Ich dachte nicht daran; es würde so ausgesehen haben, als wollte ich seine Gedanken erspähen. »Selina!« sagte ich, »mit Ihnen ist es heute nicht ganz richtig. Was gibt es? Ich kann Sie nicht verstehen.«

»Mein armes Herz, in nicht allzu langer Zeit wirst Du mich schon verstehen.« Als sie dies sagte, glaubte ich Mitleid aus ihrem Gesicht zu lesen.

»Mein armes Herz?« wiederholte ich. »Wie kommen Sie dazu, so mit mir zu sprechen?«

»Ich weiß es nicht — ich bin müde; ich bin eine alte Närrin — ich werde nach Hause zurückgehen.«

Ohne ein Wort weiter verließ sie mich. Ich sah mich nah Philipp um und fand, daß meine Schwester ihn eingeholt hatte, während ich mit Fräulein Gallenlaune gesprochen. Als ich sie erreicht hatte, freute es mich, daß sie freundlich miteinander waren. Ein Streit zwischen Helene und meinem zukünftigen Gatten — nein, das sollte — das würde zu schmerzlich, zu unnatürlich gewesen sein.

Philipp blickte auf den Weg zurück und fragte, was aus Fräulein Gallenlaune geworden wäre. »Hättest Du etwas dagegen, wenn wir ihrem Beispiel folgten?« sagte er zu mir, als ich ihm erwiderte, daß Selina nach Hause gegangen sei. »Ich mache mir nichts aus den Ufern dieses Flusses. Vielleicht kannst Du mir noch irgend etwas Neues in der Stadt zeigen.«

Helene, die sonst den Fluß sehr liebte, war ebenso bereit wie Philipp, ihn jetzt zu verlassen. Ich bildete mir ein, sie wären Beide so gut gewesen und hätten nicht früher einen andern Weg eingeschlagen, bis ich bei ihnen war, damit sie auch meine Meinung wüßten. Natürlich war ich bereit, hinzugehen, wo es ihnen beliebte.

»Würde es Ihnen Vergnügen machen, die Mädchenschule zu sehen?« sagte Helene zu Philipp.

Mir schien, daß dies ihn gar nicht interessieren könne; er antwortete daher auch ganz ironisch: »O ja, natürlich. Interessiert mich außerordentlich, ganz außerordentlich!« Plötzlich gerieth er in die ausgelassenste Laune und zog meine Hand in seinen Arm mit einer Heiterkeit, nicht widerstehen konnte. »Was Sie noch für ein Kind sind!« sagte: Helene, die sich über seine köstliche Laune ebenso freute wie ich. Sie ging uns schnell voraus; ihr lag daran, einem Fremden unsere Bibelklasse zu zeigen, und sie war stolz auf den Anteil, den sie daran hatte, und das durfte sie aus gutem Grunde.

Vierundzwanzigstes Kapitel.



Als wir das Schulzimmer betraten, verloren wir aber sofort unsere gute Stimmung. Augenscheinlich war etwas Unangenehmes vorgefallen.

Zwei der ältesten Mädchen saßen in einem Winkel bei einander, von den übrigen getrennt, und sahen gekränkt und beleidigt aus. Die Lehrerinnen befanden sich am andern Ende des Zimmers und schienen sich auch höchst unbehaglich zu fühlen. Und in der Mitte mit dunkelrothem Gesicht und zürnenden Augen, stand Papa; ganz ungleich der liebevollen Art und Weise zur Zeit seiner Gesundheit und seines Glückes. Früher, wenn die Ausübung seiner Autorität in der Schule erforderlich war, kam sein geduldiges Wesen schnell mit Allem zurecht. Wie ich ihn jetzt sah, mußte ich an das denken, was mir der Doktor auf meinem Wege vom Bahnhofe nach Hause über seine Gesundheit gesagt hatte.

In dem Augenblick, wo wir uns an der Thür zeigten, kam Papa auf uns zu.

Er schüttelte Philipp herzlich — wirklich herzlich die Hand. Dies zu sehen, war entzückend; entzückend war es ihn sagen zu hören?: »Bitte glauben Sie nicht, Herr Dunboyne, daß Sie uns stören; wenn Sie wollen, bleiben Sie nur immer hier.« Danach redete er zu Helene und zu mir, noch immer erregt, noch immer nicht sich selbst gleich: »Meine Lieben, Ihr konntet nicht gelegener kommen als eben jetzt, wo Eure Gegenwart überaus dringend verlangt wird.« Er wendete sich zu den Lehrerinnen: »Erzählen Sie meinen Töchtern, was vorgefallen ist; sagen Sie ihnen, warum sie mich hier so erregt, so voll Kummer sehen.«

Wir vernahmen, daß die beiden in Ungnaden gefallenen Mädchen die Vorschriften gebrochen hatten, und zwar in solcher Weise, daß sie eine strenge Strafe verdienten.

Die eine von ihnen hatte man gerade dabei betroffen, wie sie eine Novelle in ihrem Pulte verbergen wollte. Die andere hatte noch weit schlimmer gefehlt — sie war in das Theater gegangen. Anstatt dies zu bedauern, hatten sie es gewagt, sich über Papas Schulregiment zu beklagen. Sie beschuldigten ihn, er verlange zu viel von ihnen, er verböte unschuldige Vergnügungen; er bestände auf die Wiederholung eines Katechismus, den er selbst eingerichtet, den sie aber nicht verstehen könnten. Sie gaben ihm sogar zu verstehen — und das war es, was ihn so ärgerlich gemacht hatte —, daß er sie nur mit solcher Strenge behandelte, weil sie arme Mädchen wären, die durch Mildthätigkeit groß gezogen seien. »Wären wir junge Dame gewesen,« hatten sie zu sagen gewagt, »so würde man mehr Nachsicht mit uns gehabt haben; man würde uns schon erlaubt haben, Geschichten zu lesen und Stücke zu sehen.«

Die ganze Zeit über hatte ich mich gefragt, was Papa wohl damit gemeint habe, als er sagte, wir hätten zu keiner gelegeneren Zeit in die Schulstube kommen können. Jetzt zeigte sich, was er gemeint hatte. Als er zu den Mädchen redete, die ihn beleidigt hatten, deutete er auf Helene und mich.

»Hier sind meine Töchter«, sagte er. »Sie werden nicht leugnen, daß sie junge Damen sind. Hören Sie. Sie selbst sollen Ihnen sagen, ob meine Vorschriften irgend welchen Unterschied zwischen diesen und Ihnen hier machen Helene, Ines! Erlaube ich Euch, Novellen zu lesen? Erlaube ich Euch in das Theater zu gehen?«

Wir antworteten »Nein« und hofften, daß es nun vorüber wäre. Doch er war noch nicht fertig. Er wendete sich zu Helene.

»Beantworte einige meiner Fragen«, sagte er, »aus meinem Tagebuch christlicher Pflichten, welches diese Mädchen meinen Katechismus nennen.« Er tat eine der Fragen: »Wenn man Dich gelehrt hat, daß Du an Andern so handeln sollst wie Du wünschst, daß sie an Dir handeln, und wenn Du auf irgend eine Schwierigkeit triffst, dieser göttlichen Vorschrift zu gehorchen, was wird Deine Pflicht sein?«

Ich habe die Ueberzeugung, daß Helene das Zeug in sich hat, sich zu einer zweiten Jeanne d'Arc auszubilden. Sie stand auf und sagte ohne die geringste Aengstlichkeit: »Meine Pflicht verlangt, daß ich zu dem Prediger gehe und ihn um Rath und Ermutigung bitte.«

»Und wenn dies mißlingt?«

»Dann habe ich zu bedenken, daß mein Prediger mein Freund ist. Er beansprucht keine priesterliche Autorität, auch keine priesterliche Unfehlbarkeit. Er ist mein Nächster, und er liebt mich. Er wird mir sagen, daß auch er gefehlt hat, wie auch er mit sich selbst gekämpft hat, und welch ein segensreicher Lohn seinem Siege gefolgt ist — ein reines Herz, ein friedvolles Gemüth.«

Da erlöste Papa meine Schwester, nachdem sie noch einige der religiösen Lehren hergeschafft hatte, welche wir zuerst lernten, als wir Kinder waren. Danach wendete er sich wieder zu den Mädchen: »Ist das, was Sie eben gehört haben, ein Theil meines Katechismus? Habe ich meinen Töchtern die Wiederholung geschenkt, weil sie junge Damen sind? Worin liegt der Unterschied der religiösen Erziehung, welche ich meinen eigenen Kindern, und der, welche ich Ihnen gegeben habe?«

Die elenden Mädchen saßen noch stumm und halsstarrig mit hinabgesenkten Köpfen da. Ich zitterte von Neuem, während ich schreibe, was danach geschah, Papa faßte mich in dass Auge. Er sagte sehr laut: »Ines!« und wartete, daß ich aufstände und antwortete, wie meine Schwester es getan hatte.

Es war ganz über meine Kräfte, mich auf meine Füße zu stellen.

Philipp hatte — gewiß ganz unschuldig — mich entmutigt; ich sah Mißfallen, ich sah Verachtung in seinem Gesicht. Eine Todtenstille war im Zimmer. Jeder sah mich an. Mein Herz schlug wild, meine Hände wurden kalt, die Fragen und Antworten aus den christlichen Pflichten hatten miteinander mein Gedächtnis verlassen. Flehend sah ich zu Papa auf.

Zum ersten Mal in seinem Leben war er hart mit mir. Seine Augen blickten so böse wie möglich; keine Milde war in ihnen. Oh, was war über mich gekommen, von welchem bösen Geiste war ich besessen? Ich fühlte einen Groll, schrecklichen, pflichtvergessenen Groll, so behandelt zu werden. Meine Fäuste ballten sich in meinem Schooß, mein Gesicht brannte wie Feuer. Anstatt meinen Vater zu bitten, mich zu entschuldigen, sagte ich: »ich kann nicht.« Er war so erstaunt wie nur möglich. Ich aber kam vom Schlimmen zum Schlimmeren. Ich sagte: »Ich will nicht.«

Er beugte sich zu mir; er flüsterte: »Ich will Dich etwas fragen; ich bestehe darauf, daß Du antwortest »Ja« oder »Nein«. Er erhob die Stimme und trat zurück, so daß Alle mich sehen konnten.

»Hat man Dich dasselbe gelehrt wie Deine Schwester?« fragte er. »Ist der Katechismus, welcher ihre Religionslehren enthält, die ihr für das Leben bleiben sollen, auch derselbe für Dein ganzes Leben?«

Ich sagte: »Ja!« und ich war in solcher Wuth, — daß ich sehr laut sprach. Wenn Philipp mir seinen Stock gegeben hätte und den Rath ertheilt, die jungen Weiber, welche diesen schrecklichen Zustand hervorgerufen, zu schlagen, ich glaube, ich würde es getan haben. Papa wendete mir den Rücken zu und bot den Mädchen noch eine letzte Wahl: »Bereuen Sie, was Sie getan haben? Wollen Sie, daß Ihnen verziehen werden soll?«

Weder die Eine noch die Andere antwortete ihm Quer über das Zimmer

weg rief er den Lehrerinnen zu: »Diese beiden Schülerinnen sind aus der Schule gewiesen!«

Beide sahen entsetzt aus. Die Aeltere von Beiden näherte sich ihm und versuchte, um ein milderes Urtheil zu bitten. Er antwortete rauh: »Schweigen Sie!« und verließ die Schulstube, selbst ohne vorübergehende Verbeugung zu Philipp. Und dies, nachdem er ihm vor noch keiner halben Stunde die Hand geschüttelt hatte.

Ich hätte um warme Nachsicht für seine elenden Nerven bitten sollen; ich hätte hinter ihm herlaufen müssen und ihn um Verzeihung bitten. Ich fürchte, Mädchen, die noch jemand außer ihrem Vater lieben, müssen nicht ganz normal sein. Als Helene uns den Weg durch eine andere Thüre führte, lief ich hinter Philipp her, und ich bat ihn, mir zu verzeihen.

»Ich weiß nicht, was ich sagte; ich war ganz verwirrt. Ich glaube, die Furcht, daß ich seine Neigung verwirkt hätte, hatte mein Gemüth heftig erschüttert. Helene sollte für mich ein gütiges Wort einlegen. Sie war so klug, sie hatte sich so gut benommen, sie verdiente, daß Philipp ihr zuhörte. »Oh,« rief ich verzweifelt, »was mußt Du von mir denken?«

»Ich will Dir sagen, was ich von Dir denke,« sagte er. »Dein Vater war im Unrecht, Ines, nicht Du. Nichts konnte von schlechterem Geschmack sein als sein Verhalten bei dieser dummen Geschichte im Schulzimmer; es war ein vollkommener Fehlgriff von Anfang bis zu Ende, Erleichtere nur Dein Herz; ich tadle Dich nicht.«

»Hast Du mich, wirklich und wahr, so lieb wie immer?«

»Ja, ganz gewiß!«

Helene schien weit weniger Interesse an diesem glücklichen Schluß zu nehmen, wie ich nach all der ausgestandenen Angst eigentlich von ihr erwartete. Sie ging für sich allein. Vielleicht dachte sie an die übermäßige Aufregung des armen Papa und war traurig darüber.

Wir hatten nur einen kurzen Weg zu machen bis wir die Thür von Philipps Hotel erreichten. Er hatte den erwarteten Brief noch immer nicht von seinem Vater erhalten — den grausamen Brief, der ihn nach Irland zurückrufen würde. Es war gerade die Zeit, wo unsere zweite Post ausgetragen wurde; er ging hinein, um im Vorflur nach den Briefen zu sehen. Helene sah, daß ich voll Angst war. Sie war so gut wie immer; sie willigte ein, mit mir vor der Thür auf Philipp zu warten.

Er kam mit einem offenen Brief in der Hand zu uns heraus.

»Endlich von meinem Vater,« sagte er und gab mir den Brief zum lesen. Er enthielt nur folgende wenige Zeilen:

»Mein lieber Junge, rege Dich nicht über die Veränderung zum Schlechten in meiner Handschrift auf. Ich muß dafür leiden, daß ich mein Leben ausschließlich der Wissenschaft widmete; meine rechte Hand ist vom Schreibkrampf ergriffen. Der hiesige Arzt kann nichts thun. Er hat mir da etwas über eine Ausländerin mitgetheilt, welche alle Arten nervöser Störung durch Streichen mit der Hand heilt und welche jetzt nach London kommt. Wenn Du nächstens von ihr hören solltest, so werde ich wohl auch schon in London sein.«

Da war der Brief zu Ende,

Natürlich wußte ich, wer die Ausländerin war, welche die Zeitungen erwähnten.

Doch was geht mich Fräulein Gallenlaune's Freundin an? Einzig und allein wichtig ist, daß Philipp nicht nach Irland zurückgerufen ist. Dieser ereignisreiche Tag endete doch glücklich — trotz Allem.

Zweite Periode (Fortsetzung):

Die Mädchen und die Tagebücher.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Helene's Tagebuch.

Hier zu Hause finden Alle, daß ich überwacht und verstört aussehe. Die abscheuliche alte Jungfer, Fräulein Gallenlaune, hatte schon eine boshafte Begrüßung für mich in Bereitschaft, als wir uns heute früh beim Frühstück begegneten: »Liebe Helene, was ist nur aus Ihrer Schönheit geworden? Man könnte denken, Sie hätten sie in Ihrem Zimmer vergessen!« Die arme, getäuschte Ines bezeugte mir ihr schwesterliches Mitgefühl: »Spotten sie nicht Selina; sehen Sie denn nicht, daß Helene leidet.«

Ich bin krank gewesen, krank durch eigene Schlechtigkeit.

Sobald ich nur erst ruhig geworden bin, sobald werde ich auch wieder gut aussehen. Meine verhängnisvolle Leidenschaft zu Philipp scheint Alles, was gut in mir ist, zu zerstören. Auch liegt mir nichts mehr daran, gut zu sein. Wie ein Verhängnis zieht es sich über uns zusammen. Wenn mir bestimmt ist, Ines des einzigen theuren Gegenstandes ihres Herzens und ihrer Hoffnung zu berauben, wie soll ich es verhindern? Das einzige Gute, was ich thun kann, ist sie durch Zärtlichkeit zu täuschen und sie in Unwissenheit über das zu lassen, was kommen wird.

»Im Uebrigen, wenn sie leidet, so leide ich auch. Ich zweifle, ob weit und breit in ganz England ein schlimmeres junges Frauenzimmer zu finden fein mag als ich eins bin. Und ist es nichts, das zu fühlen und zu ertragen?«

Auf mein Wort, ich habe für mich keine Entschuldigung!

Ist dies reinste Frechheit? Nein; es ist bloß der Hang meiner Natur. Ich habe die Neigung, mich selbst zu prüfen, wobei ein Verdienst ist — ich schone mich nicht.

Für Ines gibt es Entschuldigungen. Sie lebt im Paradiese einer kleinen Närrin, und sie sieht in ihrem Liebhaber eine glänzende Erscheinung, im Schimmer eines Strahlenkreises, den sie, in ihrer ahnungslosen Täuschung, selbst um ihn gewoben hat. Nichts derart kann ich für mich in Anspruch nehmen. Ich sehe Philipp wie er ist. Mein Scharfsinn dringt bis in die tiefsten Tiefen seines Charakters, das heißt, wenn ich nicht in seiner Gesellschaft bin. Ein guter Grund scheint immerhin in seiner Natur zu liegen. Er verachtet und haßt sich — dass hat er mir bekannt —, wenn Ines bei ihm ist, die noch immer ihrem falschen Geliebten glaubt. Aber wie lange währen diese besseren Eingebungen? Ich brauche mich während der Abwesenheit meiner Schwester nur zu zeigen, so gehört Philipp mir mit Leib und Seele. Seine Eitelkeit und seine Schwäche beherrschen ihn gänzlich, sowie er mein Gesicht erblickt. Er gehört zu jenen Männern — trotz meiner geringen Erfahrung bin ich solchen doch schon begegnet —, die geboren sind, von Frauen geleitet zu werden. Wenn Ines meine Charakterstärke besäße, so würde er ihr sein Leben lang treu geblieben sein.

Hätte ich nicht, nur um meiner selbst willen, meint Herz mit Stolz erfüllen müssen, um für einen solchen Menschen ganz unnahbar zu bleiben? Gewiß hätte ich das müssen! Ich weiß es, ich fühle es. Und doch liegt ein Zauber darin, ihn zu lieben, dem zu widerstehen ich unfähig bin.

Wie, so frage ich mich, ist diese neue Flamme, die in mir brennt, geschürt worden? Wurde sie durch geschmeichelten Stolz entzündet? Ich mochte wohl Stolz empfinden, als ich merkte, daß mich ein Mann von seiner Schönheit, mit seinen verbindlichen Manieren und von seiner Bildung bewunderte.

Mußte außerdem das Anwachsen dieses mich ganz beherrschenden Gefühls nicht noch durch Neid und Eifersucht verstärkt werden, die in mir erwachten, als ich sah, daß Ines, die in jeder Beziehung unter mir steht, durch die Verehrung eines schönen Liebhabers ausgezeichnet wurde und eine brillante Partie in Aussicht hat, während ich ganz unbeachtet blieb, ohne Aussicht, aus einem Fräulein zur Frau zu werden? Müßige Fragen! Mein böses Herz scheint seine eigenen Geheimnisse zu haben und sie vor mir selbst verschlossen zu halten.

Wo ist meine vortreffliche Erziehung geblieben?

Ich mag es nicht wissen; ich habe jetzt etwas, das mir über gute Bücher und musterhafte Beispiele geht. Ich bin in eine neue Schule gegangen und studiere die Liebe. Zu meinen übrigen tadelnswerthen Handlungen kann nun auch Ungehorsam gegen meinen Vater. mit eingerechnet werden. Ich habe nämlich im Geheimen Novellen gelesen.

Zuerst versuchte ich es mit berühmten englischen Werken, die auch bei geringen Mitteln zu haben sind. Sehr schön geschrieben, ganz zweifellos — aber doch unverzeihlich zurück, wenigstens meiner Ansicht nach. Unsere berühmten englischen Schriftsteller schreiben nur für gute Menschen oder für Reuige, welche gut werden wollen, nicht für Sünder gleich mir.

Als ich zu diesem Schluß gekommen war, versuchte ich etwas anderes. In einem kleinen Buchladen entdeckte ich einige billige Uebersetzungen französischer Novellen. Hier fand ich, was ich brauchte — Sympathie mit der Sünde. Hier öffnete sich mir eine neue Welt, die gänzlich von unbußfertigen Leuten bewohnt war; die prächtigsten Frauen diabolisch schön; die satanischen Männer für jede tugendhafte Regung erstorben und nur noch wach für den blendenden Zauber des Verbrechens. Ich weiß jetzt, daß Liebe über Alles geht. Liebe ist das einzige Gesetz, dem wir Alle gehorchen müssen. Wie wahr; wie tröstend; wie bewundernswerth wahr! Die englischen Novellisten haben alle Ursache, sich vor denen Frankreichs zu verbergen. Alles, was ich gefühlt und hier niedergeschrieben habe, ist mir von diesen wunderbaren Schriftstellern eingegeben.

— — — — —

Ich habe nun mein Herz erleichtert und kann jetzt zu dem eigentlichen Zweck meines Tagebuchs zurückkehren, dem Verzeichnis häuslicher Begebenheiten.

Ein entmutigender Fehlschlag hat Ines betroffen. Unsere Mittagsgesellschaft ist abbestellt worden.

Die Veranlassung hat der Gesundheitszustand des Vaters gegeben. Jene jammervolle Szene in der Schule, die noch durch das pflichtvergessene Benehmen meiner Schwester vervollständigt wurde, hat ihn so ernstlich erregt, daß er eine schlaflose Nacht verbracht hat und den ganzen Tag über im Bett geblieben ist. Ines gänzlicher Mangel an Zartgefühl hat sicherlich sein Leiden noch vermehrt; geräuschvoll drang sie bei ihm ein, um ihm zu sagen, wie leid ihr Benehmen ihr sei, und daß sie ihn um Verzeihung bitte. Nachdem sie ihren Zweck erreicht, kam sie zu mir und fragte mich — wie erstaunlich einfältig von ihr! —, was sie und Philipp zunächst thun sollten.

»Wir hatten Alles so nett geordnet,« fing das arme Dingchen an. »Philipp wäre so klug und angenehm bei Tisch gewesen und würde so geschickt den Zeitpunkt gewählt haben, wo Papa bereit gewesen wäre, auf Alles zu hören, was er sagen würde. Oh, es würde so gut gelungen sein; ich zweifle auch gar

nicht daran! Unsere einzige Hoffnung, Helene, ruht in Dir. Was müssen wir jetzt thun?»

»Abwarten,« antwortete ich.

»Abwarten?« wiederholte sie hitzig. »Soll mein Herz brechen? Und, was weit grausamer ist, soll Philipp getäuscht werden? Ich erwartete von Dir etwas mehr Gefühl. Wo wäre ein verständiger Grund zu finden, um zu warten?«

Der Grund, wenn ich ihn überhaupt hätte erwähnen können, lag über jeden Streit hinaus. Ich brauchte Zeit, um Philipps unruhiges Gewissen zu beruhigen und um sein schwaches Gemüth gegen heftige Ausbrüche von Seiten Ines zu stählen, welche ganz gewiß zum Vorschein kommen würden, sobald sie erfuhr, daß sie ihren Liebhaber verloren hatte, und zwar an mich verloren. Inzwischen hatte ich Grund genug, ihr den Rath zu geben, abzuwarten. Es war nicht schwer. Ich stellte ihr des Vaters reizbare Nervenverfassung vor und sagte ihr, daß er ganz gewiß nein sagen würde, wenn sie so unklug wäre, ihn bei seinem jetzigen Gemüthszustande aufzuregen.

Diese unwiderlegbaren Gründe schienen den rechten Eindruck auf sie zu machen. »Ich glaube, Du weißt, was am besten ist,« war Alles, was sie sagte. Und dann verließ sie mich.

Ich ließ sie gehen ohne das geringste Mißtrauen zu hegen, ihr Nachgeben möchte nicht aufrichtig gewesen sein; es war für mich eine ganz alltägliche Erfahrung, daß meine Schwester sich durch meinen Rath leiten ließ, Aber man kann nicht immer seinen Erfahrungen trauen. Bald sollte mir der Lauf der Begebenheiten zeigen, daß ich Ines Hartnäckigkeit und List durchaus nicht nach ihrem wahren Werth geschätzt hatte.

Eine halbe Stunde später hörte ich, daß die Hausthür geschlossen wurde, und sah aus dem Fenster Fräulein Gallenlaune verließ das Haus; Niemand begleitete sie. Mein Abscheu gegen diese Person verleitete mich nur noch mehr. Ich hätte sie im Verdacht haben sollen, daß sie zu irgend einer unheilvollen Botschaft ausersehen sei und daß sie Mittel ersonnen habe, meinen Verdacht auf die Probe zu stellen. Doch tat ich nichts. In dem Augenblick, in welchem ich meinen Kopf vom Fenster wegwendete, war Fräulein Gallenlaune von mir vergessen — und ich hatte damit ein arges Versehen begangen.

Sechszwanzigstes Kapitel.



Das erste Ereignis des Tages war, daß ich in meines Vaters Arbeitszimmer gerufen wurde. Er war überzeugt — viel zu eilig, wie ich befürchte —, daß er genügend wiederhergestellt sei, um seiner gewohnten Beschäftigung nachzugehen. Er diktierte mir gerade, als wir unterbrochen wurden. Maria kündigte den Besuch des Herrn Dunboyne an.

Bisher hatte sich Philipp damit begnügt, einen der Leute aus dem Hotel zu schicken, und sich so nach Herrn Gracedieu's Befinden erkundigt. Warum kam er jetzt selbst? Da ich bemerkte, daß es dem Vater peinlich zu sein schien, so versuchte ich, die Gelegenheit wahrzunehmen und Philipp allein zu empfangen. »Erlaube, daß ich ihn spreche«, schlug ich vor; »ich kann ganz gut sagen, daß Du beschäftigt bist.«

Sehr ungern, wie ich merken konnte, wies mein Vater dies zurück. »Herrn Dunboyne's Besuch ist eine Aufmerksamkeit gegen mich,« sagte er, »und ich muß ihn empfangen.« ich tat, als wollte ich das Zimmer verlassen, mußte aber auf meinen Platz zurückkehren. »Es handelt sich hier um keine Privatunterredung, Helene; bleib, wo Du bist.«

Philipp trat ein, schöner als je, wunderhübsch gekleidet, und bezeugte meinem Vater seine Hochachtung mit seiner gewohnten Anmuth. Er war zu gut erzogen, um die geringste Verlegenheit zu zeigen. Aber als er mir die Hand gab, fühlte ich, daß seine Finger etwas zitterten, selbst durch die eleganten Handschuhe durch, die ihm so glatt, wie eine zweite Hand saßen. War der wahre Zweck seines Besuchs, den Versuch, den er und Ines beschlossen hatten und der durch die abbestellte Mittagsgesellschaft aufgeschoben werden mußte, jetzt zu machen? Ganz unmöglich, daß meine Schwester ihn so beeinflußt haben konnte und ihn zu überreden vermocht, zu seiner ersten Liebe zurückzukehren! In athemloser Spannung erwartete ich seine nächsten Worte. Es verlohnte sich gar nicht der Mühe, darauf zu achten. Was für ein armseliger, alltäglicher Mensch!

»Es freut mich, Herr Gracedieu, daß Sie sich so wohl befinden, um wieder in Ihrem Arbeitszimmer zu sein,« sagte er. Die Schreibmaterialien auf dem Tische erregten seine Aufmerksamkeit. »Ich gehöre wohl zu jenen müßigen Leuten,« fragte er mit einem hinreißenden Lächeln, »welche immer nützliche Beschäftigungen unterbrechen?«

Er sprach zu meinem Vater, und dieser antwortete ihm auch. Nicht ein einziges Wort hatte er an mich gerichtet, nicht einmal, als er mir die Hand gab. Ich war ärgerlich und zwang ihn, mich zu beachten, versuchte dabei aber auch ihn in Verwirrung zu bringen.

»Haben Sie meine Schwester gesprochen?« fragte ich.

»Nein.«

Dies war die kürzeste Antwort, die er geben konnte. Nachdem er sie mir zugeworfen, beharrte er dabei, meinen Vater anzusehen und nur zu ihm zu sprechen. »Werden Sie einen Luftwechsel wählen, Herr Gracedieu, jetzt, wo Sie sich kräftig genug fühlen, wieder zu arbeiten?«

»Meine Pflichten hallen mich hier zurück«, antwortete mein Vater; »auch muß ich aufrichtig gestehen, daß mir Reisen kein Vergnügen macht. Sitten und Gewohnheiten, die mir fremd sind, liebe ich nicht; ich kann nicht finden, daß mir die Hotels einen Ersatz für die Bequemlichkeiten meines eigenen Hauses geben. Wie gefällt Ihnen das hiesige Hotel?«

»Ich finde mich; was soll ich auch machen? Die Küche ist barbarisch; Brühe von Pilzen kommt in die Suppe und in den Salat Mostrich und Cayennepfeffer. Bei Tisch bin ich immer halb verhungert; dennoch bedaure ich es nicht.«

Jedes Wort, das er gesprochen, war eine Beleidigung gegen mich. Mit oder ohne Grund griff ich ihn von Neuem an.

»Ich habe gehört, daß Sie versicherten, der Wirth und die Wirthin wären sehr gefällige Leute,« sagte ich. »Warum fragen Sie sie nicht, ob sie Ihnen nicht gestatten möchten, Ihre Suppe und Ihren Salat selbst zu mischen?«

Ich wollte doch sehen, ob es mir gelang, dadurch seine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Selbst in diesen Blättern, die Niemand außer mir liest, kommt es mir hart an, zu bekennen, was geschah. Ich erreichte, daß Philipp sich erinnerte, daß er mich bitten müsse, das Zimmer zu verlassen.

»Verzeihen Sie mir, Fräulein Helene,« sagte er, »wenn ich um die Erlaubnis bitte, allein mit Herrn Gracedieu sprechen zu dürfen.«

Ich hoffe, daß das einzig Richtige, was ich thun konnte, das war, was ich tat. Ich stand auf und wartete, ob der Vater etwas einzuwenden hätte. Er sah Philipp mißtrauisch und überrascht an. »Darf ich fragen,« sagte er kühl, »was der Zweck dieser Unterredung sein dürfte?«

»Gewiß,« antwortete Philipp, »sowie wir allein sind.« Diese kalte Antwort ließ meinem Vater nur die Wahl zwischen zwei Dingen: entweder mußte er nachgeben, oder er machte sich einer groben Unhöflichkeit gegen einen Gast in seinem eigenen Hause schuldig. Die Wahl, die mir blieb, war noch weit begrenzter: entweder wartete ich ab, bis man mich gehen hieß, oder ich ging freiwillig. Natürlich ließ ich sie allein.

Die Thür, welche in das andere Zimmer führte, war angelehnt, aber nicht verschlossen. An der andern Seite derselben fand ich Ines.

»Du horchst!« sagte ich im Flüsterton.

»Ja,« flüsterte sie zurück. »Horche Du auch!«

»Ich war so unwillig über Philipp und zu sehr interessiert in das, was in dem Arbeitszimmer vorging, daß ich dieser Versuchung nachgab. Wir erniedrigten uns Beide; wir horchten.

Ines' erbärmlicher Liebhaber sprach zuerst. Nach dem Ton seiner Stimme mußte ihn etwas in des Vaters Gesichte erschreckt haben. Ines merkte es auch. »Er wird nervös,« flüsterte sie; »er wird gewiß das Richtige nicht zu rechter Zeit sagen.«

»Herr Gracedieu,« fing Philipp an, »ich möchte mit Ihnen sprechen —«

Vater unterbrach ihn: »Wir sind jetzt allein, Herr Dunboyne. Ich möchte wissen, warum Sie mich allein sprechen wollen.«

»Ich bin etwas unruhig, mit Ihnen über einen Gegenstand sprechen zu —«

»Ueber was für einen Gegenstand? Ueber einen religiöser Natur?«

»Nein.«

»Irgend etwas, worin ich Ihnen hier im Orte nützen könnte?«

»Ganz und gar nicht. Wenn Sie mir nur gestatten wollten —«

»Ich warte beständig, zu hören, um was es sich eigentlich handelt.«

Philipps Stimme klang plötzlich gereizt.

»Ein für allemal, Herr Gracedieu,« sagte er, »wollen Sie mich sprechen lassen? Es handelt sich um Ihre Tochter —«

»Nichts mehr davon, Herr Dunboyne!« — Mein, Vater war jetzt ebenso laut wie Philipp. — »Ich habe nicht Lust, mit Ihnen eine Privatunterredung über meine Tochter zu führen.«

»Wenn Sie persönlich etwas gegen mich haben, mein Herr, so bitte ich Sie, sich deutlich darüber auszusprechen.«

»Sie haben kein Recht, dies von mir zu verlangen.«

»Sie weigern sich?«

»Entschieden.«

»Sie sind grob, Herr Gracedieu.«

»Für meine Offenheit, Herr Dunboyne, sollten Sie nur dankbar sein.«

Philipp antwortete darauf mit wilder Ironie.

»Sie sind ein Diener Gottes und ein alter Mann — Zwei Vorzüge, die Sie beide für mich in Anspruch nehmen, Guten Morgen.«

»Ich flüchtete in eine Ecke, noch gerade zur Zeit, um nicht als Horcher ertappt zu werden. Ines rührte sich nicht. Als Philipp in das Zimmer stürzte und die Thür hinter sich zuwarf, sank sie ihm schluchzend an die Brust: »Oh, Philipp! Philipp! was hast Du getan? Warum hast Du Dich nicht beherrscht?«

»Hast Du gehört, was Dein Vater zu mir gesagt hat?« fragte er.

»Ja; aber Du hättest Dich mehr in der Gewalt haben müssen — Du solltest es um meinetwillen.«

Ihre Arme hielten ihn umschlungen. Es quälte mich, daß er sich ihr so hingab. »Sorge lieber dafür, daß ich wieder zu mir selbst komme,« sagte er sanft. »Du thättest besser, mich gehen zu lassen.«

»Oh, wie grausam, Philipp, mich zu verlassen, wo ich so unglücklich bin! Warum mußt Du gehen?«

»Du sagtest mir nur soeben, was ich hätte thun sollen,« antwortete er, sich noch immer zusammennehmend. »Wenn ich meine gute Laune wieder finden soll, so muß ich Jetzt allein sein.«

»Ich habe nichts von Deiner Laune gesagt, mein Liebling.«

»Sagtest Du mir nicht, daß ich mich beherrschen sollte?«

»Oh, ja! Geh' zu Papa zurück und bitte ihn, Dir zu verzeihen.«

»Lieber will ich ihn verdammt sehen!«

Wenn je ein dummes Mädchen eine solche Antwort verdiente, so verdiente meine Schwester sie. Bis8her hatte ich mich — wenn auch nicht ganz leicht — bezwungen, nicht einzugreifen. Als Ines aber den Versuch machte, Philipp bis zum Hause hinaus zu folgen, da durfte ich nicht länger zögern; ich hielt sie zurück. »Du Närrin,« sagte ich, »hast Du noch nicht genug Unheil angerichtet?«

»Was soll ich thun?« schluchzte sie hilflos.

»Tue, was ich Dir gestern sagte — warte.«

Ehe sie antworten oder ich noch etwas weiter sagen konnte, wurde die Thür, welche nach der Treppe führte, leise geöffnet und Fräulein Gallenlaune guckte herein. Sofort ging Ines von mir fort und eilte auf die alte Jungfer zu. Sie flüsterten miteinander. Fräulein Gallenlaune's magere Arme umschlangen die Taille meiner Schwester; so verschwanden sie miteinander.

Ich war nur zu froh, sie Beide los zu sein, und konnte so die Gelegenheit wahrnehmen und an Philipp schreiben. Ich verlangte eine Erklärung seines Benehmens, so lange ich mich im Arbeitszimmer befand — die innerhalb einer Stunde, an einem Ort, den ich bezeichnete, gegeben werden sollte. »Ich verlange nicht, daß Sie sich schriftlich rechtfertigen,« fügte ich als Grund hinzu. »Sie sollen mich durch Ihren Brief nur wissen lassen, ob Sie die Verabredung halten können. Das Uebrige, wenn wir uns sehen.«

Maria trug den Brief nach dem Hotel, mit dem Auftrage, auf eine Antwort zu warten.

Philipps Antwort erfolgte ohne Zögern. Er verpflichtete sich, sich zu rechtfertigen, so wie ich wünschte, und die Verabredung einzuhalten. Ich glaube, daß der heutige Vorfall seine und meine Zukunft entscheiden wird.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ines' Tagebuch.



irklich, ich bin das unglücklichste Geschöpf; Alles wird mir zum Unheil. Selbst an der Güte und Aufrichtigkeit meiner lieben Selina kommen mir abscheuliche Zweifel. Ich fürchte, sie verbirgt mir etwas.

Wie ich wieder mit ihr über all mein Unglück sprach, hörte ich zum ersten Male, daß sie von Neuem an Frau Tenbruggen geschrieben. Der Inhalt ihres Briefes handelte von meiner Verlobung mit Herrn Dunboyne. Ich fragte sie, warum sie ihr dies mitgetheilt. Die Antwort lautete dahin, daß ich bei dem gegenwärtigen Zustand der Dinge nicht wissen könne, wie bald ich den Beistand einer klugen Frau bedürfe. Sie meinte, dies würde mir genügen. Aber mir scheint dies keineswegs klar zu sein.

Als ich danach Selina erzählte, was ich an der Thür des Arbeitszimmers gehört hatte und wie rauh Philipp nachher zu mir gewesen, fragte ich sie, was sie davon denke. Sie gab mir eine ganz unbegreifliche Antwort: »Mein süßes Kind, ich darf nicht daran denken — ich habe Dich viel zu lieb.«

Es war ganz unmöglich, sie dahin zu bringen, mir zu erklären, was sie eigentlich meinte. Sie fing an, von Philipp zu sprechen; sie versicherte mich — was ganz überflüssig war —, daß sie ihr Bestes getan habe, ihn zu bestärken und zu ermutigen, ehe er Papa seine Aufwartung machte. Als ich sie bat, mir in einer andern Weise behilflich zu sein, nämlich herauszubekommen, wo Philipp in diesem Augenblick sein könnte, da wußte sie mir gar nichts zu sagen. Ich versicherte sie, daß ich nicht früher Ruhe hatte, als bis ich und mein Liebster wieder versöhnt wären. Sie schüttelte auch den Kopf und erklärte, sie sei für mich sehr besorgt. Als ich auf den Gedanken verfiel, nach Maria zu klingeln, sagte diese kleine Person, die sonst so gern und schnell und stets bereit ist, mir zu helfen: »Ich überlasse es ganz Dir, mein Herz,« und sie ging an das Klavier, neben welchem ich saß, und spielte schlecht und leise dumme, einfache Weisen.

»Maria, öffneten Sie Herrn Dunboynus die Thür, als er vorhin fortging?«

»Nein, Fräulein.«

»Nichts wie Unglück!« Wäre ich allein gewesen, so hätte ich das Stubenmädchen jetzt wieder gehen lassen. Aber Selina hatte beschlossen, mir einen Wink zu geben, der wohl zu ihrem eigenen, seltsamen Plane paßte. Noch immer am Klavier, schien sie mit sich selbst zu reden, wie für sich zu spielen. Die Musik tönte nur immer Klingklang, aber ich vernahm jetzt Worte, die lauteten: »Vielleicht ist in der Küche über Philipp gesprochen worden.«

Dieser Wink ging mir nicht verloren. Ich sagte also zu Maria, die am andern Ende des Zimmers, dicht neben der Thür, stand: »Sahen Sie vielleicht zufällig, welchen Weg Herr Dunboyne einschlug, als er von hier fortging?«

»Ich weiß nur Fräulein, wo er vor einer halben Stunde war.«

»Wo war er?«

»Im Hotel,«

Gerade wie vorhin flüsterte Selina mir weiter zu. »Woher kann sie das wissen; wie nur?« lautete diesmal der vokale Theil ihres Vortrags. Und ich folgte ihm wie vorhin:

»Woher wissen Sie, daß Herr Dunboyne im Hotel war.«

»Ich wurde mit einem Briefe zu ihm geschickt und wartete auf eine Antwort.«

Diesmal bedurfte es keines Souffleurs. Ich mußte nothgedrungen fragen: »Wer schickt Sie?«

Maria antwortete. unter einem Vorbehalt: »Werden Sie es auch nicht weiter sagen, Fräulein?«

Ich versprach, nichts zu sagen. Selina hörte plötzlich auf zu spielen.

»Nun?« wiederholte ich, »wer schickte Sie?«

»Fräulein Helene.«

Selina sah mich an. Ihre kleinen Augen schienen plötzlich groß geworden und blickten starr auf mich. Ich weiß nicht, ob sie so erschreckt oder so verwundert war. Ich selbst war unfähig, zu sprechen. Maria, die nicht mehr gefragt wurde, besaß Anstand genug, uns allein zu lassen.

Warum sollte Helene an Philipp schreiben, und noch dazu, ohne es mir zu sagen? Dies war ein Räthsel, das ich nicht lösen konnte. Ich bat Selina, mir zu helfen. Vielleicht würde sie dies schließlich versucht haben, aber sie sah beunruhigt aus und entschuldigte sich.

Ich sagte: »Ich denke, ich gehe zu Helene und frage sie, warum sie an Philipp geschrieben.« Und Sellina sagte:

»Thue es, mein Herz.«

Ich klingelte nochmals nach Maria: »Wissen Sie, wo meine Schwester ist?«

»Soeben ausgegangen, Fräulein.«

So blieb mir nichts übrig als zu warten, bis sie wiederkam und die Zwischenzeit so gut wie möglich hinzubringen. Etwas hatte ich getan, dass ich wünschte ungeschehen machen zu können, Ich schämte mich halb tod, wenn ich daran dachte, daß ich an der Thür des Arbeitszimmers gehorcht hatte. Manchmal kommen uns ganz seltsame Vorstellungen in den Kopf, man weiß gar nicht, woher sie kommen. So überkam es mich plötzlich, daß ich mein verächtliches Horchen an der Thür sühnen würde, wenn ich zu Papa ging und ihm in seiner Einsamkeit Gesellschaft leistete. Sollte unser Gespräch eine gute Wendung nehmen, so hatte ich einen ganz besonders schlaun Gedanken — nämlich, ich wollte alsdann ein gutes Wort für Philipp einlegen.

Als ich Selina meinen Plan anvertraute, schloß sie das Klavier und lief zu mir. Aber wirklich, sie war ganz anders als sonst.

»Du liebe, kleine Seele, Du hast immer recht. Sieh mich einmal an, Inese. Zweifelst Du an mir? Oh, mein Herzenskind, thue es nicht! Du thätest mir unrecht und ich könnte es nicht ertragen, ich könnte es nicht!«

Ich nahm ihre Hand; ich wollte eben mit ihr ganz sanft reden, so wie sie es verdiente. Plötzlich zog sie ihre Hand weg und lief an das Klavier zurück. Als sie wieder auf dem Sessel saß, war ihr Gesicht mir abgewendet. In dem Augenblick stieß sie einen seltsamen Schrei aus, der zuerst wie ein Lachen klang, sich aber in ein Schluchzen verlor.

»Geh zu Deinem Vater — kümmere Dich nicht um mich — ich bin zu sehr Gefühls mensch — ha, ha, ha! etwas hysterisch — das macht das Wetter — ich werde mich durch Singen von dieser Schwäche befreien. Ich habe ein Lieblingslied: Mein Herz ist leicht, mein Wille frei. — Geh, um des Himmels willen, geh doch!«

Selbstverständlich hatte ich schon von Hysterie gehört, ich wußte jedoch nicht, was es war, wenigstens nicht aus eigener Erfahrung. Was konnte nur geschehen sein, daß sie so ungewöhnlich aufgeregt war?

Stand Helene's Brief irgendwie damit in Verbindung? War meine Schwester auf Philipp böse, weil er in meiner Gegenwart geflucht hatte, und hatte sie ihm in ihrem Eifer vielleicht meinetwegen geschrieben? Aber es konnte ja gar nicht möglich sein, daß Selina den Brief gesehen hatte — und

Helene, die oft recht hart mit mir ist, wenn ich Dummheiten mache, zeigte mir wenig Nachsicht, als ich so unglücklich war, Philipp zu reizen. Ich gab den hoffnungslosen Versuch, die Wahrheit zu errathen, auf und ging hinaus, um meinen Kummer zu vergessen, und wollte, wenn möglich, die Gesellschaft meines Vaters aufsuchen.

Nachdem ich zweimal an die Thür geklopft hatte, ohne eine Antwort zu erhalten, wagte ich es, hineinzusehen.

Das Sofa stand in diesem Zimmer gerade der Thür gegenüber. Papa lag darauf, aber gar nicht bequem. Er zuckte mit den Füßen und bewegte seine Arme hin und her, als könne er für sie keine gute Lage finden. Aber was mich am meisten erschreckte, war Folgendes: Seine Augen, die gerade auf die Thür blickten, durch welche ich gekommen war, hatten einen fragenden Ausdruck, als ob er augenblicklich nicht wüßte, wer ich wäre. Ich stand in der Mitte, zwischen Thür und Sofa, und wußte nicht recht, ob ich näher an ihn herangehen sollte.

Er sagte: »Wer ist da?« Dies zu mir — zu seiner eigenen Tochter. Er sagte: »Was wünschen Sie?«

Dies vermochte ich nicht auszuhalten. Ich ging zu ihm. Ich sagte: »Papa, kennst Du Deine Ines nicht mehr?«

Mein Name — wie wäre es auch anders möglich — schien ihn wieder zu sich zu bringen. Er setzte sich auf und lachte, als er antwortete.

»Mein liebes Kind, welch ein Wahn hat diesen hübschen kleinen Kopf betört? Bildet sie sich ein, ich hätte mein eigenes Kind vergessen! Ich war in Gedanken verloren, Ines. Vor einem Augenblick war ich etwas abwesend. Habe ich Dir je die Geschichte von dem Menschen erzählt, der geistesabwesend war? Er besuchte einen seiner Bekannten, und als der Diener fragte: »Ihren Namen, mein Herr?« da konnte er nicht antworten. Er hatte seinen eigenen Namen vergessen. Der Diener sagte: »Das ist sehr sonderbar.« Der Geistesabwesende kam aber gleich wieder zu sich. »Ich hab' es!« rief er, »mein Name ist sonderbar.« Das ist drollig, nicht wahr? Ich glaube, wenn ich heute einen meiner Freunde besucht hätte, so würde ich meinen Namen vielleicht auch nicht gewußt haben. Ich habe sehr viel zu denken, Ines — gar zu viel.«

Mit einem Seufzer erhob er sich vom Sofa, als sei es ihm langweilig, länger darauf zu bleiben, und er fing an, auf und nieder zu gehen. Er schien noch gut gelaunt. »Nun, mein Herzchen,« sagte er, »was wolltest Du von mir?«

»Ich kam hier herein, Papa, weil ich glaubte, Du möchtest vielleicht etwas wünschen.«

Er sah auf einige Blätter Papier, die ausgebreitet auf dem Tische lagen. Sie waren mit der Handschrift meiner Schwester bedeckt. »Ich muß weiter arbeiten,« sagte er. »Wo ist Helene?«

Ich erwiderte ihm, daß sie ausgegangen sei, und bat ihn, mir zu erlauben, einmal ihre Stelle auszufüllen.

Die Bitte schien ihm zu gefallen, aber er brauchte Zeit zum Ueberlegen. Ich wartete, bemerkte aber, daß sein Gesicht allmählich einen düstern und erregten Ausdruck annahm. Ein solch leerer Blick war in seinen Augen, der mich sehr besorgt machte; er schien schon wieder weit fort zu sein. »Lies die letzte Seite,« sagte er und zeigte auf das Manuskript, das auf dem Tische lag; »ich erinnere mich nicht mehr, wo ich aufgehört habe.«

Ich schlug die letzte Seite auf. So gut wie ich konnte, sagte ich ihm, daß hier die Rede von einer religiösen Monatsschrift wäre, die er allen denen anempfahl, die sich zur Methodistenlehre bekannten.

Ehe ich noch zur Hälfte fertig war, fing er schon an, zu diktieren, und zwar so schnell, daß ich außer Stande war, mit der Feder zu folgen. Wenn ich schnell schreiben soll, ist meine Handschrift so schlecht wie möglich. Um die Sache noch schlimmer zu machen, wurde ich auch ganz verwirrt. Was er

jetzt diktierte, schien in gar keinem Zusammenhange mit dem zu stehen, was ich gelesen.

Ich will versuchen, ob ich mich auf das Wesentlichste noch besinnen kann.

In der wunderlichsten und denkbar schnellsten Weise fing er in fragender Form so an: »Warum sollte eine Entdeckung zu befürchten sein, da doch jede nur mögliche Sorgfalt aufgeboten ist, dies zu verhindern? Die Gefahr unerwarteter Zufälle war weit beunruhigender. Ein Mann könnte sich wohl durch Ehre gezwungen fühlen, zu offenbaren, was er mit der größten Besorgnis sein Leben hindurch geheim gehalten hat. Dürfte er zum Beispiel eine unschuldige Person für eine allerdings wohlüberlegte Verheimlichung der Wahrheit hinopfern, ganz gleich, wie gerechtfertigt jene Verheimlichung auch sein möchte? Andererseits könnte das ehrenhafte Bekenntnis derselben auch schreckliche Folgen haben. Sie könnte das grausame Opfer einer zarten Neigung werden; kindliche Hoffnung und kindlicher Glaube möchten auf das Furchtbarste erschüttert werden.«

Ich erinnere mich genau dieser letzten Worte, denn hierbei brach er plötzlich ab. Der Arme, er sah so leidend und unglücklich aus. Er legte seine Hand auf den Kopf und kehrte zum Sofa zurück.

»Ich bin müde,« sagte er. »Warte, während ich mich ausruhe.«

In wenigen Augenblicken war er eingeschlafen. Eine tiefe Ruhe überkam ihn, und obgleich ich glaube, daß es nicht länger als eine halbe Stunde währte, so hatte es doch einen wunderbaren Wechsel zum Bessern bei ihm hervorgebracht, als er erwachte. Er sprach wieder ruhig und gütig, und als er zu mir an den Tisch kam und auf die Seite blickte, auf welche ich geschrieben, da lächelte er.

»Mein liebes Kind, welch schlechte Schrift! ich muß Dir sagen, daß ich nicht lesen kann, was ich Dir diktiert habe. Nein, nein, sei deshalb nicht niedergeschlagen! Du bist nicht daran gewöhnt, nach Diktat zu schreiben, und mir scheint, ich habe es wohl auch etwas überstürzt.« Er küßte und ermutigte mich. »Du weißt, wie gut ich meinem lieben, kleinen Mädchen bin,« sagte er; »ich fürchte beinahe, ich liebe meine Ines noch mehr als meine Helene.

Sieh da; fängst Du nun an, ein wenig glücklicher auszusehen?«

Seine Worte hatten soviel Zutrauen und soviel Wonne in mir erweckt, daß ich nothwendig an Philipp denken mußte. Oh Himmel! wann werde ich lernen, meinem eigenen Gefühl zu mißtrauen? Die Versuchung, für Philipp ein gutes Wort einzulegen, übermannte mich ganz und gar.

Ich sagte also zu Papa: »Wenn Du wüßtest, wie Du mich glücklicher machen könntest als ich es je im Leben gewesen, würdest Du es thun?«

»Natürlich.«

»Dann schicke zu Philipp und sei diesmal zu ihm etwas freundlicher.«

Sein blasses Gesicht wurde roth vor Aerger; er stieß mich von sich.

»Schon wieder dieser Mann!« rief er wüthend aus. »Soll ich immer wieder von ihm hören? Geh, Ines. Du bist hier zu nichts nütze.« Er nahm meine unglückselige Schreiberei auf und spottete mit bitterem Lachen über sie. »Was soll dies?« Er drückte sie zusammen und warf sie in das Feuer.

»Ich lief aus dem Zimmer und fühlte mich so schwer gekränkt, daß ich kaum wußte, was ich tat. Wenn in diesem Augenblicke eine hartherzige Person auf mich zugekommen wäre mit einer Schale voll Gift in der Hand und hätte zu mir gesprochen: »Ines, Du darfst nicht länger leben; nimm dies,« ich glaube, ich würde es genommen haben. Wenn ich überhaupt an irgend etwas dachte, so dachte ich nur daran, Selina zu finden. Mein Missgeschick verfolgte mich aber auch überall; sie war verschwunden. Hilflos blickte ich mich um, ganz fassungslos, ganz benommen, bis ich auf dem Tische, an welchem stand, ein dreieckiges Briefchen bemerkte. Es war an

mich adressiert.

»Allertheuerste Inese, ich habe versucht, Dir zu dienen; es ist mir aber mißlungen. Aber wie vermag ich den traurigen Anblick Deines Kummers zu ertragen und nicht den heißen Wunsch empfinden, es nochmals zu versuchen? Ich will in das Hotel gehen, um Philipp zu sprechen, und ihn Dir als einen reuigen und treuen Mann zurückbringen. Warte auf mich und hoffe. Hunderttausend Küsse meiner süßen Inese. S. G.

Aus sie warten, nachdem ich dies gelesen! Wie konnte sie das denken? Ich mußte ihr folgen und Philipp treffen. Im nächsten Augenblick war ich auf dem Wege zum Hotel.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Helene's Tagebuch.



ch sehe, daß ich zuletzt in mein Tagebuch geschrieben habe, daß der heutige Vorfall Philipps und meine Zukunft entscheiden werde, Diese Prophezeiung hat sich als wahr bewiesen. Alle Heimlichtuerei hat nun ihr Ende erreicht,

Sei es das Geschick oder der Zufall, kurz, Ines hat die Untreue ihres Liebhabers entdeckt. »Nach menschlicher Berechnung« — wie mein Vater in seinen Predigten sagt — werden wir zwei Schwestern Zeil unseres Lebens Feindinnen bleiben.

Mich beargwohnt man nicht wie Ines, daß ich mir Stelldicheins mit einem Liebhaber gebe. So steht es mir frei, allein auszugehen und ein Ziel zu wählen, wie es mir beliebt. Philipp und ich waren heute Nachmittag pünktlich an der verabredeten Stelle,

Wir trafen uns in einer abgelegenen Ecke des Stadtparks. In unserem Zufluchtsort befand sich eine einfache Bank, die, wie man annehmen könnte, als Zugeständnis für solche Besucher dorthin gestellt ist, welche die Einsamkeit lieben. Die Vorderansicht war durch die Parkmauer und das Gitter begrenzt; an der einen Seite war unser Platz durch eine Anpflanzung junger Bäume vollkommen abgeschlossen. Kein Eingang befand sich in der Nähe; kein Fahrweg durchschnitt den Rasen. Ein sicherer und einsamerer Winkel zum Plaudern für zwei Menschen, die allein sein wollen, dürfte wohl schwerlich in den meisten öffentlichen Parks zu finden sein. Es ist bekannt, daß verliebte Menschenkinder diese Stelle gut kennen und sie besonders gegen Abend bevorzugen. Wir waren hier bei hellem Tage und wir hatten den Platz für uns ganz allein.

Die Erinnerung an das, was zwischen uns vorfiel, ist mir durch die entsetzliche Unterbrechung, welche unserem Gespräch ein Ende machte, theilweise entfallen. Ich weiß nur, daß ich ihm gleich von Anfang an keine Schonung zeigte. Einmal tat ich ungehalten, ein andermal verächtlich. Ich erklärte in Bezug auf den Zweck unserer Bewegung, daß ich meine Ansicht geändert hätte und beschlossen, eine unangenehme Unterredung abzukürzen, indem ich auf mein Recht, eine Erklärung zu verlangen, verzichtete, und ihm so Adieu sage. Ines, wie ich ihn zurechtwies, habe den ersten Anspruch an ihn; Ines passe auch weit besser für ihn zur Lebensgefährtin als ich. »Kurz,« sagte ich schließlich, »meine Neigung weicht meiner Pflicht und läßt meine Schwester in ungestörtem Besitz von Herrn Dunboyne.« Bei dieser spöttischen Erklärung erhob ich mich, um Adieu zu sagen.

Ich hatte nur beabsichtigt, ihn aufzuregen. Er zeigte aber einen so gewaltigen Schmerz, daß ich darauf gar nicht vorbereitet war.

»Seien Sie so gut und setzen Sie sich nochmals,« sagte er ruhig,;

Er nahm meinen Brief aus der Tasche und wies auf die Stelle, in welcher ich auf sein Betragen anspielte, als wir in des Vaters Studierzimmer zusammentrafen.

»Sie haben mir die Gelegenheit geboten, ein Wort zu meiner Vertheidigung sagen zu dürfen,« fuhr er fort. »Ich schätze dies Vorrecht viel zu hoch, um darin zu willigen, daß Sie es mir entziehen, und zwar nur deshalb, weil Sie Ihre Ansicht geändert haben. Lassen Sie mich wenigstens sagen, was ich beabsichtigte, als ich Ihrem Vater meinen Besuch machte. Da ich Sie liebe, und nur Sie, so hatte ich mich zu einer letzten Anstrengung

gezwungen, Ihrer Schwester treu zu bleiben. Bedenken Sie das, Helene, und dann sagen Sie, ob es so wunderbar ist, daß ich außer mir war, als ich Sie in dem Studierzimmer fand.«

»Wenn Sie sagen, Sie waren außer sich,« sagte ich, »wollen Sie damit sagen, daß Sie sich vor sich selber schämten?«

Das traf. »Ich meine nichts derartiges!« rief er wild. »Nach dieser Hölle auf Erden, in welcher ich zwischen zwei Schwestern gelebt habe, ist ein Mann nicht mehr so tugendhaft, daß er sich noch schämen kann. Halb toll — das ist er. Betrachten Sie einmal meine Lage! Ich hatte mir vorgenommen, Sie nie wiederzusehen; ich hatte mir vorgenommen, falls ich mich mit Ines verheiratete, mich von meinem eigenen elenden Leben zu befreien, wenn ich es nicht länger ertragen könnte. Zu dieser Gemüthsverfassung hing meine einzige Rettung davon ab, mit Herrn Gracedieu allein zu sprechen; — und welches war das erste Gesicht, das ich sah, als ich das Zimmer betrat? Wenn ich es gewagt hätte, Sie anzusehen, oder mit Ihnen zu sprechen, was glauben was aus meinem Entschluß, mich zu opfern geworden wäre?«

»Und was ist jetzt aus ihm geworden?« fragte ich.

»Sagen Sie mir zunächst, ob mir verziehen ist,« sagte er — »und Sie sollen wissen.«

»Verdienen Sie Verzeihung?«

Klügere Köpfe als meiner haben längst herausgefunden, daß schwache Menschen sich immer in Extremen bewegen. Bis dahin konnte ich ihn nur als eitel und heftig; jetzt wurde er traurig und demüthig. Als ich ihn fragte, ob Verzeihung verdiene, gab er die denkbar demüthigste Antwort — er seufzte und sagte nichts.

»Wenn ich gewissenhaft gegen meine Schwester handeln würde,« erinnerte ich ihn, »so müßte ich Ihnen jede Verzeihung verweigern und Sie zu Ines zurückschicken.«

»Die Sprache und das Benehmen Ihres Vaters,« erwiderte er, »haben mich aus dieser Verwicklung erlöst. Nie kann ich zu Ines zurückkehren. Wenn Sie sich weigern, mir zu verzeihen, so werden weder Sie noch Ines je wieder etwas von Philipp Dunboyne hören, das verspreche ich Ihnen. Sind Sie zufrieden?«

Nachdem ich bis dahin noch entschlossen gegen ihn angekämpft hatte, fühlte ich, daß ich anfang nachzugeben. Wenn ein Mann erst unsere Neigung gewonnen hat, was für hilflose, schwache Geschöpfe sind wir Frauen doch alsdann! Wie erkannte ich seine Wankelmüthigkeit und Schwäche — und doch glaubte ich ihm und hatte doch beide Augen offen. Während ich schreibe, befindet sich mir gerade gegenüber ein Spiegel. Er zeigt mir eine ganz verächtliche Helene. Ich log und sagte, daß ich zufrieden sei — ihm zu Gefallen.

»Ist mir verziehen?« fragte er.

Es ist abgeschmackt, dies niederzuschreiben. Natürlich verzieh ich ihm. Was ich doch trotz Allem für eine gute Christin bin!

Er nahm meine Hand, die ich ihm gern ließ. »Mein süßes Herz,« sagte er, »es bleibt dabei, wir heiraten. Oh Dein Vater einwilligt oder nicht, sage dies eine Wort, sprich es aus, und ich bin der Deine für immer!

Seine Stimme und sein Blick mußten mich wohl ganz und gar verblendet haben, und der Druck seiner Hand hatte wohl mein Herz entzündet. Entweder vergaß ich alle Sittsamkeit oder mich verließ jede Selbstbeherrschung, denn ich wehrte ihm nicht, als er mich in die Arme nahm. Wieder und wieder und immer wieder küßte er mich. Wir waren taub für das, was wir hätten hören, blind für das, was wir hätten sehen müssen. Ehe wir noch unter den Bäumen eine Bewegung wahrgenommen, waren wir bereits entdeckt. Meine Schwester stürzte auf mich los wie ein wildes Thier. Wie rasend griffen ihre Hände nach meiner Kehle. Philipp starrte zu Boden.

Als er sie berührte, nur um sie zu zwingen, mich loszulassen, wich von Ines sofort alle Kraft und es überkam sie die äußerste Schwäche. Die Arme fielen matt herab, ihr Kopf sank auf die Brust, stumm blickte sie auf ihn hin, was in einem Augenblick wie diesem einen entsetzlichen Eindruck machte. Vor dem unerträglichen Vorwurf in diesen Augen zuckte er zurück. Erbärmlich, wie er ist, wendete er sich von ihr. Ebenso erbärmlich folgte ich ihm. Gleich Fremden ging Jeder seinen Weg allein, und wir überließen sie ihrer Gefährtin, der abscheulichen Verrätherin, die meine Feindin war und ihre Freundin.

Neunundzwanzigstes Kapitel.



Erst als wir auf die Straße gelangt waren, die zu Philipps Hotel führte, sprachen wir zum ersten Male miteinander.

»Was sollen wir thun?« sagte ich.

»Diesen Ort verlassen,« antwortete er.

»Zusammen?« fragte ich.

»Ja.«

Für einige Zeit fortzugehen, dürfte für einen Mann in Philipps kritischer Lage, nach dem, was sich ereignet hatte, wohl das Beste sein. Wenn ich aber mit ihm ging, allein, ohne die Begleitung eines weiblichen Wesens, deren Charakter und Anwesenheit mir ein Schutz gewesen wäre, so müßte ich vielleicht selbst die Hoffnung auf einstige Erlösung schwinden lassen. Und ist irgend ein Mann ein solches Opfer werth? Ich stellte mir vor, wie mir alsdann das Haus meines Vater verschlossen wäre, und wie unsere Freunde sich meiner schämen würden. In einem früheren Theil meines Tagebuches habe ich bereits bekannt, daß ich bei allen häuslichen Vorkommnissen nicht sehr geduldig bin. Aber die Vorstellung, daß Ines statt meiner dem Haushalt vorstehen sollte, meine unumschränkte Freiheit meine Stellung haben würde, war mir unerträglich. »Nein,« sagte ich zu Philipp, »es mag werden, wie es will, aber ich muß zu Hause bleiben.«

Er gab dies zu, ohne auch nur einen Versuch zu machen, meine Ansicht zu ändern. Eine düstere Ergebung prägte sich in seinem Wesen aus, die mir nicht gefiel. Verzweifelte er bereits an sich und mir? Hatte Ines den Dämon der Scham und des Vorwurfs wachgerufen?

»Vielleicht hast Du recht,« sagte er finster. »Adieu.«

Die Angst trieb mich zu der allerwichtigsten Frage, die ich ohne Zögern aussprach:

»Ein Adieu für immer, Philipp?«;

Seine Antwort tröstete mich sofort: »Das verhöte der Himmel!«.

Ich verlangte aber mehr: »Liebst Du mich auch noch?« drang ich ihn.

»Mehr als je.«

»Und dennoch verläßt Du mich?«

Er wurde ganz blaß. »Ich verlasse Dich, weil ich mich fürchte.«

»Was fürchtest Du?«

»Ines zu begegnen,«

Da fiel mir der einzig mögliche Weg ein, wie sich diese Schwierigkeiten überwinden ließ. »Wenn meine Schwester dahin gebracht werden könnte, Dich aufzugeben?« sagte ich. »Würdest Du in diesem Falle wieder zu uns kommen?«

»Ganz gewiß!«

»Und Du würdest meinen Vater fragen, ob er in unsere Heirat einwilligt?«

»Am Tage meiner Rückkehr, wenn es Dir alsdann recht ist.«

»Stelle Dir vor, es legen sich allerhand Hindernisse in unseren Weg,« sagte ich »stelle Dir vor, daß die Zeit hingehet und Deine Geduld auf die Probe stellt, wirst Du Dich immer mit mir als verlobt betrachten?«

»Fest mit Dir verlobt,« antwortete er, »trotz aller Hindernisse und trotz der Zeit.«

»Und während Du von mir fort bist,« wagte ich hinzuzufügen, »werden wir einander schreiben?« —

»Ich mag gehen wohin ich will,« sagte er, »Du sollst immer von mir hören.«

Ich konnte nichts weiter fragen, und er konnte mir auch nichts weiter versprechen. Der Eindruck, den Ines' leidenschaftlicher Ausbruch nur allzu deutlich bei ihm zurückgelassen, war weit ernster, als ich angenommen hatte. Ich war selbst niedergedrückt und fühlte mich sehr unbehaglich. Nicht ein zärtliches Wort war mehr zwischen uns gewechselt. Etwas Entsetzliches lag in unserm trüben Lebewohl. Als wir von einander gingen, gaben wir uns kaum die Hand. Er ging seinen Weg und ich den meinen.

— — — — —

Es gibt Gelegenheiten, wo Frauen Männern mit muthigen Beispiel vorangegangen sind. Ich war bereit, zu Hause alles zu ertragen, was auch geschehen möge. Was für ein verzweifelter, elendes Geschöpf! würden manche sagen, wenn sie in dies Buch sehen könnten.

Maria öffnete die Thür; sie sagte mir, daß meine Schwester, begleitet von Fräulein Gallenlaune, bereits zurückgekehrt sei. Aller Wahrscheinlichkeit nach sah ich einem ernsthaften Streit entgegen. Ich ging direkt in das Schlafzimmer, in der Erwartung, Ines dort zu finden, und vorbereitet, einen Sturm zu trotzen, der so wie so über mich ausbrechen mußte. Eine Frauengestalt bewegte sich in dem Theil des Zimmers, der Ines gehörte; sie stand mit dem Rücken gegen mich und nahm aus dem Schrank die Kleider heraus. Es war unmöglich, diese Gestalt zu verkennen; es war Fräulein Gallenlaune.

Sie legte die Kleider auf Ines' Bett, ohne von mir die geringste Notiz zu nehmen. Mit bedeutungsvollem Schweigen zeigte ich nach der Thür. Sie fuhr ganz kalt in ihrer Beschäftigung fort, als sei das Zimmer nicht das meine, sondern als gehöre es ihr; ich ging auf sie zu und sprach sehr deutlich.

»Sie zwingen mich,« sagte ich, »Sie daran zu erinnern, daß Sie sich nicht in Ihrem Zimmer befinden.« Danach wartete ich ein wenig, fand aber, daß ich damit nichts bewirkt hatte. »Und wenn ich auch«, schloß ich, »für all die unangenehmen Absonderlichkeiten Ihres Charakters durchaus nachsichtig bin, so darf ich doch nicht Ihre unrechtmäßige Einmischung übersehen, wie eine solche wohl nur von Spionen in Anwendung gebracht wird. Haben Sie mich Jetzt verstanden?«

Sie blickte rund herum. »Ich sehe hier keine dritte Person,« sagte sie. »Darf ich fragen, ob Sie mich meinen?«

»Ich meine Sie,«

»Wollen Sie so gut sein, Fräulein Helene, und sich klar ausdrücken?«

Eine gemäßigte Sprache wäre diesem Weibe gegenüber weggeworfen gewesen. »Sie folgten mir nach dem Park,« sagte ich. »Sie entdeckten mich mit Herrn Dunboyne und verriethen mich an meine Schwester. Sie sind eine Spionin und wissen es sehr wohl. Sie dürfen wohl nicht recht wagen, mir in das Gesicht zu blicken.«

Ihre Unverschämtheit trat endlich zu Tage. Ich will sie hier verzeichnen und ihr zurückgeben, wenn die Zeit dazu da sein wird.

»Ganz recht,« erwiderte sie. »Wenn ich es wage, Ihnen in das Gesicht zu sehen, so fürchte ich, ich möchte mich vergessen. Ich bin durchaus wie eine Dame erzogen, und ich wünsche, daß ich dies selbst in der Gesellschaft eines so elenden Wesens, wie Sie eins sind, nicht vergesse. Nicht ein wahres Wort ist in dem, was Sie gesagt haben. Ich ging in das Hotel, um Herrn Dunboyne zu sprechen. Grinsen Sie nur! Ich habe von Ihnen keine freundlichen Blicke bekommen — und wahrlich Sie haben einen verächtlichen Gebrauch von demselben gemacht. Meine Absicht war, diesen erbärmlichen jungen Mann zu seiner Pflicht gegen die liebe, reizende beleidigte Ines zurückzubringen.

Der Portiar sagte mir, Herr Dunboyne sei ausgegangen. Der Mann wies mir den Weg nach dem Park, wohin er Herrn Dunboyne den Weg hatte zeigen müssen. Ich hatte nur gerade die Stelle gefunden, als ich Jemand hinter mir hörte. Die arme, unschuldige Ines war mir nach dem Hotel gefolgt und hatte dort dieselbe Weisung erhalten wie ich. Gott weiß, wie sehr ich sie bat, umzukehren, und welche entsetzliche Angst ich hatte. — Nein! ich will mir selbst keine Qualen bereiten und noch ein Wort weiter darüber reden. Es hieße sich zu tief demüthigen, wenn eine anständige Frau vor Ihnen Thränen vergießen sollte. Ihre Schwester weiß, was sie zu thun hat, Gott sei Dank! Sie will mit Ihnen nicht mehr dasselbe Zimmer bewohnen; sie wünscht nie wieder Ihr falsches Gesicht zu sehen. Ich nehme die Kleider und Sachen der armen Seele hinaus, und gläubig und vertrauensvoll erwarte ich das Urtheil, das auf Sie herniederfallen wird!«

Sie nahm die Kleider alle zusammen; einige hatte sie auf den Armen, einige fielen auf ihre Schultern und einige thürmten sich ihr bis über den Kopf auf. Mit Röcken bedeckt, ging sie, gleich einem wandelnden Putzmacherladen, geräuschlos aus dem Zimmer. Ich habe dem elenden, alten Geschöpf für einen Augenblick ungetrübter Freude zu danken, noch dazu zu einer Zeit, wo mich die Angst verzehrte. Das niedrigste Insekt, sagt man, hat in dieser Welt einen Zweck — warum nicht Fräulein Gallenlaune?

Na einer halben Stunde belebte ein unerwarteter Zufall meinen Muth. Ich hörte von Philipp.

Bei seiner Rückkehr nach dem Hotel hatte er ein Telegramm vorgefunden. Der ältere Herr Dunboyne war in London angekommen, und Philipp wollte mit dem nächsten Zuge ebenfalls dorthin, um seinen Vater wiederzusehen. Er schickte mir die Adresse und bat mich, ihm zu schreiben und ihm bereits morgen mitzutheilen, was sich zu Hause zugetragen.

Willkommen, dreimal willkommen soll Herr Dunboyne Senior sein! Wenn Philipp meinen Rathschlägen gemäß so handeln kann, daß er mich bei diesem reichen alten Manne in rechte Gunst zu setzen weiß, so mag seine Anwesenheit und ein Ansehen für uns das thun, wozu wir selbst außer Stande sind. Hier könnte sich ein Einfluss entwickeln, dem mein Vater nachgeben würde, so unvernünftig oder ärgerlich er auch sein wird, wenn er hört, was sich zugetragen. Ich sehe schon ganz vertrauensvoll in die Zukunft.

Dreißigstes Kapitel.

Ines' Tagebuch.



ag und Nacht fühle ich einen Schmerz, der mich 4 nicht mehr verläßt, und bange Furcht ergreift mich.

Ich suche irgend eine harmlose Beschäftigung zu finden, die schlimme Erinnerungen von mir fernhält. Wenn mir das nicht gelingt, so sagt mir diese Furcht, was meiner harrt. Ich bin in Gefahr, wahnsinnig zu werden.

Ich wage es nicht, mich irgend einem lebenden Wesen anzuvertrauen. Ich weiß nicht, was Andere von mir denken, oder wie bald ich in einem Irrenhause sein werde. In dieser hilflosen Lage treiben mich Zweifel und Furcht zu meinem Tagebuche. Es soll mich doch wundern, ob ich darin eine harmlose Beschäftigung finde. Ich habe gehört, daß alte Leute ihr Gedächtnis verlieren; was würde ich nicht darum geben, alt zu sein! Mein Gedächtnis ist nur zu treu; oh, wie ich mich an Alles erinnere! Immer und immer wieder sehe ich Philipp, sehe ich Helene, so wie ich sie zuerst erblickte, als ich mich unter den Bäumen im Park befand. Die Arme meines Geliebten, die mich sonst hielten, hielten jetzt meine Schwester. Sie küßte ihn, küßte ihn und küßte ihn.

Ist es denn nicht möglich, daß ich endlich etwas anderes sehe? Ich muß an irgend etwas denken, das nicht wie Feuer in meinem Kopfe brennt und nicht mein Herz mit Thränen erfüllt. Wie kann ich das aber anfangen?

Ich habe es mit Büchern versucht — nichts! habe versucht, auszugehen und die Läden anzusehen nichts! Ich habe versucht, meine Gebete herzusagen — nichts! Und jetzt mache ich meinen letzten Versuch — ich greife zur Feder. Die schwarzen Buchstaben fallen auf — das weiße Papier. Werden diese schwarzen Buchstaben mir helfen? Wo finde ich etwas, das mich beim Niederschreiben tröstet? Wo? Wo?

Selina — arme Seline, sie ist mir so gut, sie ist so um mich besorgt. Als ich glücklich war, war sie auch glücklich. Es machte mir immer so viel Spaß, sie reden zu hören. Oh Gedächtnis, sei gut mit mir! Errette mich von Philipp und Helene. Ich muß der glücklichen Tage gedenken, da mein lieber Freund und ich im Garten schwatzten.

Nein: die Tage im Garten kehren nicht wieder. Woran kann ich sonst denken?

— — — — —

Die Erinnerungen, die ich gern wach rief, bleiben fern. Die andern Erinnerungen, die ich fürchte, kehren nur allzu stark immer wieder. Immer Philipp, immer Helene!

Aber Seline's Gestalt tritt mitten drin hervor. Ich muß doch versuchen, ob ich nicht an Selina denken kann.

Wie himmlisch gut sie gegen mich war, und wieviel Geduld sie mit mir auf dem entsetzlichen Wege vom Park nach Hause hatte! Und wie liebenswürdig sie sich entschuldigte, mich nicht gleich gewarnt zu haben, als sie zuerst den Argwohn hegte, daß meine eigene Schwester und mein schlimmster Feind ein und dieselbe Person wären!

»Ich weiß, mein Herz, ich tat Unrecht, als ich meine Lippen aus Liebe und Mitleid verschlossen hielt. Aber vergiß nicht, wie glücklich Du warst. Der Gedanke, Dich unglücklich zu machen, war mehr, als ich ertragen konnte. Ich liebe Dich so sehr! Ja, ich fing schon an, am ersten Tage, als sie einander auf

dem Bahnhofe sahen, mißtrauisch zu werden. Auch glaubte ich, Du wärest ebenso gescheit wie ich und hättest es auch bemerkt.«

Wie wenig muß sie doch meine wahren Gefühle und Empfindungen gekannt haben! Wie seltsam, daß die Menschen ihre besten Freunde so schwer verstehen! Da ich nur zu gut wußte, daß ich nie einen andern Mann als Philipp lieben konnte, wie hätte ich schlecht genug sein können, zu glauben, daß Philipp je eine andere Frau außer mir lieben würde.

«Ich erzählte Selina, wie er zu mir gesprochen hatte, als wir Beide am Ufer des Flusses spazieren gingen. Werde ich jemals jene einzigen Worte vergessen? »Ich wünschte, ich wäre ein besserer Mann, Ines; ich wünschte, ich taugte so viel, um Deiner werth zu sein.« Ich fragte Selina, ob sie glaube, daß er mich schon betrog, als er dies gesprochen; sie tröstete mich, indem sie zugab, daß er es zu jener Zeit wohl ganz ernsthaft gemeint habe; sie warf mich aber in die äußerste Verzweiflung, als sie mir jagte, warum.

»Mein liebes Kind, als Ihr beide allein waret, wirst Du in Deiner Unschuld zu ihm irgend etwas gesagt haben, das ihm auf das Gewissen fiel, wenn er überhaupt eins hat, und so schämte er sich vor sich selber. Oh, Du liebtest ihn zu sehr um die schlimme Veränderung wahrzunehmen, als Deine erbärmliche Schwester wieder bei Dir war und ihn ganz für sich einnahm! Mir tat das Herz weh, als ich sah, wie arglos Du warst. Du fragtest mich, mein armes Kind, ob sie miteinander gestritten hätten — Du glaubtest, der Spaziergang am Wasser entlang sei ihnen langweilig, während Du allein sie doch nur langweiltest — und Du warst erstaunt, warum Helene ihn gerade nach der Schule führte. Mein Kind! sie war die leitende Seele dieser Schule, und Du warst dort ein Nichts! Ihre Eitelkeit wollte sich den Vorteil nicht entgehen lassen, da zu glänzen, wo Du im Nachtheil erscheinen mußtest. Ich bekenne, Ines, ich verliere den Kopf, wenn ich nur daran denke! Willst Du mir glauben? — selbst das süße Kind in der Hütte habe ich vernachlässigt; Frau Molly hat ihr Kind wieder ganz für sich. Hätte ich Gesetze zu machen, so müßten Philipp Dunboyne und Helene Gracedieu an ein und demselben Galgen hängen. Ich sehe, ich rege Dich auf. Sprechen wir nicht mehr davon! Oh, sprechen wir gar nicht mehr davon!«

Und hier schreibe ich darüber! Was ich beschlossen hatte, nicht zu thun, das habe ich nun soeben getan! Verwirren sich schon jetzt meine Sinne? Gerade die Namen, an die zu denken ich ängstlich meiden wollte, starren mich aus den eben geschriebenen Zeilen an. Wieder Philipp! wieder Helene!

— — — — —

Ein anderer Tag, und etwas Neues, dessen ich gedenken will und muß, so sehr ich auch davor zurückschrecke. Heute Nachmittag begegnete mir Helene auf der Treppe.

Sie stand still und sah mich mit einem bösen Lächeln an; sie hielt mir ihre Hand hin, »Wir werden uns wohl noch oft begegnen, da wir in demselben Hause leben,« sagte sie »thäten wir da nicht besser, den Schein zu wahren und so zu thun, als liebten wir einander wie sonst?«

Ich beachtete ihre Hand gar nicht; ebensowenig beachtete ich ihren schamlosen Vorschlag. Sie machte noch einen Versuch: »Nach Allem ist es doch nicht meine Schuld, wenn Philipp mich mehr liebt als Dich. Begreifst Du das nicht?« Ich beharrte dabei, nicht, mit ihr zu reden. Sie drang weiter in mich. »Wie finster Du. blickst, Ines. Es thut Dir wohl leid, mich nicht getödtet zu haben, als Deine Hand mir nach der Kehle griff?«

Ich sagte? »Ja.«

Sie lachte und ging. Ich mußte mich setzen, so zitterte ich. Meine eigene Antwort hatte mich erschreckt. Ich suchte nach einer Erklärung, warum ich das wohl gesagt hatte. Gewiß, ich kann mich nicht erinnern, daß ich mir irgend etwas dabei gedacht hätte. Mir war, als hätte jemand Anders Ja gesagt,

nicht ich. Sie hatte mich herausgefordert, und das Wort entschlüpfte mir, ehe ich es zurückzuhalten vermochte. Hätte ich es zurückhalten können? Ich weiß es nicht.

— — — — —

Wieder eine schlaflose Nacht. —

Verbrachte ich eigentlich die jammervollen Stunden damit, »Briefe an Philipp zu schreiben und sie nachher zu zerreißen? Oder träumte ich nur, daß ich an ihn schrieb? Eben habe ich im Kamin nachgesehen. Das zerrissene Papier darin sagt mir, daß ich wirklich schrieb. Weshalb vernichtete ich eigentlich meine Briefe? Einen von ihnen hätte ich immerhin an Philipp schicken können. Nach dem, was vorgefallen? Oh nein! nein!

Nachdem ich mehrere Tage aus der Mädchen—Bibelklasse fortgeblieben bin, so könnte es doch möglich sein, wenn ich jetzt wieder zur Schule gehe und unterrichte, daß ich meinen trüben Gedanken entfliehe.

Nichts gelingt mir. Es war mir ganz unmöglich, die Mädchen wie sonst zu unterrichten; ihre Dummheiten machten mich wüthend. Eine von ihnen, ein großes, dickes, schwaches Geschöpf, fing an zu weinen, als ich sie schalt. Voll Neid sah ich auf die Thränen, die über ihre vollen, runden Wangen rieselten. Wenn ich nur weinen könnte, so würde ich mein hartes Geschick vielleicht mit Ergebung tragen.

Ich ging auf einem Umwege nach Hause; ich habe ein Gefühl, als ob mich der Mangel an Schlaf langsam tödten muß.

»In der Highstraße sah ich Helene; sie schob einen Brief in den Kasten und merkte nicht, daß ich in ihrer Nähe war. Danach überschritt sie den Damm, und es fehlte nicht viel, so wäre sie überfahren. Wenn ich mir vorstelle, der drohende Unfall hätte wirklich stattgefunden — was würde ich wohl empfunden haben, wenn es schlimm geendet hätte? Was bin ich doch für eine Närrin, daß ich mir mit Dingen den Kopf zerbreche, die gar nicht stattgefunden haben!

Das Spaziergehen ermüdete mich; so ging ich gradwegs nach Hause.

Bevor ich die Klingel ziehen konnte, ging die Hausthür auf und der Doktor kam heraus. Er blieb stehen, um mit mir zu reden. Während ich fort gewesen, sagte er, hätte sich zu Hause etwas ereignet — er wußte nicht, was und wünschte es auch nicht zu wissen —, was meinem Vater eine heftige Aufregung verursacht habe. Der Doktor hatte eine beruhigende Medizin verordnet. »Mein Patient schläft jetzt,« sagte er zu mir; »aber erinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen sagte, als wir uns zuletzt begegneten; nur eine längere Ruhe und nicht irgend ein Rezept kann ihm das geben, was er bedarf. Sie sehen auch nicht sehr wohl aus. Was fehlt Ihnen?«

Ich erzählte ihm von meinen elenden, schlaflosen Nächten, und ich fragte ihn, ob ich vielleicht auch etwas von der beruhigenden Medizin nehmen dürfe, die er meinem Vater verordnet. Er verbot mir, sie auch nur anzurühren. »Was für Ihren Vater gesund ist, ist es nicht für Sie. Sie thörichtes Kind,« sagte er. »Zählen Sie bis tausend, wenn Sie Nachts nicht schlafen können, oder wenden Sie Ihr Kissen um. Ich wünsche Ihnen schöne Träume.« Er ging, höchst belustigt durch seinen eigenen Humor.

Selina wartete bereits auf mich, um mit mir über den armen Papa zu sprechen.

Sie hatte ihn plötzlich laut und heftig sprechen hören und war dadurch sehr erschreckt worden. Voller Angst, daß irgend etwas Ernsthaftes vorgefallen sein möchte, ging sie hinaus, um nachzufragen, als sie Helene auf dem untern Treppenflur sah, die gerade aus dem Studierzimmer herauskam. Sie wartete, bis meine Schwester verschwunden war, und wagte es, sich in der Thür des Studierzimmers zu zeigen, und fragte, ob sie irgendwie helfen könnte. Mein Vater, der im Zimmer erregt auf und ab ging, erklärte, seine

beiden Töchter hätten sich ganz abscheulich betragen, und daß er nicht duldete, daß sie früher mit ihm sprächen, als biss sie in Bezug auf Herrn Dunboyne wieder zu Verstand gekommen wären. Eine weitere Erklärung wollte er nicht geben; und er hatte Selina eher befohlen als gebeten, das Zimmer zu verlassen. Sie gehorchte und hoffte mich zu finden und hatte gerade in dass Eßzimmer hineingeguckt, um zu sehen, ob ich da sei, als sie durch das Geräusch eines Falles in dem darüber liegenden Zimmer, welches nämlich Papas Studierzimmer ist, erschreckt wurde. Sie eilte wieder die Treppe hinauf, fand ihn bewußtlos auf dem Boden und schickte sofort zum Arzte.

»Beachte,« fuhr Selina fort, »daß die Person, welche das Unheil anrichtete, dieselbe ist, welche ich aus dem Studierzimmer kommen sah. Was Deine unnatürliche Schwester sagte, um den Vater so zu reizen —«

»Das wird Deine unnatürliche Schwester Dir selbst sagen,« ließ sich plötzlich Helene's Stimme vernehmen. Sie hatte die Thür geöffnet, während wir zu sehr in unser Gespräch vertieft waren, um sie zu hören.

Selina wollte aus dem Zimmer gehen. Ich ergriff ihre Hand und hielt sie zurück. Ich fürchtete, daß ich mich vergessen möchte, wenn sie mich allein ließ. Niemals habe ich eine Empfindung gekannt, die der Wuth glich die mich quälte, als ich sah, daß Helene mich mit demselben bösen Lächeln auf ihren Lippen betrachtete, das mich beschimpfte und das sie auch für mich gehabt, als wir uns auf der Treppe trafen. »Haben wir uns etwa über etwas zu schämen?« sagte ich zu Selina. »Bleibe doch, wo Du bist.«

»Sie können vielleicht irgendwie nützen, Fräulein Gallenlaune, wenn Sie bleiben,« fügte meine Schwester hinzu. »Ines scheint zu zittern. Ist sie böse oder krank?«

Dass Beleidigende lag hauptsächlich im Ton ihrer Stimme. Es war das Schwerste, was ich je getan — aber es gelang mir, mich zu beherrschen.

»Sage, was Du zu sagen hast,« antwortete ich, »und beachte mich nicht weiter.«

»Du bist gerade nicht sehr höflich, aber ich kann Nachsicht üben. Oh bitte, die Ohren mit den Händen zuzuhalten, ist denn doch zu kindisch. Du thätest besser, Reue darüber zu empfinden, daß Du Deinen Vater zu einem Irrtum verleitet hast. Jawohl, Du führtest ihn irre, Nur noch vor wenigen Tagen ließest Du ihn in dem Wahn, daß Du mit Philipp verlobt wärest. Mithin war es meine Pflicht, ihm die Augen zu öffnen, damit er die Wahrheit erführe; und wenn ich ihn unglücklicherweise reizte, so war es Deine Schuld. Ich war durchaus vorsichtig in dem, was ich sprach. Ich sagte?: »Lieber Vater, Du bist in Bezug auf eine sehr ernste Sache falsch unterrichtet. Die Heirat, zu welcher Deine gütige Einwilligung erbeten wird, betrifft nur mich. Ich habe eingewilligt, Frau Philipp Dunboyne zu werden.«

»Schweige!« sagte ich.

»Weshalb soll ich schweigen?«

»Weil ich etwas zu sagen habe, Wir stehen einander gegenüber. Vermagst Du in meinem Gesicht zu lesen, was in meinem Innern vorgeht?«

»Dein Gesicht sieht blasser aus, als sonst,« antwortete sie — »das ist Alles.«

»Nein,« sagte ich; »das ist nicht Alles. »Der Teufel, von dem ich besessen war, als ich Dich mit Philipp zusammen fand, hat mich noch nicht verlassen. Laß den grinsenden Teufel, der in Dir ist, schweigen, oder wir werden es Beide bedauern.

Ob ich sie erschreckte oder nicht, das weiß ich nicht; äußerlich verrieth sie sich durch nichts. Nur dies eine weiß ich — stillschweigend wandte sie sich nach der Thür und ging hinaus.

Ich fiel auf das Sopha. Jener entsetzliche Durst nach Rache, den ich zum ersten Mal empfand, als ich wußte, wie Helene mich betrogen hatte, machte

mich böse und versuchte mich von Neuem. Bei der Anstrengung, die ich machte, dies neue Unheil, das in mir lag, los zu werden, suchte ich bei Selina Mitgefühl und rief sie, zu mir zu kommen und sich neben mich zu setzen. Sie schien sehr beunruhigt, als ich sie ansah, aber sie erholte sich, kam zu mir und nahm meine Hand.

»Ich wünschte, ich könnte Dich trösten,« sagte sie in ihrer freundlichen, einfachen Weise.

»Behalte meine Hand in Deiner,« sagte ich zu ihr; »ich ertrinke in schmutzigem Wasser — und nichts außer Dir ist da, woran ich mich halten könnte.«

»Oh, mein Herzchen, sprich nicht so!«

»Gute Selina, liebe Selina! Du mußt zu mir reden. Sage etwas ganz Gleichgültiges, erzähle mir eine schwermüthige Geschichte, damit ich weinen kann.« b

Meine arme kleine Freundin sah traurig und bestürzt aus.

»Weit eher möchte ich weinen,« sagte sie. »Dies ist herzbrechend; fast wünsche ich die Zeit zurück, ehe Du nach Hause kamst, die Zeit, wo Deine abscheuliche Schwester mir zuerst zeigte, wie sie mich verabscheute. Ich war glücklich, ganz glücklich, in dem bedauernswerthen Vergnügen, sie zu reizen. Oh Inese, niemals wird meine alte Lebensfreude ganz wiederkehren! Alles Mitleid der Welt wäre für Dich nicht groß genug. So grausam behandelt! so jung! so verlassen! Dein guter Vater zu krank, um Dir eine Stütze zu sein; Deine arme Mutter —«

Ich unterbrach sie; sie hatte mein Interesse für etwas anderes geweckt als für mein elendes Selbst. Ich fragte, ob sie meine Mutter gekannt habe.

»Mein liebes Kind, ich habe sie nicht einmal gesehen!«

»Hat mein Vater von ihr niemals zu Dir gesprochen?«

»Nur ein einziges Mal, als ich ihn fragte, wie lange sie schon todt wäre. Er sagte, Du verlorst sie, als Du noch ein ganz kleines Kind warst, weiter nichts. Gestern im Arbeitszimmer betrachtete ich ihr Bild. Ich denke, es kann kein gutes Bild sein; das Gesicht deiner Mutter mißfiel mir.«

Schon vor Jahren hatte ich ebenso geurtheilt. Aber ich fürchtete mich, dies auszusprechen.

»Jedenfalls,« fuhr Selina fort, »ähnelst Du ihr nicht. Niemand würde errathen, daß Du das Kind jener Dame mit der langen, schräggehenden Stirn und dem unruhigen Blick in den Augen sein sollst.«

Was Selina von mir und dem Bilde meiner Mutter gesagt, hatten auch Andere schon vorher gesagt. Eine Wiederholung von dem, was ich schon so oft gehört, konnte mich eigentlich nicht mehr interessieren, und doch fing ich an, über den Mangel an Aehnlichkeit nachzudenken in meinem und meiner Mutter Gesicht und hätte gern gewußt — nicht zum ersten Male — was für eine Art Frau meine Mutter wohl gewesen sein mochte. Wenn mein Vater von ihr spricht, so ist jedes Lob zu gering für sie. Oh, ich wünschte, ich möchte etwas mehr meiner Mutter ähneln!

Es fing an, dunkel zu werden; Maria brachte die Lampe herein. Der plötzliche Glanz der Flamme brachte einen heftigen Schmerz in meinen Augen hervor, als hätte ich einen Messerstich bekommen. Ich mußte mein Gesicht mit meinem Taschentuch bedecken. Selina, die so viel Theilnahme für mich hatte, rieth mir, zu Bett zu gehen. »Ruhe Deine armen Augen, mein Kind, und Dein zerquältes Köpfchen, und versuche endlich zu schlafen.« Ich war sehr folgsam; ich küßte sie und sagte Gute Nacht. Ich hatte meine besonderen Gedanken.

Als Alles im Hause ruhig war, stahl ich mich in den Flur und horchte an der Thür von meines Vaters Zimmer.

Ich vernahm seine regelmäßigen Athemzüge und öffnete die Thür und ging hinein. Die beruhigende Medizin, nach der ich suchte, war nicht auf seinem Nachttisch. Ich fand sie im Schrank. Vielleicht war sie absichtlich dahin gestellt, damit er sie nicht erreichen konnte. Man jagt, manche Arznei sei Gift, wenn man zu viel von ihr nähme. Das Etiquett auf der Flasche sagte mir, worin der Inhalt bestände. Ich goß etwas davon in das Glas, schluckte es hinunter und ging wieder an das Bett meines Vaters.

Ganz sanft, um ihn nicht zu erwecken, berührte ich die Stirn des armen Papa mit meinen Lippen. »«Ich mußte etwas von Deiner Arznei haben,« flüsterte ich ihm zu; »ich brauchte sie, lieber Papa, denn mir ist so schlecht wie Dir.«

Danach ging ich in mein eigenes Zimmer zurück.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ines' Tagebuch.

Meine schlaflosen Nächte verbringe ich in Selina's Zimmer. Ihr Bett steht in der Nähe des Fensters. Mein Bett steht gerade gegenüber, neben der Thür. Die Nachtlampe brennt verborgen in einer Ecke, so daß der matte Schein alles ist, was wir von ihr sehen. Wie man nur über solche Kleinigkeiten schreiben mag! Aber sie sind eng mit dem verbunden, was ich noch in mein Tagebuch niederschreiben will, um es dann ein für allemal zu schließen.

Die beneidenswerte Ruhe meiner kleinen Freundin hatte ich nicht gestört, weder als ich unsere Schlafstube verließ, noch als ich zurückkam. Die Nacht war ruhig und die Sterne schimmerten. Nichts regte sich, bis auf das Hämmern in meinen Schläfen. Die Lichter und Schatten in unserem halbdunklen Zimmer, welche früher meine Phantasie außerordentlich aufgeregt hätten, erschreckten mich nicht mehr. Ich befand mich in einer Dunkelheit, die ich mir selbst geschaffen, denn ich hatte mir ein Tuch, das ich in kaltes Wasser getaucht, über meine erhitzten Augenlieder gebunden. Dies konnte die beruhigende Wirkung der Dosis, die ich genommen, nicht hindern, wenn die Medizin meines Vaters mir überhaupt nützen würde. U|

Mir wurde schlecht. Die Uhr im Vorsaal schlug ein Viertel, schlug halb, drei Viertel, die neue Stunde.

Es war für mich eine solche Geduldsprobe, daß ich daran dachte, wieder in das Zimmer meines Vaters zu gehen und eine zweite Dosis von dieser Medizin zu nehmen, ganz gleich, was sie für eine Wirkung haben möchte. Als ich den Versuch machte, mich zu erheben, bemerkte ich, daß eine Veränderung mit mir vorgegangen war. Ein dumpfer Schmerz durchdrang meine Glieder und schien mich auf dem Bett festzubinden. Es war eine sonderbare Empfindung. Mein Wille sagte: Steh auf — und meine schweren Glieder sagten: Nein,

Ich lag ganz still, dachte verzweifelte Gedanken und kam näher und näher zu der Vorstellung, die mich schon seit mehreren Tagen schreckte. Da ich so gut erzogen bin wie die meisten jungen Mädchen, so war ich aus den Geschichtsstunden mit Todtschlag und Morden bekannt geworden. Das, was mir in früheren glücklichen Tagen mit Entsetzen erfüllt und zurückgestoßen hatte, kam mir wieder in die Erinnerung; und jetzt interessierte es mich, anstatt mich zu empören.

Ich zählte die drei ersten Todesarten auf, die mir zunächst aus meiner Weltgeschichte einfielen: — eine Art: durch Erstechen; eine andere: durch Gift; eine dritte: im Bett ersticken mit einem Kissen. Oh, die entsetzliche Nacht! Keine der Erinnerungen, die jetzt erwachen, zeigten sich — die harmlose Vergangenheit, wo unsere Freunde zu sagen pflegten: »Ines ist ein gutes Mädchen; wir alle lieben Ines.« Werde ich je wieder ein liebenswertes Geschöpf werden?

Während ich lag und dachte, ereignete sich etwas Seltsames: — Philipp, den ich weder bei Tage noch bei Nacht aus meinen Gedanken hatte bannen können, verschwand gänzlich aus meinem Gedächtnis. Meine Erinnerung an die Liebe, welche so herrlich angefangen und die so elend geendet hatte, verlor sich ganz und gar. Nichts war geblieben als meine eigenen entsetzlichen Vorstellungen von Tod und Rache.

Einige Zeit hindurch vernahm ich noch, wie die Uhr schlug. Aber es strengte mich an, die Schläge zu zählen; ich ließ sie zuletzt unbeachtet. Bald

darauf wurde mein Gedankengang immer langsamer und langsamer. Die Schläge der Uhr verstarben und meine Gedanken hörten auf zu kreisen.

Während dieser ganzen Zeit waren meine Augen mit dem Tuch bedeckt, das ich über sie gelegt hatte.

Die Dunkelheit drückte auf meine Lebensgeister und erfüllte mich mit Mißtrauen. Mir war, als sei eine Veränderung, und noch dazu eine überirdische, im Zimmer vorgegangen. Es war mir unerträglich, länger blind zu bleiben. Ich zog meine Hand unter der Decke hervor — ohne daß ich jetzt das Gefühl jener Schwere empfand, die kurz vorher meine Glieder hilflos an das Bett gefesselt hatte — und nahm das Tuch von meinen Augen weg.

Der schwache Schein der Nachtlampe war erloschen.

Doch war das Zimmer nicht recht dunkel. Ein geisterhaftes Licht durchzitterte den Raum; nie sah ich etwas derartiges bei Tage noch je bei Nacht. Nur trübe erkannte ich Selina's Bett, den Fensterrahmen, die Gardinen zu beiden Seiten, aber nicht das Schimmern der Sterne, nicht die schattigen Baumwipfel im Garten.

Das Licht wurde schwächer und schwächer; die Gegenstände im Zimmer verschwanden langsam. Dunkelheit hüllte alles ein.

Es mag schwerlich geglaubt werden, wenn ich erkläre, daß ich mich nicht fürchtete, und doch ist es die Wahrheit. Ob das Zimmer durch unheimliches Licht erhellt wurde oder in unheimliches Dunkel versank, ich war gänzlich in die Erwartung dessen vertieft, was danach kommen sollte. Ich horchte still, ob etwas zu hören sei; ich achtete ruhig auf das, was ich wohl empfinden möchte.

Zuerst nahm ich eine Berührung wahr. Ich fühlte, als ob etwas über mein Gesicht hinstrich, ungefähr wie ein unruhiges Lüftchen. Einige Zeit war mir diese Empfindung angenehm. Bald wurde mir aber dabei kälter und kälter und kälter, bis ich zuletzt ganz erstarrt war.

»oh, nicht mehr!« rief ich aus. »Du tödest mich mit diesem eisigen Hauch!«

Die todkalten Berührungen dauerten noch einen Augenblick länger — und hörten dann auf,

Der erste Laut ließ sich vernehmen,.

Es war ein Flüsterlaut auf meinem Kissen, dicht neben meinem Ohre. Meine seltsame Unempfindlichkeit gegen jede Furcht blieb unverändert. Das Geflüster war willkommen, es leistete mir in diesem dunklen Zimmer Gesellschaft.

Es jagte zu mir: »Weißt Du, wer ich bin?«

Ich antwortete: »Nein.«

Es sagte: »An wen hast Du heute Abend gedacht?«

Ich antwortete: »An meine Mutter.«

Der Flüsterton sagte: »Ich bin Deine Mutter.«

»Oh, Mutter, befehl, daß das Licht zurückkommt! Zeige Dich mir!«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Als ich aus dem Leben schied, ward mein Gesicht verhüllt. Kein menschliches Wesen darf mein Antlitz sehen.«

»Oh, Mutter, rühre mich an! Küsse mich!«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Meine Berührung ist Gift. Mein Kuß ist Tod.«

»Jetzt ergriff mich ein Gefühl der Furcht. «Ich zog meinen Kopf vom Kissen weg. Das Flüstern folgte mir.

»Geh fort,« sagte ich: »Du bist ein böser Geist.«

Das Flüstern antwortete? »Ich bin Deine Mutter.«

»Du willst mich in Versuchung führen.«

»Ich komme, um Dein Herz abzuhärten. Tochter meines Herzens, deren Blut kühl ist; Tochter meines Herzens, die sich muthlos ergibt — Du hast geliebt. Ist das wahr?«

»Es ist wahr.«

»Der Mann, den Du liebtest, hat Dich verlassen. Ist das wahr?«

»Es ist wahr.« h

»Ein Weib hat ihn von Dir hinweg und zu sich gelockt. Ein Weib hat kein Mitleiden weder mit Dir noch mit ihm gehabt, Ist das wahr?«

»Es ist wahr.«

»Wenn sie leben bleibt, welches Verbrechen wird sie nächstens gegen Dich begehen?«

»Wenn sie leben bleibt, so wird sie ihn heiraten,«

»Willst Du sie leben lassen?«

»Niemals.«

»Habe ich Dein Herz gegen sie gestählt?«

»Ja.«

»Wirst Du sie tödten?«

»Zeige mir, wie ich das anfangen.«

Ein plötzliches Schweigen folgte. Ich war noch immer im Dunkeln; ich hörte nichts, ich sah nichts. Selbst das Bewußtsein, daß ich mich im Bett befand, verließ mich. Ich wußte nicht einmal, daß ich im Schlafzimmer war; ich wußte überhaupt nicht, wo ich war.

Das geisterhafte Licht, das ich schon gesehen hatte, dämmerte wieder in meiner Nähe. Ich war nicht länger im Bett, nicht länger im Zimmer, ja nicht einmal im Hause. Ohne verwundert zu sein, ja selbst ohne ein Gefühl der Ueberraschung blickte ich mich um. Der Ort war mir bekannt. Ich war allein im Museum unserer Stadt.

Das Licht fluthete vor mir, und ich folgte aus einem Saal des Museums in den andern, wie mich das Licht führte.

Zuerst kam ich durch die Bildergalerie, wo die Werke moderner Meister hingen. Dann durch den Saal, der mit ausgestopften Thieren angefüllt ist. Der Löwe und der Tiger, der Felsengeier und der große Sturmvogel glichen in dem unnatürlichen Lichte lebenden Geschöpfen, die mich bedrohten. Ich betrat den dritten Saal, der zur Ausstellung alter Waffen und Wappen aller Nationen bestimmt ist. Hier stieg das Licht höher hinauf, und während es mich im Dunkeln ließ, zeigte es mir Sammlung von Schwertern, Dolchen und Messern, die in der Form eines Sternes an der Wand angebracht waren.

Wiederum tönte das Flüstern dicht neben meinem Ohre. Es sprach nur meinen eigenen Gedanken aus, auf den ich gekommen, als ich an die verschiedenen Arten zu tödten gedacht hatte, wie ich sie aus der Geschichte kannte. Es sagte nämlich: »Töde sie mit dem Messer.«

Nein, Mein Herz stand still, wenn ich des Blutes gedachte. Ich wendete mich von den entsetzlichen Waffe ab. Ich rief: »Laß mich gehen, laß mich gehen!«

Wiederum befand ich mich im Dunkeln. Wiederum wußte ich nicht, wo ich war. Wiederum zeigte mir das Licht nach einer Pause den neuen Ort, in welchem ich mich befand.

Ich war allein auf dem Begräbnisplatz unseres Gemeindekirchhofes. Das Licht führte mich mitten durch die Gräber zu dem einsamen Winkel, wo der große Eibenbaum steht, und indem es höher hinaufstieg, zeigte es das ernste Laubwerk, durch welches die verhängnisvolle rothe Frucht glänzte, die in

sich tödtlichen Samen birgt.

Die flüsternde Stimme versuchte mich wieder. Und wiederum folgte sie dem Gange meiner eigenen Gedanken. Sie sagte: »Vergifte sie.«

Nein. Gift ist auch nicht das rechte. Die niedrige Hinterlist, die in Helene's Verbrechen gegen mich lag, schien mir ein Recht auf einen Tag der Abrechnung zu geben, an dem ich ganz offen auftreten wollte. Ich rief, daß ich von dem Anblick des tödtlichen Baumes befreit sein wollte. Die Veränderungen, welche ich zu beschreiben versucht habe, folgten wieder einander wie vorher, die Dunkelheit schwand zum dritten Male.

Ich stand in Helene's Zimmer, sah sie, wie sie schlafend im Bett lag.

Sie war ganz ruhig; doch mußte sie kurz vorher etwas unruhig gelegen haben. Die Betttücher waren verschoben, ihr Kopf war so tief herabgesunken, daß das leere Kissen über ihr fast aufrecht stand. Das Gesicht, dessen Schönheit mein armes Gesicht so beschämte, war zart vom Schlaf geröthet. Das da war die Schwester, die den schlimmsten aller Morde begangen hatte, die Elende, die in mir Alles getödtet hatte, was das Leben lebenswert macht.

Während dieser Gedanke mich ganz erfüllte, hörte ich, wieder die Stimme flüstern. »Tödtete sie offen,« sagte die versuchende Mutter. »Tödtete sie furchtlos. Zaghaftes Herz, brauchst Du noch Muth? Stähle Deinen Geist — sieh her! — so nimmst Du Dich aus, wenn Du die That begehen willst!«

Die Versuchung nahm jetzt eine Form an, in der sie zum ersten Male an mich herantrat,

Als ob ein Spiegel die Szene widergespiegelt hätte, so sah ich mich neben dem Bett mit dem Kissen in der Hand, mit welchem ich die Schläferin ersticken wollte. Ich hörte die flüsternde Stimme, die mir sagte, wie ich sprechen sollte, um sie zu warnen und zu verurtheilen: »Wach auf, Du, die Du mir ihn genommen hast! Wach auf und empfangе Dein Urtheil!«

Ich sah, wie sie im Bett auffuhr. Die plötzliche Bewegung brachte ihr Nachtkleid über dem Busen in Unordnung und ließ das Bild eines Mannes sehen, das sie um den Hals trug.

Der Mann war Philipp. Die Aehnlichkeit war schlagend.

Jene Augen, die einst das Licht meines Herzens gewesen waren, so lieb, so hold, so wahr, trauerten um mich und richteten mich jetzt, Sie sahen die schuldvollen Gedanken, die befleckten; sie zwangen mich, niederzuknieen und zu ihnen zu flehen, daß sie mir helfen möchten, zu meinem besseren Selbst wieder zurückzukehren. »Gib mir etwas, mein Theurer, das mich über Deinen Verlust zu trösten vermöchte. Laß die Liebe, die einst mein Leben war, nun mein guter Engel werden. Rette mich, Philipp, obgleich Du mich verläßt, rette mich vor mich selber!«

— — — — —

Ein plötzlicher Schrei!

Die Seelenangst darin durchdrang mein Hirn, vertrieb das geisterhafte Licht, vertrieb die versuchende, flüsternde Stimme. Ich kam wieder zu mir. Ich sah — und nicht im Traum.

Helene hatte sich im Bett aufgerichtet. Jener Schreckensschrei war von ihren Lippen gekommen, als sie mich des Nachts in ihrem Zimmer erblickte. Philipps Bild hing in voller Wirklichkeit um ihren Hals. Obgleich mein Kopf verwirrt war und mein Herz fast brach, so hatte ich doch nicht die Besinnung verloren. Alles, was bei der Nachtlampe zu erkennen war, sah ich noch, und ganz schwach hörte ich das Geräusch, das die Thür des Schlafzimmers macht, wenn sie geöffnet wird. Durch jenen durchdringenden Schrei aufgeschreckt, kam mein Vater eiligst in das Zimmer.

Kein Wort fiel zwischen uns Dreien. Das Geflüster, das ich gehört hatte, war böse gewesen; die Gedanken, die in mir entstanden, waren niedrige. Hatten sie in der Luft des Zimmers irgend ein Gift gelassen, das die Worte auf unsern Lippen tödtete?

Mein Vater sah Helene an. Mit zitternder Hand zeigte sie auf mich. Er legte seinen Arm um mich herum und nahm mich auf. Ich erinnere mich noch, daß er mich wegführte — doch keines weiteren Umstandes.

Meine letzten Worte sind geschrieben. Ich verschließe dies Tagebuch des Jammers, und niemals — so hoffe und wünsche ich — will ich es wieder öffnen.

Zweite Periode (Fortsetzung): *Ereignisse in der Familie, erzählt vom Direktor.*

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die Dame mittleren Alters.



Im Jahre 1870 fühlte ich mich gezwungen, dem Verlangen zweier harter Werkmeister nachzugeben. Vorgerücktes Alter und eine angegriffene Gesundheit mahnten den Gefängnisdirektor an seine Pflicht, an einen Nachfolger zu denken, mit einem Wort — den Abschied zu nehmen.

Wenn sie uns den größeren Theil unseres Lebens beschäftigt und interessiert haben, so nehmen wir von unseren Pflichten — auch selbst von den düstern Pflichten eines Gefängnisses — mit Bedauern Abschied. Meine Ansicht — für die Zukunft zeigte mir nur eine Leere, wenn ich an das müßige Leben dachte, das jetzt kommen mußte, und es wunderte mich, was ich wohl anfangen würde. Ich flüchtete in das häusliche Leben und unter die Obhut — meiner beiden lieben und guten Söhne. Nach einiger Zeit — es kommt nicht genau darauf an, wie lange — wurde ich aber unter der schweren Last des Müßiggangs unruhig. Da ich sonst über nichts zu klagen hatte, so klagte ich über meine Gesundheit und konsultierte einen Arzt. Der weise Mann wußte mich auf die richtige Weise los zu werden — er empfahl mir, zu reisen.

Dieser Rath kam unerwartet. Nach einigem Zögern folgte ich ihm, wenn auch ungern.

(Es widerstrebt dem Alter, neue Bekanntschaften zu machen, neue Gegenden zu betrachten und neue Gewohnheiten anzunehmen. Außerdem hasse ich das Reisen auf der Eisenbahn. Jedoch entschloß ich mich, bis nach Italien zu gehen und in Florenz zu bleiben. Hier fand ich Bilder alter Meister, die mich wirklich zu entzücken vermochten, einen öffentlichen Park, den ich redlich bewundern konnte, und einen vortrefflichen Freund und Kollegen von früher, einst Kaplan des Gefängnisses, Jetzt Geistlicher der dortigen englischen Kirche. Wir trafen uns in der Galerie des Palazzo Pitti, und er erkannte mich sofort wieder. Ich freute mich, daß der Verlauf der Zeit so wenig an meiner persönlichen Erscheinung verändert hatte.

Der Reisende, welcher bis Florenz vordringt und nicht nach Rom geht, darf die Meinungen seiner Freunde wirklich nicht beachten. Ich will es nur gestehen, ich bin der unverständige Reisende. Immer wieder und wieder sagte ich zu mir: »Rom mußt Du sehen,« und immer wieder führte ich es nicht aus. Die Wahrheit zu gestehen, die Bezauberung, die Florenz auf mich ausübte, noch erhöht durch die Gesellschaft meines Freundes, wirkte so mächtig, daß ich glaube, ich würde meine Tage in dieser entzückenden italienischen Stadt beendet haben, hätte mich nicht die gefährliche Krankheit eines meiner Söhne zurückgerufen. Dies Unglück brachte mich wieder nach England, wo ich fürchtete, schon zu spät anzukommen. Die Reise — dem Himmel sei Dank — war ohne Noth gemacht worden. Als ich London 1875s erreichte, befand sich mein Sohn außer Gefahr.

Um jene Zeit war ich an die gewöhnliche Grenze des Lebens angelangt, wo das Bedürfnis nach Ruhe und Muße einzutreten pflegt. Mit anderen Worten, mit meinem Reisen war es vorbei.

Da ich mich nun wieder in meinem Vaterlande niedergelassen hatte, so vergaß ich nicht, alte Freunde wissen zu lassen, wo sie mich finden könnten.

Unter denen, an die ich geschrieben, befand sich auch ein anderer Kollege aus früheren Zeiten, der noch immer sein medizinisches Amt im Gefängnis verwaltete. Als ich vom Doktor eine Antwort erhielt, schloß diese noch einen Brief ein, der an meine alte Adresse gerichtet worden. Wer konnte nur einen Brief an eine Adresse gerichtet haben, die ich seit bereits fünf Jahren verändert hatte? Der Schreiber war niemand Geringeres als der Methodistenprediger, der Freund, den ich mir durch die Art, in welcher ich ihm bei Gelegenheit des Todes seiner Frau geschrieben, entfremdet hatte.

Es war ein höchst betrübender Brief. Ich bitte um die Erlaubnis, nur das Hauptsächliche daraus anführen zu dürfen.

Er begann mit rührenden Ausdrücken der Ergebenheit und des Kammers, doch sein langes Stillschweigen zu verzeihen, und appellierte an meine langjährige Freundschaft. Er bedurfte dringend eines Rathes, da er sich in ernsthaften Schwierigkeiten befände, und ich wäre die einzige Person, die er um Beistand bitten konnte. Da er sich zur Zeit in einem leidenden Gesundheitszustande befände, so wagte er, zu hoffen, daß ich ihn in seinem jetzigen Wohnorte besuchen werde und daß ich ihm die Freude mache, sobald wie irgend möglich zu kommen. Er schloß mit folgender merkwürdigen Nachschrift:

»Wenn Sie meine Töchter sehen, machen Sie zu keiner von ihnen Anspielungen auf ihr Alter. Das Warum werden Sie erfahren, wenn wir uns sehen.«

Beim lesen dieses Briefes erinnerte ich mich natürlich der Ansprüche, welche meines Freundes edles Benehmen auf meine Bewunderung und Achtung hatte, noch von der Zeit her, wo wir einander im Gefängnis begegneten. Ich konnte mit der Gewährung einer Bitte nicht zögern — so seltsam diese auch ausgedrückt war und so zweifelhaft auch die Aussicht sein mochte, seinen Erwartungen zu entsprechen, die er doch auf die Erneuerung eines Verkehrs gegründet hatte. Ich antwortete ihm telegraphisch und versprach, den folgenden Tag bei ihm zu sein.

Als ich an der Station anlangte, sah ich, daß ich der einzige Reisende aus der ersten Wagenklasse war, welcher ausstieg. Eine junge Dame, welche durch ihr vortheilhaftes Aeußere und durch ihre gute Kleidung auffiel, schien diesen geringfügigen Umstand auch wahrgenommen zu haben. Sie näherte sich mir mit einem leichten Lächeln. »Ich glaube, ich spreche mit dem Freunde meines Vaters,« sagte sie »mein Name ist Helene Gracedieu.«

Hier war eine von den zwei »Töchtern« des Predigers, und zwar — wie ich es im Augenblick erkannte, als wir uns die Hände gaben — meines Freundes wirkliche Tochter.

Fräulein Helene erinnerte mich an das Gesicht ihrer Mutter, aber durch Jugend und Gesundheit bedeutend verschönert und auch durch eine natürliche Schönheit, die jene grausame und hinterlistige Frau niemals besessen haben konnte. Die schmale Stirn und die unruhigen, leuchtenden Augen, worin sich Aehnlichkeit fand, waren jedoch nur schwach auf das Kind übergegangen. Was die andern Theile des Gesichts anbetraf, so muß ich bekennen, daß ich nie eine schönere Nase oder einen schöneren Mund gesehen habe, auch kaum schöner geformte Umrisse, als sie der untere Theil des Gesichts darbot. Dennoch fehlte Fräulein Helene etwas, das mich zu wirklichem Entzücken gebracht hätte. Ich zweifle, ob ich mich jemals in sie verliebt hätte, selbst zu Zeit, da ich noch ein thörichter junger Mann war.

Die erste Frage, welche ich an sie richtete, als wir vom Bahnhofe nach ihrem Hause fuhren, bezog sich natürlich auf ihren Vater.

»Er ist sehr krank,« fing sie an; »ich fürchte, daß Sie eine traurige Veränderung wahrnehmen werden. Die bösen Nerven! Sein Leiden, sagt mir der Arzt, zeigte sich zuerst in seinem zerstörten Nervensystem. Es thut mir leid, daß ich Ihnen sagen muß, daß der Vater sich hartnäckig geweigert hat,

das Predigen und seine übrigen Berufspflichten aufzugeben. Er sollte es mit etwas Ruhe an der See versuchen. Die Dinge sind vom Schlimmen zum Schlimmern übergegangen. Am letzten Sonntag brach er zu Anfang seiner Rede zusammen. Ganz furchtbar traurig, nicht wahr? Der Arzt sagt, er habe die kostbare Zeit verloren und müsse jetzt ganz auf sein Amt verzichten. Er wollte nichts davon hören. Sie sind ein alter Freund von ihm. Bitte, versuchen Sie, ob Sie ihn überzeugen können.«

Dass war durchaus fließend gesprochen; die Worte waren gewählt; die melodische Stimme erinnerte mich an die Vorzüge, welche die verstorbene Frau Gracedieu nach dieser Richtung hin besessen; leichte Seufzer, die, wohl berechnet, hier und da ausgestoßen wurden. Alles, dass eine Pflichttreue Tochter als ein Muster des Anstandes hinstellte, gestehe ich, war in ihr verkörpert. muß ich hinzufügen, machte dies auf mein unempfindliches Temperament gar keinen Eindruck. Wenn ich nicht zu vorsichtig wäre, um einen allzu eiligen Schluß zu machen, so wäre ich geneigt, zu sagen: jeder Zoll ihre Mutter!

Das Interesse, welches ich noch immer für die häuslichen Angelegenheiten meines Freundes empfand, gipfelte, dies ist wohl kaum nöthig zu sagen, in der Tochter, die er adoptiert hatte.

in ihrer frühen Kindheit hatte ich sie gesehen und gern gehabt; ich war die einzige lebende Person, welche wußte, wie der Prediger das traurige Geheimnis seiner Verwandtschaft geheim gehalten, und ich wünschte zu erfahren, ob das angeborene Verderben schon angefangen hatte, sich in dem unschuldigen Sprössling der Mörderin zu zeigen. Ich überlegte eben, wie ich wohl ganz harmlos von Fräulein Helene's »Schwester« sprechen sollte, als Fräulein Helene selbst den Gegenstand ergriff.

»Darf ich fragen,« nahm sie wieder das Gespräch auf, »ob Sie enttäuscht waren, als sie mich allein auf dem Bahnhofe sahen?«

Hier wäre eine Gelegenheit gewesen, ihr ein Kompliment zu sagen, wenn ich ein jüngerer Mann gewesen — wäre oder wenn sie einen günstigeren Eindruck auf mich — gemacht hätte. Wie es nun aber war, so gelang es mir — wenn ich mich selbst loben darf — die Sache ganz genial beizulegen.

»Was für eine Veranlassung,« fragte ich, »könnte ich haben, um mich getäuscht zu fühlen?«

»Nun, ich hörte, Sie seien eine öffentliche Persönlichkeit. Es wäre daher wohl passender gewesen, wenn beide Töchter meines Vaters Sie auf dem Bahnhofe empfangen hätten. Doch liegt es nicht an mir, daß meine Schwester nicht auch da war.«

Der Ton, in welchem sie dies sagte, verstärkte noch mein Vorurteil gegen sie. Er zeigte mir, daß die beiden Mädchen gerade nicht sehr freundschaftlich miteinander standen, und auf mich machte es den Eindruck — ob gerecht oder ungerecht, kann ich nicht entscheiden — daß Fräulein Helene Tadel verdiente.

»Vielleicht ist Ihre Schwester krank?« sagte ich.

»Meine Schwester ist vom Hause fort.«

»Nun, Fräulein Helene, das ist doch ein guter Grund für Nichtkommen.«

»Ich bitte um Verzeihung — es ist ein schlechter Grund. Sie ist fortgeschickt um ihre Gesundheit wiederzugewinnen, und der Verlust ihrer Gesundheit ist durchaus ihr eigener Fehler.«

Wozu brauchte ich dies zu wissen? Ich entschloß mich, dies Gespräch fallen zu lassen. In meiner Erinnerung suchte ich indessen aus früheren Zeiten Fälle hervor, in welchen ich den Verlust meiner Gesundheit mir selbst zuzuschreiben hatte. In diesen persönlichen Erinnerungen war ein Etwas, das mir Sympathie für eine junge Dame einflößte, der ich noch nicht vorgestellt war. Die Schwester jener jungen Dame schien durch mein Schweigen entmutigt. Sie sagte: »Hoffentlich denken Sie nicht schlimmer

von mir, weil ich dies erwähnt habe?»

»Gewiß nicht.«

»Vielleicht finden Sie, daß es überhaupt nicht nothwendig war, über meine Schwester etwas zu sagen. Wollen Sie gütigst zuhören, wenn ich versuche, zu erklären, warum ich es gethan?»

»Mit Vergnügen.«

Schlauerweise gab sie meiner ganz abgedroschenen Antwort die beste Auslegung.

»Ich danke Ihnen,« sagte sie. »Thatsache ist, daß mein Vater wünscht — warum, das weiß ich nicht — Sie möchten meine Schwester ebenso wohlauf sehen wie mich. Er hat nach dem Pächterhause, in welchem sie jetzt lebt, geschrieben, daß sie morgen nach Hause kommen soll. Wäre es möglich — falls ihre Güte mir hierzu die Gelegenheit bieten wollte — daß ich Sie wohl bitten dürfte, mir in einer Angelegenheit, die mich sehr interessiert, mit ihrer Erfahrung beizustehen? Meine Schwester ist rasch, sorglos und hat ein schreckliches Temperament. Es würde mir wirklich sehr leid thun, wenn sie dahin geführt werden sollten, sich über mich eine unvortheilhafte Meinung zu bilden, sobald Sie uns zusammen sehen und alsdann manches beobachten werden, das Ihnen auffallen muß. Ich hoffe, Sie verstehen mich?

Ich verstehe Sie durchaus.

Um ihres eigenen Interesses willen wollen sie mich gegen ihre Schwester einnehmen; das, dessen war ich jetzt gewiß, war der Gedanke, nach welchem sie handelte. Gerade so hart wie ihre Mutter, so selbstsüchtig wie diese, und wenn ich von diesen beiden schlechten Eigenschaften weiter schloß, wohl auch so grausam wie ihre Mutter. So beurtheilte ich Fräulein Helene Gracedieu, als der Wagen vor dem Hause ihres Vaters hielt.

Eine Dame von mittlerem Alter stand auf der Vortreppe, als wir ankamen, und zog gerade die Klingel. Sie betrachtete uns Beide; auch schien sie meiner Begleiterin ebenso fremd zu sein wie mir.

Als das Mädchen die Thür öffnete, sagte sie:

»Ist Fräulein Gallenlaune zu Hause?»

Bei Nennung dieses sonderbaren Namen warf Fräulein Helene den Kopf geringschätzig zurück. Auch beachtete sie die fremde Dame vor ihres Vaters Hause gar nicht. Die Verachtung dieser jungen Person für Fräulein Gallenlaune schien sich auch auf deren Freundin zu erstrecken.

Außerdem antwortete auch das Mädchen: »Sie ist nicht zu Hause.«

»Erwarten Sie sie bald zurück?« fragte die Dame.

»Ja, gnädige Frau.«

»Ich werde später nochmals vorsprechen.«

»Ihr Name, wenn ich bitten darf?«

Ehe sie antwortete, ruhte der Blick der Dame nochmals auf mir.

»Der Name thut nichts zur Sache,« sagte sie und ging.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Erzählt vom Direktor.



ennen Sie jene Dame?» fragte mich Fräulein Helene, als wir in das Haus traten.

»Sie ist mir eine gänzlich Fremde,« erwiderte ich.

»Sind Sie dessen auch gewiß?«

»Warum fragen Sie mich?«

»Weil ich ganz deutlich sah, daß sie Sie erkannte.«

Allerdings hatte die Dame mich) zweimal angesehen. Wenn dies ein Anzeichen dafür sein sollte, daß ihr mein Gesicht bekannt vorkam, so konnte ich nur wiederholen, was ich bereits gesagt hatte. Meines Wissens hatte ich sie nie vordem irgendwo gesehen.

Als Fräulein Helene mich die Treppe hinaufführte, entschuldigte sie sich, daß sie mich in ihres Vaters Schlafzimmer bringe. »Er ist wohl fähig, in einem Armstuhl zu sitzen,« sagte sie, »und wenn er sich etwas Mühe geben wollte, so meine ich, könnte er dies ohne besondere Anstrengung thun. Doch will er sich nicht anstrengen. Das ist recht traurig. Vielleicht möchten Sie erst ihr Zimmer sehen, ehe Sie zu meinem Vater hineingehen. Es ist Alles für Sie bereit.«

»Wir hoffen,« fuhr sie fort und beglückte mich hierbei mit einem bezaubernden Lächeln, mit welchem sie mich für ihre Interessen zu gewinnen hoffte, — »wir hoffen, Sie werden uns einen recht langen Besuch machen; wir betrachten Sie ganz wie zur Familie gehörig.«

Ich dankte ihr und sagte, daß ich zunächst gern meinem alten Freunde die Hand drücken wollte, bevor ich in mein Zimmer ginge.

Ich bin außer Stande, zu beschreiben, wie mich der erste Anblick des Predigers erschütterte, als ich ihn nach einer so langen Zeit wieder sah. Nichts von dem, was seine Tochter gesagt, nichts, das ich mir vorgestellt, hatte mich auf diese traurige Veränderung vorbereitet. Im Augenblick vermochte ich mich nicht einmal genügend zu beherrschen, um zu ihm sprechen zu können. Auch vergrößerte er noch meine Verlegenheit durch seine so besonders demüthigen Manieren und die steife Einkleidung seiner Entschuldigungen.

»Ich empfinde es peinlich,« sagte er, »daß ich mir Ihnen gegenüber eine Freiheit herausgenommen habe, nach einer so langen Entfremdung! — mein Mangel an Christlichem Ertragen ist sehr zu tadeln. Vergeben Sie mir und vergessen Sie es. Ich hoffe doch, Ihnen zeigen zu können, wie die Nothwendigkeit meine Anmaßung rechtfertigt, Sie meinethalben zu einer anstrengenden Reise veranlaßt zu haben.«

Da ich mich allmählich wieder fand, so bat ich ihn, keine weiteren Entschuldigungen zu machen. Meine Unterbrechung schien ihn zu verwirren.

»Ich wollte bloß sagen,« fuhr er fort, »daß Sie der einzige Mann sind, der mich verstehen kann. Das ist auch der einzige Grund, warum ich Sie hierher gebeten, nämlich um Ihren Rath in Anspruch zu nehmen. Sie erinnern sich der Nacht — oder war es am Tage? — vor welcher jenes elende Weib gehenkt wurde? Sie waren die einzige anwesende Person, als ich darauf einging, das arme, kleine Geschöpf an Kindesstatt anzunehmen, bereits befleckt, wie man fast sagen möchte, durch die Schandthat seiner Mutter. Ich glaube, Sie sahen in ihrer Einsicht die schreckliche Verantwortlichkeit voraus, die ich mir damit auflud; Sie versuchten mein Vorhaben zu verhindert. Nun ja! nun ja!

Sie waren mein Vertrauter, Sie ganz allein. Beachten Sie das wohl! Niemand in diesem Hause weiß, daß eins der beiden Mädchen nicht meine wirkliche Tochter ist. Bitte, fallen Sie mir in das Wort, wenn ich von diesem Gegenstande ablenken sollte. Mein Wunsch ist, Ihnen zu zeigen, daß Sie der einzige Mann sind, dem ich mein Herz Öffnen kann. Sie —« Er hielt inne, als suche er einen verlorenen Gedanken, und beendete den Satz nicht. »Jawohl,« fuhr er fort, »ich dachte an mein Adoptivkind. Ach, mein Herr, jenes hilflose, kleine Baby ist ein hochgewachsenes Mädchen geworden; sie vermag jetzt Liebe einzuflößen und zu empfinden. Ich werde bei diesem Geständnis roth, denn ich habe meine Selbstbeherrschung verloren und feiger Schwäche nachgegeben. — Nein, ich will nicht von dem Gegenstande abkommen. Ich sollte Ihnen zuerst gesagt haben, daß ich mich der Möglichkeit einer Verheirathung meiner Adoptivtochter Ines gegenüber befunden. Und was das Schlimmste dabei ist, der junge Mann gefällt mir durchaus. Er ist aus guter Familie, hat vortreffliche Manieren, ist ausgezeichnet erzogen, ist reich, kurz, ein Gentleman in der vollen Bedeutung des Wortes. Und die arme, kleine Ines liebt ihn so sehr! Ist es nicht schrecklich, genöthigt zu sein, ihrem heißgeliebten Philipp in den Weg zu treten? — der Name des jungen Mannes ist nämlich Philipp. Gefällt Ihnen der Name? Ich sage, ich bin gezwungen, ihrem Geliebten in der herbsten Weise in den Weg zu treten, wo er doch nichts weiter will, als ganz bescheiden um die Hand meiner süßen Ines bitten. Oh, was habe ich nicht gelitten, so ohne jedes Mitgefühl, ohne jedes Wort des Trosts, bevor ich den Muth faßte, Ihnen zu schreiben! Soll ich ein entsetzliches Bekenntnis thun? Wenn meine religiösen Ueberzeugungen mir nicht im Wege stünden, so glaube ich, würde ich einen Selbstmord begangen haben. Versetzen Sie sich einmal in meine Lage. Versuchen Sie es nur, vor einer durchaus nothwendigen Erklärung nicht zurückzuschrecken, wenn Die Glückseligkeit eines unschuldigen Mädchens, das so pflichtgetreu, so zärtlich ist, dadurch auf das Spiel gesetzt wird, und welches die Erfüllung ihres Glückes doch von Ihren Lippen zu hören erwartet. Und vor dem Wort zittern Sie! Ich bitte Sie, sich nicht beleidigt zu fühlen; ich meine mich, nicht Sie. Warum sagen Sie gar nichts?« rief er sehr heftig und ganz außer Stande, einzusehen, daß er mir keine Gelegenheit, zu sprechen, gelassen. »Guter Gott! sollten Sie mich nach alledem etwa nicht verstehen?«

Die Anzeichen seiner geistigen Verwirrung in dieser Rede hatten mich so trostlos gestimmt, daß ich nicht gefaßt genug war, um sofort zu begreifen, was er eigentlich meinte, bis er es dann selbst beschrieb als »ein Zurückschrecken vor einer nothwendigen Erklärung«. Als ich diese Worte hörte, half mir meine Kenntniss der Verhältnisse weiter; jetzt begriff ich seine Lage.

»Beruhigen Sie sich,« sagte ich, »jetzt verstehe ich Sie.«

Plötzlich war er mißtrauisch geworden. »Beweisen Sie es!« murmelte er mit einem verstohlenen Blick nach mir. »Ich muß nach dieser Richtung hin ganz zufrieden gestellt sein und wissen, daß Sie meine Lage wirklich begreifen.«

»Ihre Lage ist folgende,« sagte ich: »Ihnen bleibt nur die Wahl zwischen zwei äußerst trostlosen Dingen. Wenn Sie jenem jungen Manne sagen, daß die Mutter von Fräulein Ines eine Verbrecherin war, die, als des Mordes für schuldig befunden, gehenkt worden, so würde seine Familie, falls er selbst in folgedessen nicht zurücktreten wollte, die Heirat verbieten, und das Glück Ihrer Adoptivtochter wäre dahin.«

»Wahr!« sagte er. »Schrecklich wahr! Fahren Sie fort.«

»Wenn Sie andererseits die Heirat zugeben und die Wahrheit verheimlichen, so begehen Sie eine bewußte Täuschung; außerdem geben Sie das junge Paar einer immerhin möglichen Entdeckung der Thatsachen preis, welche die Trennung von Mann und Frau zur Folge haben kann, ihren Kindern einen Makel aufdrücken wird und folglich die ganze Häuslichkeit

zerstören würde.«

Er schauderte, während er mir zuhörte. »Kommen Sie zum Schluß!« rief er.

»Ich hatte nichts mehr zu jagen und antwortete ihm dies,

»Sie haben mir nichts mehr zu sagen?« entgegnete er. »Sie haben mir ja doch noch nicht gesagt, was ich zu wissen durchaus nöthig habe.«

Ich handelte schnell; ich fragte ihn, was das wäre, was er durchaus wissen müsse.

»Können Sie sich das nicht denken?« fragte er unwillig. »Stellen Sie sich vor, Sie wären zwischen die Wahl gestellt, die Sie nun eben klar gelegt.«

»Nun?«

»Was würden Sie an meiner Stelle thun? Würden Sie die unselige Wahrheit vor der Hochzeit eingestehen, oder würden Sie das Wagnis auf sich nehmen und jene schreckliche Geschichte für sich behalten?«

Nach der einen wie nach der andern Seite konnte meine Antwort jetzt ernste Folgen nach sich ziehen. Ich zögerte.

Er drohte mir mit seiner armen, schwachen Hand. Doch war dies nur die Erregung eines Augenblicks; er fing an, mich mit Bitten zu bestürmen. Kläglich erinnerte er mich an verflossene Tage: »Sie waren sonst ein gemüthvoller Mann. Hat das Alter Sie hart gemacht? Haben Sie für Ihren alten Freund kein Mitgefühl? Mein armes Herz bedarf durchaus eines Trostes und eines klugen Wortes, das aber in liebevoller Weise ausgesprochen werden muß.«

Wer hätte da widerstehen können? Ich nahm seine Hand: »Beruhigen Sie sich, mein lieber Prediger. An Ihrer Stelle würde ich lieber das Wagnis auf mich nehmen und jene schreckliche Geschichte für mich behalten.«

Er sank in seinen Stuhl zurück. »Oh, welch eine Erleichterung!« sagte er. »Wie kann ich Ihnen je so danken, wie ich müßte, für diese Beruhigung, die Sie meinem Gemüth verschaffen!«

Ich ergriff diese Gelegenheit, sein Gemüth noch mehr zu beruhigen, und wechselte daher das Thema.:

»Lassen Sie uns vorläufig diese gar zu ernste Unterhaltung abbrechen,« schlug ich vor. »Ich bin in den letzten fünf Jahren herzlich träge gewesen und ich muß Ihnen etwas von meinen Reisen erzählen.«

Er schenkte mir keine rechte Aufmerksamkeit; augenscheinlich interessierten ihn meine Reisen gar nicht. »Sind Sie ganz sicher,« fragte er ängstlich, »daß wir auch Alles besprochen haben, das zu besprechen nothwendig ist? Nein!« rief er und beantwortete selbst seine Frage. »Ich glaube, ich habe etwas vergessen — Ich bin dessen gewiß, daß ich etwas vergaß. Vielleicht erwähnte ich es in dem Brief, den ich Ihnen geschrieben. Haben Sie meinen Brief erhalten?«

Ich zeigte denselben vor. Er las den Brief und gab ihn mir mit einem schweren Seufzer zurück. »Es steht nicht darin!« sagte er ganz verzweifelt. »Es ist nicht darin!«

»Bezieht sich das, was Ihnen entfallen, vielleicht auf Jemand hier im Hause?« fragte ich und versuchte ihm so zu Hilfe zu kommen. »Bezieht es sich vielleicht zufällig auf eine der beiden Damen?«

»Sie wunderbarer Mann! Ihnen entgeht doch nichts. Ja; das, was ich vergessen, betrifft eins der Mädchen. Halt! Ich muß selber darauf kommen. Sicherlich betrifft es Helene.« Er zögerte; sein Gesicht verdüsterte sich und drückte Angst und Sorge aus. »Ja, es betrifft Helene,« wiederholte er — »aber wie?« Seine Augen füllten sich mit Thränen. »Ich schäme mich meiner Schwäche,« sagte er matt. »Sie wissen nicht, wie schrecklich es ist, gewisse Dinge zu vergessen.«

Die Kränkung, die sein Gemüth erlitten, äußerte sich jetzt aber in einer Weise, die wirklich ernsthaft wurde. Die zarte Maschinerie, welche das Gedächtnis anregt mittels der Ideenverbindungen, schien im Geiste dieses — unglücklichen Mannes ihre Triebkraft eingebüßt zu haben. Das Erste Beste, das mir einfiel, sprach ich aus, da ich dies für besser hielt als seinen Kummer durch Schweigen zu vermehren.

»Wenn wir von Ihrer Tochter sprechen,« sagte ich, »so mag der bloße Zufall, ein Wort, das Sie oder ich ganz nebenbei hinsagen, Ihrem Gedächtnis wieder auf den rechten Weg helfen.«

Dem stimmte er eifrig bei: »Ich! ja! Lassen Sie mich wieder anfangen. Helene empfing Sie ja wohl auf dem Bahnhofe. Natürlich; ich besinne mich schon; das war ja nur vor wenigen Stunden. Gut; und nun?« fuhr er fort, und ein gewisser väterlicher Stolz drückte sich jetzt in seinem Wesen aus, der ihn gut kleidete und mir Freude bereitete; »halten Sie meine Tochter für ein schönes Mädchen? Ich hoffe, Helene hat Ihnen nicht mißfallen?«

»Ganz im Gegenteil.« Nachdem ich diese nothwendige Erwiderung gemacht, hielt ich es für meine Pflicht, das Gespräch so harmlos wie möglich fortzusetzen. »Ich muß sogar gestehen, fuhr ich fort, »daß ihre Tochter mich überraschte.« '

»Wodurch?«

»Durch Nennung ihres Namen⁸. Wer hätte wohl glauben mögen, daß Sie — ein strenger Methodist — Ihrer Tochter solch einen heidnischen Namen geben würden?«

Er lächelte zu diesen Worten. Hatte ich zufällig etwas getroffen, das sein Geist noch fähig war aufzufassen?

»Sie befinden sich diesmal in einem Irrtum,« sagte er ganz vergnügt. »Ich habe nie meiner Tochter den Namen Helene gegeben, und was mehr ist, ich habe sie gar nicht getauft, Sie sollten das eigentlich auch wissen. Vor Jahren schrieb ich Ihnen, daß mich meine arme Frau zu einem stolzen, glücklichen Vater gemacht hatte. Und sicher habe ich Ihnen dabei auch mitgetheilt, daß das Kind geboren wurde, während sie zu Besuch bei ihrem Bruder war. Erinnern Sie sich vielleicht noch des Ortsnamens? Es war ein entlegenes kleines Dorf und hieß erinnern Sie sich des Namens?« fragte er mit einem vorübergehenden Ausdruck des Triumphes in seinem Gesicht.

In der langen Zeit, die seitdem verflossen, war der Name meinem Gedächtnis entfallen. Als ich dies eingestand, frohlockte er über mich in so lebhafter Freude, daß er mich dadurch beinahe wieder erheiterte.

»Jetzt hat *Ihr* Gedächtnis Sie im Stich gelassen,« sagte er. »Der Name ist Long Lanes. Und was glauben Sie wohl, was meine Frau tat — auch ist dies recht bezeichnend für sie — als ich an ihr Bett trat. Anstatt von unserm eigenen Kinde zu sprechen, erinnerte sie mich nur an den Namen, den ich unserer Adoptivtochter gegeben hatte. »Du wähltest den häßlichsten Namen, den ein Mädchen haben kann,« sagte sie; »ich verabscheue den Namen Ines! — Und da ich jetzt selber ein Kind habe, so ist jetzt an mir die Reihe, den Namen zu wählen; ich nehme dies als mein Recht in Anspruch.« Sie regte sich dabei ordentlich auf. Ich gestattete ihr, zu thun, wie sie wolle, selbstverständlich. »Nur,« sagte ich, »laß mich wissen, welches der Name sein soll, sowie Du Dir selbst darüber klar bist.« Mein verehrter Herr, sie hatte schon den Namen bereit, ohne sich erst zu bedenken. »Mein Kind soll den Namen führen, der mir von allen am süßesten klingt, den Namen meiner theuren verstorbenen Mutter.« Wir hatten — wie soll ich es nennen? — einen kleinen Meinungswechsel, wie ich hörte, daß der Name Helene sein würde. Ich vermochte es nicht mit meinem Gewissen zu vereinigen, daß mein Kind diesen heidnischen Namen tragen sollte. Der Bruder meiner Frau schlichtete jedoch die Angelegenheit. Ein lieber, werther Mensch; er starb vor nicht allzu langer Zeit — ich vergaß das Datum. — Um Sie nicht lange im Ungewissen

darüber zu lassen, kurz, der Pfarrer von Long Lanes taufte unsere Tochter. So ist sie zu ihrem heidnischen Namen gekommen, und so kam es auch, daß ihre Geburt in einem Dorf registriert ist, welches ihr Vater niemals bewohnt hat. Ich hoffe, daß Sie jetzt etwas besser von meinem Gedächtnis denken.«

»Ich hütete mich wohl, das zu sagen, was ich wirklich darüber dachte.

Er war noch nicht fünfzig Jahre alt, und bereits trug er die Anzeichen des herannahenden Alters, wie sie sich in seinem schwachen Gedächtnis äußerten. Führte man ihn zu den Ereignissen früherer Jahre zurück, so vermochte er — wie er dies nun eben bewiesen — sich sehr wohl zu erinnern und erzählte ganz zusammenhängend. Sobald er aber versuchte, sich Umstände zurückzurufen, die nur erst vor Kurzem da gewesen, so waren sie ihm gänzlich entfallen und er wurde völlig verwirrt, wie ich es oben beschrieben habe.

Die Anstrengung, die er gemacht hatte, die Erregung, der er sich ausgesetzt, als er zu mir gesprochen, hatte meine Befürchtung bestätigt, daß er sich zu viel zugemutet. Er legte sich in seinen Stuhl zurück. »Wir wollen unser Gespräch nun fortsetzen,« murmelte er »Wir sind noch nicht auf das gekommen, das ich vergessen hatte.« Seine Augen schlossen sich und müde öffnete er sie wieder. »Es war doch noch etwas, an das ich nothwendig denken mußte, und Sie waren mir noch behilflich.« Seine schwache Stimme starb dahin; seine müden Augen schlossen sich von neuem. Ich wartete, bis er friedlich entschlummert war, dann verließ ich das Zimmer.

Vierunddreißigstes Kapitel.



änzlich fremd und mit der inneren Einrichtung dieses Hauses völlig unbekannt, ging ich die Treppe hinunter in der Eigenschaft eines Gastes, der sich zu orientieren sucht.

Auf meinem Wege nach unten hörte ich die Thür eines Parterrezimmers gehen und vernahm eine Frauenstimme, deren Trägerin große Eile hatte, denn sie sagte: »Meine Liebe, ich habe keinen Augenblick Zeit; meine Patienten warten auf mich.« Darauf erfolgte noch eine vertrauliche Mittheilung, wie ich aus dem Ton vernahm: »Gib Acht! kein Wort über mich zu jenem alten Herrn!« Ihre Patienten warteten auf sie — sollte ich hier auf einen weiblichen Arzt gestoßen sein? Und dann gab es auch noch einen alten Herrn, zu welchem sie kein Vertrauen hatte — sicherlich war ich doch nicht der schwer gekränkte Mann!

Da ich gerade im Hausflur anlangte, als die Dame ihr letztes Wort gesprochen, so konnte ich gerade noch ihr Gesicht sehen, und ich erkannte das jener im mittleren Alter stehenden Dame wieder, welche nach Fräulein Gallenlaune gefragt hatte, und die versprochen, ihren Besuch zu wiederholen. Eine andere Dame stand an der Thür und kehrte mir den Rücken zu, während sie von ihrer Freundin Abschied nahm. Nachdem sie Adieu gesagt hatte, wendete sie sich um — und wir standen einander gegenüber.

Ich fand ein kleines, hebendes, bewegliches Persönchen, das die Blüthe ihrer Lebenszeit bereits hinter sich hatte und auch häßlich genug war, um Denjenigen Vorurteile einzuflößen, die ihre Nebenmenschen nur obenhin betrachten. Da ich ganz unparteiisch in die kleinen, eingesunkenen Augen blickte, die mit drolliger Verlegenheit auf mir ruhten, beobachtete ich Züge, die anzuzeigen schienen, daß unter dieser unansehnlichen Oberfläche auch manches Gute wäre, wenn man es nur zu finden wüßte.

Sie begrüßte mich mit einer sorgfältig einstudierten Verbeugung und Öffnete die Thür eines unten gelegenen Zimmers.

»Bitte, gehen Sie hinein, mein Herr, und gestatten Sie, daß ich mich Ihnen selbst vorstelle. Ich bin Herrn Gracedieu's Cousine — Fräulein Gallenlaune. Ich bin stolz, die Bekanntschaft eines Herrn zu machen, der sich im Dienste des Vaterlandes ausgezeichnet hat — oder vielleicht sollte ich sagen, im Dienste des Gesetzes. Ein Gefängnisdirektor gewährt Gastfreundschaft den Gefangenen. Und wer weist dem Direktor die Gefangenen zu, daß ex sie speise und tränke, als einzig das Gesetz? So wenigstens fasse ich das auf. — Wunderschönes Wetter für diese Jahreszeit, nicht wahr? Darf ich fragen, ob Sie Ihr Zimmer bereits gesehen haben?«

Die Verlegenheit, die ich schon erwähnt, hatte sich inzwischen auch auf ihre Stimme und Bewegungen erstreckt. Sie war augenscheinlich bemüht, sich in ein gewisses Vertrauen hineinzureden. Es schien nur zu wahrscheinlich, daß ich die Person war, die ihre kluge Freundin noch vor dem Fortgehen genannt.

Nachdem ich bekannt, daß ich mein Zimmer noch nicht gesehen hatte, fügte ich aus Höflichkeit hinzu, daß das auch keine Eile habe. Die behende kleine Dame war ganz entgegengesetzter Meinung. »Bitte, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen nützlich mache. Es ist der Traum meines Lebens, mich Andern nützlich zu erweisen, und dies Ihnen gegenüber sein zu dürfen, ist mir eine ganz besondere Ehre. Hier hinauf, verehrter Herr; auf diesem Wege gelangen Sie in Ihr Zimmer.«

Sie hüpfte die Treppe hinauf und blieb auf dem ersten Treppenflur stehen. »Wissen Sie wohl, ich bin jetzt furchtsam, wenn ich vielleicht auch nicht so aussehe. Wenn ich mich fürchte, so werden meine Hände kalt, Jetzt sind sie kalt; auch vermag ich meine Neugierde nicht mehr gut zu beherrschen, und so muß ich Sie etwas fragen?: Haben Sie vielleicht eine Dame bemerkt, die sich nur eben jetzt an der Hausthür von mir verabschiedete?«

Ich erwiderte, daß ich die Dame allerdings noch einen Augenblick gesehen habe, jedoch nicht zum ersten Male, »Gerade, als ich hier vom Bahnhofe anlangte,« sagte ich, »machte sie Ihnen einen Besuch, als Sie nicht zu Hause waren.«

»Ja = und bitte, beantworten Sie mir noch eine Frage.« Meine bisherige Bereitwilligkeit im Antworten hatte dem Fräulein Gallenlaune Vertrauen eingeflößt. »Ich vernahm keine weitere Anspielung auf kalte Hände, kein Geständnis von übermächtiger Neugierde. »Habe ich recht,« fuhr sie fort, »wenn ich annehme, daß Fräulein Helene Sie begleitet hat, als Sie vom Bahnhofe kämen 2«

»Vollkommen.«

»Sagte sie vielleicht irgend etwas, als sie die Dame sah, die nach mir fragte?«

»Fräulein Helene meinte,« antwortete ich, »daß die Dame mich gekannt haben müsse, vielleicht von früher her.«

»Und was glauben Sie selbst?«

»Ich glaube, daß Fräulein Helene unrecht hat.«

»Höchst seltsam!« Mit dieser Bemerkung ließ Fräulein Gallenlaune den Gegenstand fallen. Die Bedeutung ihrer wiederholten Fragen schien mir jetzt klar genug zu sein. Es lag ihr daran, zu entdecken, wie ich wohl Mißtrauen habe einflößen können, das doch in der Vorsicht lag, welche ihre Freundin ihr angeraten,

Als wir auf dem oberen Flur anlangten, blieb sie vor dem Zimmer des Predigers stehen.

»Ich glaube, viele Jahre sind vergangen,« sagte sie, seitdem Sie Herrn Gracedieu zuletzt gesehen. Ich befürchte, Sie haben ihn in sehr trauriger Weise verändert gefunden. Sie werden doch nicht böse auf mich sein, hoffe ich, weil ich Sie soviel frage? Ich bin Herrn Gracedieu so tief verschuldet, daß keine Hingebung meinerseits je ausreicht, das, was er an mir getan, völlig gut zu machen. Sie wissen nicht, für welche große Gunst ich es halten würde, wenn Sie mir sagen möchten, wie Sie über ihn denken, Kam er Ihnen so vor, als wäre er nicht ganz er selbst? Ich meine nicht in Bezug auf sein Aussehen, ich meine in seinem Gemüth.«

Aufrichtiger Kummer und wahre Sympathie lagen auf ihrem Gesicht. Ich glaube, ich würde sie kaum noch für häßlich gehalten haben, wenn ich sie in diesem Augenblick zuerst gesehen hätte. Bis dahin hatte sie mich bloß belustigt; jetzt fing ich an, für sie eingenommen zu werden.

»Ich darf Ihnen nicht verheimlichen,« erwiderte ich, »daß der Zustand, in welchem sich Herrn Gracedieu's Gemüth befindet, mich sehr überrascht und bekümmert hat. Doch vielleicht traf ich ihn gerade in seinem schlimmen Augenblicke an. Der Gegenstand, über welchen er mit mir zu sprechen wünschte, würde jeden Mann in seinem Gesundheitszustande aufgeregt haben. Er beanspruchte meinen Rath in Bezug auf die Heirat seiner Tochter.«

Fräulein Gallenlaune wurde plötzlich ganz blaß.

»Die Heirat seiner Tochter?« wiederholte sie, »Oh, Sie erschrecken mich!«

»Wie kann ich Sie erschrecken?«

Es schien ihr einige Schwierigkeiten zu verursachen, die passenden Worte zu finden. »Kaum weiß ich, wie ich mich ausdrücken soll. Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Ihnen jage, was ich empfinde. Sie haben Einfluss —

nicht jene Art des Einflusses, der auf Leute gewendet wird, die ihn nicht verdienen und die in den Zeitungen genannt werden; — ich meine nur Ihren Einfluss auf Herrn Gracedieu. Und das erschreckt mich. Wie kann ich wissen —? O Himmel, ich thue schon wieder eine Frage! Erlauben Sie, daß ich mich deutlich und klar ausdrücke. Ich fürchte, mein Herr, Sie haben den Prediger ermutigt, zu Helenes Heirat seine Einwilligung zu geben.«

»Ich bitte um Vergebung,« antwortete ich, »Sie meinen zu Ines' Heirat.«

»Nein, mein verehrter Herr; zu Helene's.«

»Nein, Fräulein; zu Ines.«

»Was meint er nur?« sagte Fräulein Gallenlaune mehr zu sich selber.

Ich hörte es aber. »Das meine ich eben auch«, versicherte ich in meiner offenen Weise. »Der einzige Gegenstand, über welchen der Prediger meinen Rath verlangte, war über die Heirat des Fräulein Ines.«

Mein Ton ließ ihr keine Wahl; sie mußte mir glauben. Sie sah nicht nur verblüfft, sondern höchst beunruhigt aus. Hier war nur eine Folgerung möglich. »Oh, der arme Mann,« sagte sie für sich, »sollte er sich auf so schreckliche Weise selbst verloren haben? Ich kann es nicht glauben!« Sie wendete sich zu mir. »Sie haben sich einige Zeit mit ihm unterhalten. Bitte, wenn Sie sich erinnern möchten, während Herr Gracedieu von Ines sprach, erwähnte er da nichts über das schändliche Benehmen ihrer Schwester?«

Ich versicherte sie, daß auch nicht die geringste Hindeutung davon mein Ohr erreicht hätte.

»Dann,« rief sie, »kann ich Ihnen sagen, das er vergessen hat! Das Meiste von dieser jammervollen Geschichte haben wir um seinetwillen für uns behalten. Außerdem liebte er auch Ines stets zärtlicher; sie würde in seinem Gedächtnis leben, wenn die Andere längst daraus entschwunden wäre — jene Elende, jene Verrätherin, jene Ränkemacherin und Unholdin!« Fräulein Gallenlaunes gute Manieren schwanden; sie ballte die Fäuste, um so ihrer Empfindung Ausdruck zu verleihen. »Die elende englische Sprache ist mir lange nicht kräftig genug, um dies böse Element im Hause treffend zu bezeichnen,« erklärte sie mit einem wüthenden Blick.

»Darf ich fragen, was Fräulein Helene verbrochen hat?«

»Ob Sie fragen dürfen? O Himmel! Sie müssen, ja, Sie sollen fragen. Herr Direktor, wenn Ihre Augen für Helene's wahren Charakter noch nicht geöffnet sind, so kann ich Ihnen sagen, was sie beabsichtigt; sie will Sie täuschen und für sich gewinnen. Glauben Sie, sie begab sich nach dem Bahnhof aus Achtung für den großen Mann? Pah! sie ging mit dem Gedanken an ihre Interessen dahin und glaubte wohl, Sie könnten ihr dienlich sein. Gott sei Dank; dem vermag ich noch vorzubeugen!«

Sie schwieg plötzlich und blickte argwöhnisch auf die Thür von Herrn Gracedieu's Zimmer.

»In der Lebhaftigkeit der Unterhaltung,« flüsterte sie, »haben wir gar nicht den Ort beachtet, wo wir gesprochen. Glauben Sie, daß der Prediger uns gehört hat?«

»Nicht, wenn er schläft wie in dem Augenblick, als ich von ihm hinausging.«

Fräulein Gallenlaune schüttelte vielsagend ihren Kopf. »Der sicherste Weg ist dieser hier,« sagte sie. »Kommen Sie mit mir.«

Fünfunddreißigstes Kapitel.



eine stets hilfsbereite Führerin brachte mich nach meinem Zimmer, das auf dem andern Ende des Flures lag, und so aus Herrn Gracedieu's Gehörweite, falls er doch wach sein sollte. Nachdem sie die Thür eröffnet hatte, blieb sie einen Augenblick unschlüssig auf der Schwelle stehen. »Oh, darf ich hier wohl eintreten?« sagte sie

Mein Interesse an den Enthüllungen, die mir gemacht werden sollten, war zu ernster Natur, als daß hier kleinliche Vorurteile zu berücksichtigen der Ort gewesen wäre, umso mehr, als ich ein alter Mann war. Ich nahm ihren Arm und führte sie in mein Zimmer, gerade als wäre ich zu einem Diner geladen und hätte sie zu Tische zu führen. Ist es zum Glück oder zum Unglück der Sterblichen, daß die komische Seite des Lebens und die ernste stets miteinander in Widerstreit gerathen? Wir brachen in diesem Augenblick, der für uns Beide von so großer Bedeutung war, in lautes Lachen aus. Vollkommen unpassend und doch auch vollkommen natürlich. Obgleich wir Beide keine Philosophen waren, so schämten wir uns doch dieser Heiterkeit in dem Augenblick, in welchem sie aufhörte.

»Wenn Sie hören, was ich Ihnen zu sagen habe,« fing Fräulein Gallenlaune an, »so hoffe ich, werden Sie denken wie ich. Was aus Herrn Gracedieu's Erinnerungen geschwunden, ist etwas, das er selbst nicht ganz genau weiß.«

Und dabei erzählte sie die traurige Geschichte von Ines Liebe.

Schweigend hörte ich von Anfang bis zu Ende zu. Wie hätte ich in Gegenwart einer Frau so sprechen dürfen, wie ich doch hätte sprechen müssen? Das grausame Unrecht, das dem armen Mädchen angetan worden, die mich schon in ihrem ersten unschuldigen Lebensjahre interessiert und gerührt hatte und die inzwischen zur Jungfrau herangewachsen, um das Opfer zweier Elender zu werden, denen sie vertraute, die Beide durch Liebe an sie gebunden waren, machte mich fast wild, so daß ich mich sehnte, den Mann in meinem Bereich zu haben, um ihn zu reitpeitschen. Da Fräulein Gallenlaune, wie ich vermuthe, in meinem Gesicht las, was in meinem Innern vorging, so drückte sie ihre Sympathie und Bewunderung in der ihr eigenen, sinnreichen Weise aus. »Ich freue mich sehr, Sie so ärgerlich zu sehen! Es ist etwas Großes, zu wissen, daß ein Mann, welcher Gefangene in Ordnung zu halten hatte, ein so mitfühlendes Herz besitzt. Ich will Ihnen etwas sagen. Sie werden ärgerlicher denn je sein, wenn Sie morgen mein süßes Mädchen sehen werden. Und beachten Sie, daß es Helene's verzehrende Eitelkeit, Helene's schlimme Eifersucht auf das Glück ihrer Schwester ist, welche das Unheil erzeugt haben. Seien Sie mit Philipp nicht zu hart! Ich glaube, wenn die Wahrheit herauskäme, so würde er sich vor sich selber schämen.«

Mir schien aber, als könne ich gegen Philipp gar nicht hart genug sein. »Wo ist er?« fragte ich.

Fräulein Gallenlaune starrte mich an. »Oh, Herr Direktor, bitte, kehren Sie jetzt nicht Ihre strenge Seite heraus, nachdem ich Ihnen nur eben erst ein so hübsches Kompliment machen konnte! Was für eine herrische Stimme! und was für Augen, bester Herr; was für fürchterliche Augen! Ich habe eine Empfindung, als sei ich eine Ihrer Gefangenen und hätte mich schlecht betragen.«

Ich wiederholte meine Frage, diesmal, wie ich hoffte, in Blick und Sprache gemäßigter. »Halten Sie mich nicht für halsstarrig, liebes Fräulein. Ich will nur wissen, ob er in dieser Stadt lebt.«

Es schien Fräulein Gallenlaune ein ganz besonderes Vergnügen zu verursachen, mich ein wenig irre zu leiten. Sie hatte mein schroffes, kurzes Wesen von vorhin nicht vergessen.

»Sie können ihn hier nicht finden,« sagte sie.

»Vielleicht hat er England verlassen?«

»Wenn Sie es durchaus wissen müssen, so erfahren Sie, daß er sich in London befindet, bei Herrn Dunboyne.«

Der Name machte mich stutzig.

Im nächsten Augenblick kam mir ein bemerkenswerter Brief in die Erinnerung, der vor vielen Jahren an mich gerichtet wurde und der im Anfang dieser Geschichte zu finden ist. Der Schreiber — ein Irländer, namens Dunboyne — vertraute mir an, daß er durch seine Heirat mit der Mörderin verwandt sei, die erst kürzlich hingerichtet worden, und daß er ihr Schwager wäre. Diesen Umstand hatte er natürlich gegen Jedermann geheim gehalten, seinen Sohn mit inbegriffen. Nur mir gegenüber hatte er eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel gemacht, da ich allein ihm zu sagen vermochte, was aus dem armen kleinen Mädchen geworden, das trotz des schmachvollen Endes seiner Mutter immerhin seine Nichte war. Falls das Kind nicht versorgt sein sollte, so fühlte er sich verpflichtet, es erziehen zu lassen und über seine Zukunft zu wachen. Das war der Inhalt seines Briefes gewesen.

Fräulein Gallenlaune's scharfer Beobachtung entging nicht der Eindruck, der auf mich hervorgebracht worden, »Der Name des Herrn Dunboyne scheint Sie zu überraschen,« sagte sie.

»ich habe ihn zum ersten Male von Ihnen erwähnen hören,« antwortete ich.

Sie sah mich an, als könne sie mir nicht recht glauben.

»Sicherlich haben Sie den Namen schon gehört,« sagte sie, »als ich Ihnen von der armen Ines erzählte?«

»Nein.«

»Nun, dann muß Herr Gracedieu ihn doch erwähnt haben?«

»Nein.«

Die zweite Verneinung machte sie ärgerlich.

»Auf jeden Fall,« sagte sie scharf, »schienen Sie doch jetzt Herrn Dunboyne's Namen zu kennen.«

»Freilich!«

— »Und doch,« drang sie weiter vor, »schien Sie der Name zu überraschen. Ich verstehe das nicht. Wenn ich einmal Philipps Namen erwähnt habe, so thue ich es gleich ein Dutzend Mal.«

Wir waren einander plötzlich vollkommene Räthsel. Sie hatte etwas für ausgemacht angenommen, das mir ein unergründliches Geheimnis war.

»Gut,« wendete ich ein, »wenn Sie seinen Namen ein Dutzend Mal erwähnen, verzeihen Sie mir die Frage, was wäre dann?«

»Gütiger Himmel!« rief Fräulein Gallenlaune, »wollen Sie vielleicht sagen, daß Sie nicht erriethen, daß Philipp Herrn Dunboyne's Sohn sei?«

Ich war versteinert.

Sein Sohn! Dunboyne's Sohn! Wie hätte ich das errathen können?

Später erinnerte sich das gute, kleine Geschöpf, daß dieser Irrtum durch die Macht der Gewohnheit entstanden sei. Die Familie hatte Ines' unwürdigen Liebhaber nie anders genannt als mit seinem Vornamen; so war auch ihr dies zur Gewohnheit geworden, und sie nannte den Feind ebenso wie sie einst den Freund genannt.

Von all diesem wußte ich nichts, und die Enthüllung, der ich mich plötzlich gegenüber sah, war mehr, als ich ertragen konnte. Für den Augenblick war ich sprachlos.

Sein Sohn! Dunboyne's Sohn!

In welch' einer Lage sich jener herzlose Schurke befunden, die doch; weder von seinem Vater beargwohnt, noch von ihm selbst erkannt worden! Ihm war das Unglück, das die Familie getroffen, verborgen geblieben, und er war Gast in dem Hause des Mannes gewesen, der seine ehrlose Tante am Abend vor ihrer Hinrichtung getröstet hatte, der seine unglückliche Cousine vor Armuth, Noth und Schmach bewahrt hatte. Und nur ein menschliches Wesen wußte dies. Und das menschliche Wesen war ich!

Da meine Aufregung dem Fräulein Gallenlaune nicht entging, so versuchte sie, dieselbe auf ihre Weise auszulegen.

»Wissen Sie irgend etwas Schlechtes von Philipp?« fragte sie ungestüm. »Wenn er etwas getan hat, das Helene hindern könnte, ihn zu heiraten, so bitte ich Sie, es mir zu sagen, was es auch sein möge.«

Ich wußte nichts weiter von dem Manne — den sie noch immer bei seinem Vornamen nannte — als was sie selbst mir von ihm erzählt hatte. Zugleich war ich auch unfähig, länger mein schlechtes Befinden zu unterdrücken, und ich bedurfte der Ruhe. Nachdem Sie noch einen Blick über das Schlafzimmer geworfen und nichts gefunden, das zu meiner Bequemlichkeit mangelte, machte sie ihre zierliche Verbeugung und verließ mich in ihrer unnachahmlichen Weise, sich zu verabschieden.

»Wirklich, ich bin hier schon viel zu lange gewesen! Und ich glaube sogar, ich habe mich ein- oder zweimal großer Vertraulichkeiten schuldig gemacht. Ich hoffe, Sie werden mir verzeihen. Dies ist eine etwas aufregende Unterhaltung gewesen — ich glaube, ich werde weinen müssen.«

Sie lief aus dem Zimmer und eine warme Empfindung meinerseits folgte ihr; so kurz die Zeit unserer Bekanntschaft auch gewesen, sie hatte mich ganz für sich eingenommen, Welch eine Frau und Mutter war hier verloren gegangen, und nur deshalb, weil sie kein hübsches Gesicht hatte!

Als ich mich allein sah, war es unvermeidlich, daß meine Gedanken zu dem älteren Dunboyne zurückkehrten und zu all dem, was sich in Herrn Gracedieu's Familie ereignet, seit jener Irländer an mich geschrieben.

Die entsetzliche Verantwortlichkeit, welche an dem Mark des Predigers gekehrt hatte, war von Herrn Dunboyne vorausgesehen worden, als er im ersten Augenblick gedachte, die Nichte zu adoptieren; doch hatte ihn die Vorstellung, was wohl die Zukunft bringen könnte, wenn er sie als Familienmitglied und mit seinem Sohne zusammen groß zöge und die beiden Kinder einander lieb gewannen und nicht voneinander lassen wollten, noch rechtzeitig gewarnt. Und wozu hatte nun jene weise Vorsicht, die einen so auffallenden Gegensatz zu der in der (Erregung des Augenblicks ausgeführten Handlung des Predigers bot, geführt? Das Schicksal oder die Vorsehung — man mag es nun nennen, wie man will — hatte Dunboyne's Sohn und die Tochter der Mörderin zusammengeführt, hatte ihnen, obwohl ganz fremd, Liebe zu einander eingefloßt und. hatte sie ermutigt, sich zu verloben. Sollte der grausame Treuebruch des Mannes an dem gläubigen Mädchen von den beiden Personen, welche die wahre Geschichte ihrer Verwandtschaft kannten, nämlich von dem Prediger und mir, als ein glücklicher Umstand betrachtet werden? Konnten wir aber andererseits über die feige und verächtliche Untreue frohlocken, die doch das Leben des edlen, harmlosen Opfers verbittert und verdüstert hatte?

Oder sollten wir bei dem ungeheuren Betrug, der abscheulichen Verrätherei, welche die böse Helene begangen — bei der nichts zu befürchten war, falls sie heiratete, anstatt der getäuschten Schwester — sollten wir da ermutigen? Unmöglich! In dem einen Falle wie in dem anderen ganz unmöglich! Ebenso hoffnungslos schien die Aussicht, wenn ich versuchte, hier handelnd einzugreifen, und mir einen Plan bilden wollte.

In meinen ruhigeren Augenblicken war der Gedanke an mich herangetreten, zu dem jüngeren Dunboyne zu gehen und wenn er noch irgendwelches Schamgefühl besaß, meinen Einfluss auf ihn geltend zu machen und ihn zu seiner Verlobten zurückzuführen. Wie ließ sich dies aber mit meiner Pflicht gegen des jungen Mannes Vater vereinigen, Jetzt, wo ich dies alles wußte und auch nicht vergessen hatte, daß ich selbst Herrn Gracedieu den Rath gegeben, die Wahrheit geheim zu halten, als ich noch ebensowenig etwas von Philipp Dunboyne wußte, wie von der Verrätherei der Helene Gracedieu.

Selbst wenn es sich so fügte, daß Ine's Heirat stattfände, ohne alle Einmischung Anderer, so würde für mich ein Aussprechen jetzt ebenso unmöglich sein wie damals, als ich den Brief des Herrn Dunboyne so vorsichtig beantwortete. Aber was müßte er von mir denken, wenn der Zufall es so fügte, daß früher oder später alles das enthüllt würde, was zu verheimlichen ich mich für verpflichtet gehalten hatte? Je mehr ich mich bemühte, die Zufälle der Zukunft vorauszusehen, je mehr verdunkelte sich jede Aussicht.

Meinem gesunkenen Herzen und gequälten Gemüth bot Jetzt aber die gute Dame Natur eine angenehmere Aussicht, als ich nämlich zufällig aus dem Fenster sah. Ich blickte auf die Bäume und Blumenbeete des Gartens, und unwiderstehlich zog es mich hinab in den wolkenlosen Sonnenschein eines schönen Tages. Eben wollte ich hinausgehen, um Herz und Seele zu stärken, als ich durch ein Klopfen an der Thür daran gehindert wurde.

Sollte Fräulein Gallenlaune zurückgekehrt sein? Als ich »herein« rief, öffnete Herr Gracedieu die Thür und trat in mein Zimmer.

Er war so schwach, daß er schwankte, als er auf mich zukam. Als ich ihn zu einem Stuhl hinführte, bemerkte ich einen wilden Ausdruck in seinen Augen und eine Fiebrerröthe auf seinen abgezehrten Wangen. Irgend etwas mußte vorgefallen sein.

»Als Sie bei mir in meinem Zimmer waren«, fing er an, »sagte ich Ihnen da nicht, daß ich etwas vergessen hätte?«

»Freilich taten Sie das.«

»Nun, ich habe es wieder gefunden. Mein Unglück — ich sollte es wohl die Bestrafung für meine Sünden nennen — ist mir wieder in den Sinn gekommen. Der schlimmste Fluch, der einen Vater treffen kann, hat mich getroffen. Ich habe eine böse Tochter. Mein eigenes Kind, Herr, mein eigenes Kind!«

Sollte er erwacht sein, als Fräulein Gallenlaune und ich draußen vor seiner Thür miteinander gesprochen hatten? Hatte er vielleicht gehört, als sie mich fragte, ob Herr Gracedieu mir nichts von dem schändlichen Benehmen Helene's gegen ihre Schwester gesagt habe, als er von Ines sprach? Vielleicht war dadurch seine Erinnerung geweckt geworden. Jedenfalls mußte diesem bitteren Bekenntnis von einer »bösen Tochter« irgend etwas folgen, Helene Gracedieu, ein Tag der Abrechnung mag Dir näher sein, als ich zu hoffen gewagt.

Ich sah ängstlich dem entgegen, was mir der Prediger weiter mittheilen würde.

-Ende erster Teil-

Sechsendreißigstes Kapitel.

Vom Gefängnisdirektor erzählt.



Im ersten Augenblick enttäuschte mich der Prediger.

Ohne zu sprechen, ohne auch nur aufzublicken, zog er sein Taschenbuch hervor und fing an, darin zu schreiben. Als er sich immerfort unterbrochen sah, bald durch ein Zittern der Hand, bald dadurch, daß er sich nicht im Stande fühlte, seinen nicht klar erfaßten Gedanken Ausdruck zu verleihen, verlor er die Geduld und schleuderte das Buch zu Boden.

»Ich habe den Verstand verloren!« stieß er hervor. »Vater im Himmel, laß mich bald von einem Leibe erlöst werden, in dem kein Geist wohnt!«

Wer war im Stande, ihn zu hören und ihm wohl gar noch Selbstbeherrschung zu predigen? Ich nahm das Buch vom Boden auf und bot ihm meine Hilfe an.

»Denken Sie, Sie werden es können?« fragte er.

»Ich kann es wenigstens versuchen.«

»Sie guter Mensch! Was sollte ich ohne Sie anfangen! Nun sehen Sie, worin für mich die Schwierigkeit liegt. Ich habe so erstaunlich viel zu sagen, und ich muß durchaus eins vom andern gesondert halten, sonst läuft mir alles durcheinander. Werfen Sie einen Blick in das Buch,« fügte er traurig hinzu; »trotz meiner Bemühungen ist schon alles durcheinandergelaufen.«

Was er geschrieben hatte, war in der Thal fast unverständlich. Hier und dort entdeckte ich ein paar zerstreute Worte, die aus der allgemeinen Verwirrung mehr oder weniger deutlich hervortraten. Das erste Wort, das ich entziffern konnte, hieß »Erziehung«. Durch diesen Wink belehrt, unternahm ich es, den Inhalt des Geschriebenen zu errathen, um ihn darüber zum Sprechen zu bringen. Wenn ich ihm nicht scheinbar volles Verständnis entgegenbrachte, hätte er allen Glauben an mich verloren.

»Nun?« sagte er ungeduldig.

»Nun«, erwiderte ich, »Sie haben vor, mit mir über die Erziehung zu reden, die Sie Ihren Töchtern gegeben haben.«

»Bringen Sie mir die Beiden nicht zusammen!« rief er. »Die gute, sanfte, geduldige Ines darf nicht in einem Athem mit dieser Teufelin genannt werden.«

»Ruhe, Ruhe, Herr Gracedieu! Mag sich Fräulein Helene noch so schlecht betragen haben, sie ist immer Ihr eigenes Kind.«

»Ich will sie nicht mehr anerkennen! Ueberlegen Sie, was sie gethan hat, und dann ziehen Sie in Betracht, welche religiöse Erziehung ich ihr gegeben habe. Herzlos! Falsch! Das unwissendste, unerzogenste Geschöpf in den elendsten Hütten dieser Stadt hätte nichts so gemeines Grausames thun können. Und sie that es, nachdem ich sie Jahr auf Jahr mit der größten Geduld in allen christlichen Wahrheiten unterrichtet habe! Was ist Religion? Das ist Erziehung? Ich habe einmal ein schauerliches Buch gelesen - den Autor habe ich vergessen -, das nannte alle Religion Aberglauben, alle Erziehung leere Form. Ich weiß nicht - auf mein Wort, ich weiß nicht, - ob das Buch nicht am Ende - o meine Zunge! Warum halte ich meine Zunge nicht im Zaum! - Sie sind ja wohl auch Vater? Unterbrechen Sie mich nicht. Versetzen Sie sich in meine Lage und überlegen Sie. Herzlos, falsch - und meine Tochter! Geben Sie mir mein Notizbuch! Ich muß sehen, was ich zuerst eingetragen hatte.«

Er hatte sich jetzt in eine solche Aufregung hineingeredet, daß die frühere gedrückte Stimmung von ihm gewichen war. Die unschuldige Selbstgefälligkeit seiner gutmüthigen Natur hatte ihm sein Selbstvertrauen zurückgegeben. Mit zufriedenen Lächeln beschaute er seine unlösbaren Eintragungen und machte die gewagtesten Entdeckungen.

»Ah, ich hab's! Dies »P« bedeutet Prediger. Ich komme zuerst. Nun sagen Sie mir, bin ich zu tadeln? Bin ich - Gott vergebe mir meine vielen Sünden - aber bin ich herzlos? Bin ich falsch?«

»Wie ein theurer Prediger, das könnten Ihnen nicht einmal Ihre Feinde nachsagen!«

»Ich danke Ihnen. Und wer kommt zunächst?« Er studierte wieder in seinem Buche. »Danach kommt ihre Mutter, ihre heilige, himmlisch gute Mutter. Die Leute sagen, sie sehe ihrer Mutter ähnlich. War meine Frau herzlos? War der Engel meines Lebens falsch?«

»Nun,« sagte ich innerlich zu mir selber, »das gerade war Ihre Frau, und gerade das kommt in Ihrem Kinde wieder zum Vorschein.«

»Woher kommt nun also ihre Verderbtheit?« fuhr er fort. »Nicht von ihrer Mutter, nicht von mir, nicht von ihrer Erziehung!« Er trat auf einmal ganz dicht zu mir heran und legte mir die Hand auf die Schulter. Dabei sagte er mit heiserer, stöhnender Stimme, wie wenn das Entsetzen ihm die Kehle zuschnürte: »Soll ich Ihnen sagen, woher sie kommt? Das Mädchen ist vom Teufel besessen! Nun hören Sie mir zu. Ich habe mich eingehend mit dem Studium der Teufel beschäftigt. Es gibt ihrer sehr viele. Wie sollen wir es anstellen, unter den hundert Millionen unsichtbarer Teufel, die über das ganze Erdenrund die Herrschaft über verlorene Seelen haben, den gerade herauszufinden, der sich in meiner Tochter befindet?«

Es war so unbedingt wünschenswerth, daß der arme Mann einem solchen Gedankengange entzogen wurde, daß ich ihn ohne zögern unterbrach.

»Wollen Sie jetzt auch hören, was ich zu sagen habe?« fragte ich ihn.

Wieder trat ein Wechsel in seinem Gemütszustande ein. Er machte mir eine tiefe Verbeugung und begab sich zu seinem Stuhl zurück. »Mit Vergnügen will ich Sie anhören«, sagte er sehr höflich. »Sie sind der beredteste Mann, den ich kenne, mich selbst ausgenommen, natürlich, mich ausgenommen.«

»Es ist bloße Zeitverschwendung,« fuhr ich fort, »die vorzügliche Erziehung zu bedauern, die Ihre Tochter so mißbraucht hat.« Gern hätte ich noch hinzugefügt, wie alle Erziehung schließlich noch zwei Gegeneinflüssen unterworfen ist: dem des Temperamentes und dem der äußeren Umstände, Aber das wäre Philosophie gewesen, und wie konnte ich von ihm Verständnis für Philosophie erwarten. »Wir müssen nur das in's Auge fassen, was Fräulein Helene begangen hat. Sie hat ein Komplott geschmiedet und hofft, damit zu ihrem Ziele zu gelangen. Verhindern Sie sie daran.«

»Genau, was ich beabsichtigte,« erklärte er sehr bestimmt. »Ich versage meine Einwilligung zu dieser abscheulichen Heirath.«

Ich versuchte, das Eisen zu schmieden, weil es heiß war. Sie müssen noch mehr thun als das, Herr Prediger,« sagte ich.

Seine Eitelkeit fühlte sich plötzlich verletzt - ich leitete ihn etwas zu unverhüllt, Er reichte mir sein Notizbuch. »Sie werden sehen,« meinte er mit vollem Selbstgefühl, - »daß ich das alles hier niedergeschrieben habe.

»Ich that, als wenn ich die Stelle gefunden hätte, und las8 vor, was darin etwa hätte stehen können: »Nach dem, was sie bereits gethan hat, ist Helene im Stande, meinen Wünschen und Befehlen zuwider doch zu heirathen. Dieser Möglichkeit muß man im Voraus zu begegnen suchen.« Bis dahin war es mir gelungen, seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Als ich aber, um seine väterliche Autorität wachzurufen, auf das Alter seiner Tochter anspielte,

richteten sich seine Augen mit dem Ausdruck unzweideutigen Entsetzens auf mich.

»Genug davon!« rief der Prediger. »Das Alter der Mädchen will ich selbst nicht mit Ihnen besprechen!«*

Was meinte er nur damit? Ihn danach zu fragen, hätte keinen Zweck gehabt. Ich blieb also dabei, mich über den angefangenen Gegenstand mit ihm so zu besprechen, wie ich es mit Jemand gethan hätte, der ebenso - klar im Kopfe gewesen wäre, wie ich selber. Nach meiner Erfahrung regt diese Behandlungsweise einen schwachen Verstand zu erhöhter Fassungskraft an.

»Jedenfalls halte ich es für ausgemacht, daß sich Fräulein Helene noch unter Ihrer gesetzlichen Autorität befindet. Sie könnte also zu ihrem Ziel nur dadurch gelangen, daß sie sich von ihrem Liebhaber entführen ließe. In dem Falle hängt nun viel von der Persönlichkeit des Mannes ab. Sie sagten mir, Sie könnten ihm Ihre Zuneigung nicht versagen. Das war ja wohl freilich, ehe Sie wußten, wie schändlich er sich benehmen würde? Seitdem haben Sie doch gewiß Ihre Ansicht über ihn geändert?« |

Er schien um die Antwort verlegen zu sein. »Ich fürchte,« meinte er, »der junge Mann ist von Helene verführt worden.«

Da hatte ich Fräulein Gallenlaune's Vertheidigung von Philipp Dunboyne mit andern Worten wiederholt. So sehr ich den Menschen haßte und verabscheute, so mußte ich ihm doch eine persönliche Anziehungskraft zugestehen, mit der man nothwendigerweise rechnen mußte. Ich versuchte, noch mehr über ihn zu erfahren.

»Die Entschuldigung, die Sie da für ihn haben,« sagte ich, »deutet an, daß er ein schwacher Mensch ist, leicht zu überreden und zu bestimmen?«

Der Prediger antwortete durch ein Kopfnicken.

»Eine solche Schwäche,« fuhr ich fort, »ist an sich ein Laster. Es hat auch bereits die traurigsten Folgen herbeigeführt.«

Er gab es durch ein abermaliges Kopfnicken zu.

»Ich wünsche nicht, Ihnen zu nahe zu treten, Herr Gracedieu, allein ich muß Ihnen ernstlich anempfehlen, daß Sie nichts unversucht lassen, was sich Ihnen darbietet. Damit etwas Gutes heraus komme, müssen Sie mit der Schwäche des Mannes operieren. Ich höre, er soll sich mit seinem Vater in London befinden. Versuchen Sie es mit dem Einfluß eines Stärkeren und schreiben Sie an seinen Vater. Noch andere Gründe sprechen dafür. Es ist leicht möglich, daß dem älteren Herrn Dunboyne die Sache geheim gehalten ist. Sorgen Sie dafür, daß er das erfährt, was sich zugetragen hat, und ich bin überzeugt, er wird in der Angelegenheit handeln, wie es einem ehrenhaften, hochherzigen Manne zukommt. Als ein solcher trat er mir in einem Briefwechsel entgegen, den ich vor einigen Jahren mit ihm zu führen hatte. Suchen Sie Papier, Tinte und Feder? Bitte, bedienen Sie sich der Schreibmaterialien die ich auf Reisen immer bei mir führe.«

Ich stellte ihm Alles zurecht, Er nahm die Feder, legte die Bogen in Ordnung und war ganz begierig, den Anfang zu machen.

Als er einige Worte geschrieben hatte, hielt er inne, überlegte, versuchte es noch einmal, hielt wieder inne - und zerriß das Wenige, das er geschrieben hatte. Er fing einen neuen Brief an, aber mit demselben jämmerlichen Ausgange. Es war mir unmöglich, seine Hilflosigkeit mit anzusehen. Ich schlug vor, ihm den Brief zu schreiben, so daß er ihn nur durch seine Unterschrift zu beglaubigen hätte. Als er mir die Feder überließ, wandte er sich ab; ich sollte nicht sehen, wie er darunter litt. War das derselbe Mann, dessen großartige Natur sich in der Mörderzelle so bewundernswerth offenbart hatte? Arme Menschlichkeit!

Der Brief war bald geschrieben. Ich durfte Herrn Dunboyne nur von der Aufführung seines Sohnes in Kenntniss setzen, durfte nur in den stärksten Ausdrücken das wiederholen, was Fräulein Gallenlaune mir erzählt hatte. Als

ich an den Schluß gelangt war, ließ ich Herrn Gracedieu folgende kräftige Wendung gebrauchen: »Ich protestire gegen die Heirath ebensowohl mit Rücksicht auf Sie, mein Herr, als auf mich selbst. Keiner von uns kann sich durch seine Einwilligung des schändlichsten Verrathes schuldig machen.«

Schweigend las der Prediger den Brief; schweigend setzte er seine Unterschrift darunter. Schweigend stand er auf und nahm meinen Arm. Ich fragte ihn, ob er in sein Zimmer zu gehen wünsche. Nur durch ein Zeichen konnte er antworten. Ich bot ihm an, mich zu ihm zu setzen, um ihn ein wenig aufzuheitern. Mit einem Druck der Hand dankte er mir, schob mich aber an der Thür sanft zurück. Er war zerschmettert von der trostlosen Entdeckung, daß seine geistigen Fähigkeiten zusehends abnahmen, Was konnte ich da thun? Was konnte ich ihm zu seiner Aufrichtung sagen? Nichts!

— — — — —

Fräulein Gallenlaune war im Wohnzimmer. Unter den nötigen Erklärungen zeigte ich ihr den Brief. Mit athemlosem Interesse las sie ihn. »Es kann Einem ordentlich ängstigen, wenn man sich vorstellt, was alles von Herrn Dunboyne abhängt,« sagte sie. »Sie kennen ihn also. Was für ein Mann ist er denn?«

Ich konnte nur wiederholen, was ich dem Prediger schon gesagt hatte.

Fräulein Gallenlaune war weit unterrichteter über ihn als ich. Sie erzählte mir, Herr Dunboyne der Aeltere sei ein Gelehrter, ein Schriftsteller, ein reicher Mann. »Seine Ansichten über die Ehe seien höchst liberale. Wenn nur sein Sohn in einem Mädchen gute Grundsätze, einen guten Charakter und ein gutes Aussehen fände, so würde er für das nötige Geld schon sorgen. »Ich weiß diese Einzelheiten von unserer guten Ines,« sagte Fräulein Gallenlaune; »sehr ermuthigend sind sie gerade für Fräulein Helene nicht. Ich muß ja mit Bedauern zugeben, daß sie mit ihrer äußern Erscheinung Herrn Dunboyne's Ansprüchen wohl genügen dürfte. Aber nach den andern Gesichtspunkten ist die Aussicht nicht so hoffnungsvoll. Gute Grundsätze und ein guter Charakter! Ha! ha! Helene hat die Grundsätze Jesebels und den Charakter der Lady Macbeth!«

Als sie diese energische Charakterschilderung entworfen hatte, bat Fräulein Gallenlaune, sich den Brief noch einmal ansehen zu dürfen, und bemerkte, daß die Adresse noch fehlte. »Das kann ich für Sie besorgen,« erklärte sie, »Dank den Mittheilungen meiner theuren Ines. Und - seien Sie doch nicht so schrecklich eilig! - ich kann mich auch noch in anderer Weise nützlich machen! Wenn Sie Ihren Brief unten in den Briefkorb legen, so werden ganz gewiß Helene's holde Augen in schleunigst ausgekundschaftet haben. Meinen Sie wohl, daß in dem Falle der Brief nach London gelangen würde? Pfui, pfui! Ich trage ihn lieber selbst auf die Post!«

—————

Siebenunddreißiges Kapitel.

Aus irgend einem Grunde, den ich nicht durchschauen konnte, vermied Fräulein Helene Gracedieu es, mir in den Weg zu kommen. Freilich war sie am Tage meiner Ankunft beim Mittagessen, am Morgen darauf beim Frühstück zugegen gewesen und hatte sich in bescheidener Weise angenehm zu machen gewußt, war auch wohl versorgt gewesen mit allerhand leichtem Unterhaltungstoff. Sobald aber die Mahlzeit vorüber war, hatte sie auch Haushaltsgeschäfte vorgeschützt und sich nach Art wohlerzogener Engländerinnen zurückgezogen.

Nie begegnete ich ihr auf der Treppe, nie traf ich im Wohnzimmer mit ihr zusammen, nie bemerkte ich, daß sie mir im Garten aus dem Wege gegangen wäre. So wenig ich selbst einen Schlüssel zu diesem geheimnisvollen Betragen fand, so wenig unterließ Fräulein Gallenlaune in ihrer Fürsorge für mich, mir Vorsicht anzuempfehlen.

»Verlassen Sie sich auf mich, mein theurer Herr Direktor, sie verfolgt eine Absicht dabei. Gestatten Sie einer unbedeutenden alten Jungfer, Ihnen einen guten Rath zu geben? Nun wohl, ich danke Ihnen. Dann rufen Sie sich, bitte, die Erfahrungen zurück, die Sie mit der schlimmsten weiblichen Gefangenen in Ihrer Anstalt gemacht haben - und demgemäß verfahren Sie mit Helene, wenn sie Ihrer zu einer Privatunterhaltung habhaft wird!«

Kaum vierundzwanzig Stunden später wurde Helene in der That meiner habhaft. Ich war in meinem Zimmer mit Schreiben beschäftigt, als das Dienstmädchen mit einem Auftrage hereintrat: »Eine Empfehlung von Fräulein Helene und ob Sie ihr nicht ein halbes Stündchen schenken könnten?«

Meine erste Ausflucht war natürlich, ich sei beschäftigt. Die wurde gleich darauf durch einen zweiten, ohne Zweifel schon im Voraus zurecht gelegten Auftrag des Fräuleins aus dem Felde geschlagen: »Fräulein Helene läßt Ihnen jagen, daß sie sich ganz nach Ihrer Zeit richten würde.« Ich blieb hartnäckig und erklärte, ich habe den ganzen Tag vollauf zu thun. Auch für diese abschlägige Antwort hatte das Fräulein sich schon vorgesehen. Eine dritte Bestellung traf ein: »Fräulein Helene bedauert es, das Vergnügen hinausgeschoben zu sehen. Sie möchten aber doch so gut sein und für morgen eine Zeit bestimmen.« Eine so unbesieglige Beharrlichkeit mahnte mich zu doppelter Vorsicht. Indessen überlegte ich, daß ich möglicherweise in Ines' Interesse handelte, wenn ich wenigstens herausbekäme, was ihre Feindin zu sagen hatte. Ich verschloß also meine Schreiberei, erklärte, auf eine solche Probe wolle ich Fräulein Helene's Geduld denn doch nicht stellen, und folgte dem Mädchen treppab in ein anderes Zimmer.

Das Gemach war bei meinem Eintritt leer. Ich sah mich darin um.

Die Person, die das Zimmer bewohnte, mußte entschieden gegen Aeüßerlichkeiten vollkommen unempfindlich sein. Stühle und Tische erinnerten mich an ein Wartezimmer auf den Bahnhöfen. Der Teppich zeigte die viel angefochtene Schmutzfarbe, die in den Mittelklassen (Englands so sehr beliebt ist. Die frischgetünchte Decke verursachte mir Augenschmerzen. An jeder Seite des Fensters hing eine grüne Gardine schlaff hernieder, durch nichts gerafft, unschön und kunstlos. Der stark abgegriffene kleine Bücherschrank war ein stummer Zeuge von einem der Literatur abgeneigten Herzen. Die meist schieferartig gebundenen Bücher waren religiösen Inhalt; nur drei weltliche entdeckte ich darunter: Die bürgerliche Küche, Gesellschaftliche Anstandsregeln für Damen, und Winke über die

Geflügelzucht. Der ganze Schmuck des Kaminsimses bestand in einer häßlichen, laut tickenden kleinen Uhr und zwei ganz geringfügigen metallenen Leuchtern. Kein Bild, kein Stich bedeckte die nackten Wände. Ich sah keine Handarbeit und keine Blumen. Der einzige Gegenstand, der auf Schönheit Anspruch machte, war ein Spiegel in elegantem Goldrahmen. Das war Helene Gracedieu's eigenes Zimmer. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren; Dies sieht nach ihr aus.

Sie trat herein mit einem lächelnden, unbefangenen Gesicht, ganz Höflichkeit und Entgegenkommen gegen den Gast ihres Vaters. Zu meiner Ueberraschung erinnerte sie mich unwillkürlich in einem gewissen Grade an eine jener unverbesserlichen weiblichen Gefangenen, von denen Fräulein Gallenlaune vorhin geredet hatte.

»Wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie so bald kommen! Entschuldigen Sie, daß ich Sie in meinem Privatzimmer empfangen; wir sind hier am ungestörtesten. Sehr einfach möbliert, nicht wahr? Ich mag Pracht und Glanz nicht leiden. Schmuck und Zierrat sind in einem Zimmer nicht am Platze, das zu häuslichen Arbeiten bestimmt ist. Ich hasse diese häuslichen Arbeiten. Sie sehen den Spiegel an? Der ist ein Geschenk. Ich hätte solch ein Ding im Leben nicht aufgestellt. Vielleicht ist meine Eitelkeit geneigt, ihm das Wort zu reden.«

Die letzten Worte begleitete sie mit einem Blick in den Spiegel. Sie verachtete ihn, benutzte ihn aber. Ja, es war ein hübsches Gesicht, das ihr da aus dem Spiegel entgegengrüßte. Hätte nur die Figur nicht so ungünstig dagegen kontrastiert. Sie hatte zu große Füße, zu hohe Schultern, keinen gefälligen Gang.

Sie setzte sich so, daß sie dem Lichte den Rücken kehrte. Da ich dem Fenster gegenüber saß, bot ich ihr den Vorteil, mein Gesicht klar vor sich zu haben. Sie wartete auf mich; ich wartete auf sie. So entstand eine Verlegenheitspause, ehe die Unterhaltung in Gang kam. Sie faßte sich zuerst.

»Ist es nicht merkwürdig,« begann sie, »daß zwei Leute, die sich sehr viel zu sagen haben und durch nichts Aeüßerliches daran verhindert werden, niemals recht wissen, wie sie ihre Sache einkleiden sollen? Sie sind der Aelteste, warum fangen Sie nicht an?«

»Weil ich Ihnen nichts Besonderes zu sagen habe.«

»Deutlich gesagt, Sie meinen, ich müßte den Anfang machen?«

»Bitte.«

»Nun schön. Ich möchte wissen, ob ich Ihnen - und natürlich dem guten Fräulein Gallenlaune - so viel Zeit und Gelegenheit gelassen habe, wie Sie sie brauchten.«

»Bitte, fahren Sie fort, Fräulein Helene.«

»Habe ich nicht schon genug gesagt?«

»Nicht genug, um sich mir verständlich zu machen.«

Sie zog ihren Stuhl etwas weiter von mir weg. »Ich fühle mich bitter getäuscht,« sagte sie. »Von Ihrer vollkommenen Aufrichtigkeit hatte ich gerade solche hohe Meinung. Ich glaubte in ihrem Gesicht einen ganz unverkennbaren Ausdruck von Freimuth und Offenheit zu finden. Wieder einmal eine Illusion dahin! Ich hoffe, Sie halten mich nicht für beleidigt, weil ich so gerade heraus rede. Freilich bin ich noch ein junges Mädchen, aber so dumm bin ich nicht, wie Sie mir zuzutrauen scheinen. Meinen Sie etwa, ich wüßte nicht, daß Fräulein Gallenlaune Ihnen alles Schlechte von mir erzählt hat, daß sie jeden Fehler, jeden Irrthum meinerseits in das ungünstigste Licht gestellt hat? Und Sie haben ihr natürlich zugehört und sind nun gegen mich eingenommen, stark eingenommen - wie könnte es unter den Umständen anders sein? Ich beklage mich nicht. Absichtlich habe ich Ihnen und Fräulein Gallenlaune vollständig freie Hand gelassen. Ich möchte nur wissen, ob jetzt endlich auch die Reihe an mich kommt. Nun frage ich Sie

noch einmal: habe ich Ihnen Zeit und Gelegenheit genug gelassen?»

»Sehr viel mehr als genug.«

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie sich Ihre Meinung über mich gebildet haben, ohne auch nur erst noch einmal überlegen zu müssen?«

»Genau das wollte ich sagen. Verrath, Fräulein Helene, ist und bleibt Verrath. Kein ehrlicher Mensch braucht erst lange dabei zu überlegen. Wenn Sie mich deswegen haben rufen lassen, so thut es mir leid.«

Ich erhob mich, um zu gehen. Mit einer halb ironisch halb bittenden Bewegung lud sie mich ein, noch einmal Platz zu nehmen.

»Muß ich Sie daran erinnern, Herr Direktor, da ehrliches Spiel die Haupttugend unseres Volkes ist, doppelt nötig einem jungen Mädchen gegenüber, das Niemand zu seiner Verteidigung hat? Sie sprachen soeben von Verrath. Ich stelle den Verrath in Abrede. Bitte, schenken Sie mir Gehör.«

Ich nahm meinen Stuhl wieder ein.

»Oder ziehen Sie es vor, zu warten, bis meine Schwester kommt und das fortsetzt, was Fräulein Gallenlaune angefangen hat, nur daß sie den großen Vorteil auf ihrer Seite hat, jung und hübsch zu sein?«

Wenn das Gemüt einer Frau in dies Stadium gelangt ist, dann beantwortet kein gescheuter Mann mehr ihre Fragen.

»Soll ich Ihr Schweigen für ein Ja auslegen?« fragte die junge Dame.

Ich überließ es ihr, mein Schweigen so auszulegen, wie es ihr gefiele.

Das ermuthigte sie, Sie trat mit einem Vorschlag hervor: »Möchten Sie nicht den Platz mit mir wechseln, Herr Direktor?«

»Wie Sie es wünschen, Fräulein Helene.«

Wir wechselten die Plätze. Jetzt fiel das Licht voll auf Ihr Gesicht. Hatte sie mich mit Absicht so gesetzt, damit ich ich innersten Gedanken von ihrem Gesicht ablesen könnte, wenn ich es verstände? Eine so ausgesprochene Unempfindlichkeit gegen jedes zarte Gefühl, gegen jeden Zweifel an sich selber, gegen die ganz natürliche Schüchternheit ihres Alters und Geschlechts - noch dazu einem Manne gegenüber, der aus seiner ungünstigen Meinung über sie kein Hehl machte - war mir in meiner ganzen Lebenserfahrung noch nie vorgekommen.

»Ich wünsche, ganz Herrin meiner selbst zu sein.« erklärte sie. »Ich weiß nicht, warum, aber Ihr Gesicht hat für mich etwas Aufregendes. Mir liegt aber viel daran, nicht aus meiner Stimmung zu gerathen. Nun zu Fräulein Gallenlaune. Ich nehme an, sie erzählte Ihnen, wie meine Schwester zuerst mit Philipp Dunboyne zusammentraf?«

»Ja.«

»Sie hat auch vielleicht erwähnt, daß er ein sehr gebildeter Mann ist?«

»Ja.«

»Nun, dann werden wir uns schnell verständigen. Als Philipp in unsere Stadt kam und mich zum ersten Male sah - ist es Ihnen recht, daß ich ihn so vertraulich bei seinem Taufnamen nenne?«

»Wenn irgend ein Anderer in Ihrer Lage es thäte, Fräulein Helene, so würde ich es taktlos nennen.«

»Ich fühlte mich zu diesem unzweideutigen Ausspruch innerlich gezwungen, doch verfehlte er seine beabsichtigte Wirkung vollständig. Fräulein Helene lächelte.

»Sie räumen mir eine größere Freiheit als jedem andern Mädchen ein.« So faßte sie die Sache auf! Aber um zu dem zurückzukehren, was ich sagen wollte: Als Philipp mich zuerst sah - ich habe es von ihm selber - fühlte er, daß er mich gewählt hätte, wenn er mir eher begegnet wäre, als meiner Schwester. Tadeln Sie ihn deswegen?«

»Wenn Sie meinen Rath annehmen wollen,« sagte ich, »so forschen Sie nicht so genau nach meiner Meinung über Philipp Dunboyne.«

»Wünschen Sie mich vielleicht nicht weiter zu hören?«

»Im Gegenteil, fahren Sie fort, wenn Sie mögen.«

Nach diesem Eingehen auf ihre Wünsche wurde sie die Lebenswürdigkeit selbst. »O freilich, das ist leicht gethan, Als Philipp mich von dem Zustande seines Herzens in Kenntniss setzte, that ich natürlich das Gleiche. Mit einem Wort: wir erklärten uns gegenseitig unsere Liebe. Selbstverständlich verlobten wir uns darauf. Tadeln Sie mich deswegen?«

»Fahren Sie fort.«

»Ich habe weiter nichts zu sagen.«

Sie gab mir diese verblüffende Antwort mit einer so vollkommenen Ruhe, daß ich fürchtete, wir hätten uns in irgend einem Punkte nicht verstanden. »Ist das wirklich Alles, was Sie zu Ihrer Vertheidigung anführen können?« forschte ich nach.

Ihre Geduld mit mir war bewundernswürdig. Sie ließ sich ganz zu meiner Fassungskraft herab. Worte schienen ihr bei dieser Gelegenheit nicht genug; sie versuchte mir ihre Tragweite sozusagen einzubläuen, indem sie ihre Anführungen an den Fingern herzählte, wie man einem Kinde gegenüber thut,

»Philipp und ich,« fing sie an, »sind die unschuldigen Opfer eines Zufalls, der uns voneinander fern hielt, als wir hätten zusammentreffen sollen. Für einen Zufall können wir nicht verantwortlich gemacht werden.« Sie erleichterte mir das Verständnis des Umstandes, indem sie den Mittelfinger hochhob. »Philipp und ich übernehmen dadurch eine Pflicht und eine Verantwortung gegen einander, und zwar die, uns gegenseitig zu heirathen.« Eine Berührung ihres Ringfingers und eine leichte, gewissermaßen nachsichtige Verbeugung deuteten an, daß die Lektion vorüber. »Ich bin kein kluger Mann wie Sie,« gab sie bescheiden zu, »deshalb wende ich mich an Sie mit der Bitte, uns in aller Diskretion zu helfen, wenn Sie wieder mit meinem Vater zusammenkommen. Sie wissen ja doch nun genau, was Sie für uns sagen können; es ist nichts außer Acht gelassen.«

»Bitte um Entschuldigung eine Person haben Sie außer Acht gelassen.«

»Wirklich? Was für eine Person?«

»Ihre Schwester!«

Im ersten Augenblick gerieth Fräulein Helene in Verwirrung, ein kurzes Nachdenken brachte sie sogleich wieder zu sich.

»Ach ja, freilich,« sagte sie. »Ich fürchtete schon, ich würde Sie um eine Erklärung bitten müssen; aber Jetzt verstehe ich Sie. Sie nehmen Anstoß daran, und mit Recht, wenn zwischen nahen Verwandten feindselige Empfindungen herrschen, und Sie möchten sich recht vergewissern, daß ich gegen Ines nicht unversöhnlich bin. Sie ist ja allerdings heftig, sie ist mürrisch, ist albern und selbstsüchtig und weigert sich dummerweise, mit mir unter demselben Dache zu leben. Aber haben Sie keine Sorge, mein Herr, ich vergebe ihr.«

Ich wage keinen Versuch, es zu leugnen: Fräulein Helene Gracedieu brachte mich um meine Fassung.

Gewöhnliche Dreistigkeit wird von der gereiften Erfahrung mit Verachtung zurückgewiesen. Die Dreistigkeit dieses Mädchens war besonderer Art: sie war unverkennbar ganz aufrichtig. Aus ihren stolzen, festen Blicken leuchtete die festeste Ueberzeugung von ihrer eigenen Unschuld. Ich wußte zu jener Zeit noch nicht, was ich seitdem erfahren habe: sie hatte durch eine beharrlich fortgesetzte geheime Lektüre nach und nach ihr moralisches Gefühl verhärtet, wie sie in ihrem Tagebuche eingesteht.

Ein Mensch, der noch der Beschämung und der Besserung fähig gewesen wäre, hätte an ihrer Stelle eingesehen, daß sie mich anwiderte. In Fräulein Helene stieg keine Ahnung davon auf. »Sie befinden sich in Verlegenheit, wie ich sehe«, sagte sie, »und ich kann es mir wohl erklären. Sie sind zu höflich, um zuzugeben, daß ich mir Ihre Freundschaft noch nicht erworben habe, O, ich werde noch dahin gelangen.«

»Das glaube ich nicht,« erklärte ich ihr.

»Wir werden es sehen. Früher oder später werden Sie für mich und Philipp ein gutes Wort bei meinem Vater einlegen.« Sie stand auf, durchschritt einmal das Gemach und blieb am Fenster stehen, mich aufmerksam betrachtend.

»Denken Sie an Ines?« fragte sie mich.

»Ja.«

»Die besitzt Ihre Sympathie, vermute ich.«

»Meine herzlichste Sympathie.«

»Dann brauche ich nicht erst zu fragen, wie ich in Ihrer Werthschätzung stehe. Trotzdem hätte ich gern, daß Sie sich frei darüber aussprechen. Ihre Blicke sprechen schon für Sie: Sie betrachten mich mit förmlichem Abscheu.«

»Mehr als das - mit Entsetzen.«

Ich nehme mir die Freiheit, zu denken, daß der Einfluß ihrer Sprache, ihrer Blicke, ihrer Stimme jeden andern Mann längst um seine Selbstbeherrschung gebracht hätte. Es war ihr endlich gelungen, auch mich derartig zu reizen, daß ich eine so starke Ausdrucksweise gegen sie brauchte. Ein Mißverstehen meiner Worte schien völlig ausgeschlossen. Sie mißverstand sie trotz alledem. Zu ihrem unergründlichen Gemüt war die einzige empfindliche Stelle berührt worden. Ueber ihr hübsches, aber unweiblich hartes Gesicht zog ein Zittern und Erröthen, und ihre Augen glitten unwillkürlich wie hilfesuchend nach dem Spiegel. In meinen Worten schien ihr ein versteckter Angriff auf ihre äußere Erscheinung zu liegen. Angestachelt von Empfindlichkeit, brachte sie das geheime Mißtrauen gegen mich zum Ausdruck, das in diesem kalten Herzen seit dem ersten Moment unserer Bekanntschaft gelauert hatte.

»Also ich erfülle Sie mit Entsetzen, Ines dagegen mit Mitgefühl,« sagte sie. »Das geht nicht mit natürlichen Dingen zu, Herr Direktor.«

»Darf ich fragen, wie Sie das meinen.«

»Sie wissen es recht gut.«

»Nein.« *

»Sie wollen es erst noch von mir hören?«

»Ich will eine Erklärung, Fräulein Helene, wenn Sie das damit auszudrücken belieben.«

»Gut, so sollen Sie Ihre Erklärung haben! Sie sind nicht so unbekannt mit mir und meiner Schwester, wie Sie es vorgeben. Ihr Interesse für Ines ist in irgend einer Weise ein persönliches. Ich kann nicht errathen, wie die Sache zusammenhängt. Was meine Person aber anbetrifft, so ist es sonnenklar, daß irgend Jemand Sie schon gegen mich eingenommen hat, ehe sich Fräulein Gallenlaune in Ihr Vertrauen schlich.«

»Als sie auf Ines anspielte, hatte sie, seltsam genug, so ziemlich das Richtige getroffen. Gegen ihre boshafte Annahme betreffs ihrer selbst mußte ich im Interesse des gesunden Menschenverstandes aber doch Protest einlegen und erklärte ihr unumwunden, daß sie vollständig im Irrthume sei.

»Ich bin vollständig im Recht,« sagte sie; »ich sah es ja.«

»Was sahen Sie?«

»Sah, wie Sie sich Mühe gaben, mir als ein Fremder zu erscheinen.«

»Wann that ich das?«

»Als wir uns auf dem Bahnhof trafen.«

Diese Behauptung war zu lächerlich, als daß ich hätte ernst dabei bleiben können. Es war unrecht, aber unwiderstehlich - ich lachte hell auf. Sie sah mich an mit einer Wuth, die eine nicht geringe Portion häßlicher Leidenschaft in ihr offenbarte. Ich bat sie um Entschuldigung, bat sie, doch ein wenig nachzudenken, ehe sie die Sache von dieser Seite ansehe, die doch ihrer unwerth und gegen mich ungerecht sei.

»Ungerecht gegen Sie?« fuhr sie auf. »Wer sind Sie? Ein Mann Ihres Zeichens hat immer und überall Spione zu seiner Verfügung - ja, und weiß sie zu benutzen. Sie waren wohl versorgt mit privaten Mittheilungen, hatten wohl gar - was weiß ich! - eine gestohlene Potographie von mir in der Tasche, ehe Sie in unsere Stadt kamen. Leugnen Sie es noch? O, mein Herr, wie können Sie sich so entwürdigen, daß Sie lügen!«

Eine solche Beleidigung war mir in meinem ganzen Leben noch niemals zugefügt worden. Meine Nachsicht wurde so über alles Maß geprüft, daß ich schwach genug wurde, mich durch die böse Zunge eines Mädchens erbittern zu lassen und ihr das sogar noch zu zeigen.

»Sie sollen nicht noch einmal eine Gelegenheit haben, mich zu beleidigen, Fräulein Gracedieu!« Mit dieser thörichten Erwiderung riß ich die Thür auf und stürmte hinaus.

In dem Triumph, einen alten Mann um alle seine Fassung gebracht zu haben, rannte sie mir nach und faßte mich beim Arme. »Ihr eigenes Benehmen hat Sie verrathen!« - Das waren ihre eigenen Worte. - »Ich sah es Ihren Augen an, als wir auf dem Bahnhof zusammentrafen. Sie, der Unbekannte, Sie, der es zuließ, daß ich armes unwissendes Mädchen mich Ihnen erst vorstellte, Sie kannten mich ganz genau, kannten mich von Angesicht!«

Mit einer Rauheit, an die ich nur mit Beschämung denken kann, schüttelte ich sie von mir ab. »Das ist falsch!« schrie ich. »Ich erkannte Sie an der Aehnlichkeit mit Ihrer Mutter!«

»In dem Augenblick, als diese Worte über meine Lippen kamen, kam ich auch zur Besinnung. Es fiel mir ein, wie verhängnisvoll diese Worte werden konnten, wenn sie dem Prediger zu Ohren kamen.

Schon auf seine Tochter übten sie eine solche Wirkung aus, daß ihr Zorn auf der Stelle abgekühlt war, als sie nur ihr Ohr berührten.

»Sie kannten also meine Mutter?« sagte sie. »Mein Vater hat uns das nie gesagt, wenn er davon sprach, daß Sie von Alters her sein Freund seien. Seltsam, um weiter nichts zu sagen.«

Jetzt, da die Weisheit zu spät kam, war ich weise genug, keine weitere Erklärung zu geben, sondern das Gespräch kurz abubrechen. »Keiner von uns ist in der Gemüthsverfassung, noch weiter reden zu können. Ich muß suchen, meine Ruhe wiederzugewinnen, und ich empfehle Ihnen, dasselbe zu thun.«

In der Einsamkeit meines Zimmers war ich fähig, meine Lage scharf in's Auge zu fassen.

Die Gattin des Predigers war zu jener längst verflossenen Zeit ohne Wissen ihres Mannes zu mir gekommen. Zu dem mütterlichen Triumph, selber ein Kind zu besitzen, hatte sie den grausamen Entschluß gefaßt, sich der armen kleinen Mitbewerberin um die väterliche Zuneigung des Geistlichen zu entledigen, indem sie das angenommene Kind der Pflege eines Asyls überwies. Sie war so kühn gewesen, mich um meine Unterstützung dabei anzugehen. Ich hatte ihren schändlichen Besuch um des Predigers willen, wie ich ehrlich sagen kann, geheim gehalten. Jetzt, nachdem die Zeit längst diese Ereignisse der Vergessenheit anheimgegeben hatte, wurden sie ihrem

Grabe wieder entrissen - und durch mich. Dank meiner Unbesonnenheit hatte Herrn Gracedieu's Tochter erfahren, was ich Herrn Gracedieu selber verborgen hatte.

Welchen Weg mußte ich nun einschlagen, um der Selbstachtung und der Achtung vor meinem Freunde zu genügen?

Ich hatte nur die Wahl zwischen zwei Uebeln: entweder die Ereignisse abzuwarten mit der allzu sicheren Aussicht darauf, daß Helene Gracedieu meine Indiskretion bei erster bester Gelegenheit verrathen würde, oder die Sache selbst in die Hand zu nehmen und dem Prediger meine Uebereilung zu gestehen, wobei ich Konsequenzen fürchten mußte, die mir bis an mein Lebensende leid gethan hätten.

Ehe ich einen Entschluß gefaßt hatte, klopfte es an die Thür. Es war wieder die Dienstmagd. Wäre es möglich, daß Helene sie noch einmal schickte?

»Noch eine Bestellung?«

»Ja, Herr Direktor, mein Herr wünscht Sie zu sprechen.«

Achtunddreißigstes Kapitel.

Vom Gefängnisdirektor erzählt.



Nach dem Empfange von Herrn Gracedieu's Botschaft wartete ich noch eine Zeitlang und erwog die Lage, in der ich mich befand, unter dem neuen Gesichtspunkte.

Rührte dass Verlangen des Predigers, mich zu sprechen, davon her, daß Helene ihm bereits verrathen hatte, was mir ihr gegenüber unglücklicherweise entschlüpft war? Wenn er sie ja ganz gewiß nicht persönlich vor sich lassen würde, so hinderte sie ja nichts daran, ihm schriftliche Mittheilungen zu machen. Mir graute vor den möglichen Folgen einer solchen Handlungsweise, nicht soweit sie mich, sondern soweit sie meinen unglücklichen Freund in seinem geschwächten Zustande angingen.

Als ich in sein Zimmer trat, fand ich ihn noch im Bett, Die Bettvorhänge waren so weit zugezogen, daß das Licht nicht zu grell auf seine Augen fallen konnte. So lag er zu sehr im Halbdunkel, als daß man von seinem Gesicht hätte seine Gemüthsverfassung ablesen können. Im ersten Theil der Nacht hatte ex mehrere Stunden schlaflos verbracht, danach aber hatte er lang und fest geschlafen.

»Ich fühle mich heute Morgen kräftiger,« sagte er. »und wünsche mit Ihnen zu sprechen, so lange mein Kopf-noch klar ist.«

Wenn der Ton seiner Stimme kein angenommener war, dann war ihm noch nichts von dem bekannt, was sich zwischen mir und seiner Tochter zugetragen hatte.

»Ines wird bald hier sein,« fügte er hinzu, »und ich muß Ihnen doch sagen, aus welchem Grund ich nach ihr geschickt habe. Ich habe Gründe, verstehen Sie mich, schwerwiegende Gründe, zu wünschen, daß Sie ihre körperliche Erscheinung mit der Helene's vergleichen. Warten Sie und hören Sie, warum. Es liegt mir daran, daß Sie sie sorgfältig beobachten und mir dann sagen, welche von Beiden als die Aeltere scheint. Aber bitte, vergessen Sie nicht, daß Ihre Entscheidung für mich von der größten Wichtigkeit ist.«

Er sprach klarer und zusammenhängender, als ich ihn bis jetzt hatte sprechen hören, wenn ich auch über manche Wiederholung und Zögerung geflissentlich hinweggegangen bin.

Ich versprach ihm, die sonderbare Bitte zu erfüllen, die er an mich gerichtet hatte, wagte es dann aber, ihn an verschiedene Gelegenheiten zu erinnern, bei denen er mit aller Entschiedenheit abgelehnt hatte, sich über das Alter seiner Töchter auszulassen. »Sie überlassen es meinem Scharfsinn,« fügte ich hinzu, »mit Bezug auf die jungen Damen eine Frage zu entscheiden, die Sie auf das Ernsthafteste interessiert. Muß ich nicht lebhaft bedauern, daß Sie mich nicht ein wenig tiefer in Ihr Vertrauen ziehen?«

»Sie mögen es bedauern,« entgegnete er, »trotzdem haben Sie mich schrecklich gestört. Ich hatte vor, Ihnen noch etwas zu sagen, aber nun hat Ihre Neugier mir den Faden zerrissen.«

Er legte einen schwermüthigen Nachdruck auf diese Worte. In meiner Lage drängte sich mir ein gewisser Argwohn natürlich zuerst auf. Ich jagte ihm, meine Neugier könnte sich noch beruhigen, und bat ihn, sich nur Über das auszusprechen, was ihm augenblicklich auf dem Herzen lag.

»Lassen Sie mich ein wenig nachdenken,« sagte er.

Ich wartete ängstlich auf die Entscheidung; aber nichts kam zum Vorschein, das meine Besorgnis gerechtfertigt hätte.

»Lassen Sie erst in meinem Herzen reif werden, was darin ruht,« sagte er. »Der Schleier über dem Alter der beiden Mädchen scheint Sie zu ärgern. Wenn ich die Geduld meines treuen Freundes noch länger auf die Probe stelle, so wird es mir keinen Nutzen gewähren. Mein armer Kopf wirbelt ja freilich; aber daran bin ich gewöhnt. Nun hören Sie.«

So sonderbar die Einleitung war, die Erklärung, die nun folgte, war noch sonderbarer. Ich gebe nur einen kurzgefaßten Bericht darüber.

Ohne weitere Zurückhaltung ging der Prediger auf die geheimnißvolle Altersfrage ein. Ines, erklärte er mir, war beinahe zwei Jahre älter als Helene. Wenn aber irgend Jemand die Verhältnisse kannte, unter denen das Adoptivkind in Herrn Gracedieu's kinderloses Haus aufgenommen worden war, so würde er natürlich das älteste der jungen Mädchen für die Tochter der hingerichteten Mörderin erklären. Um dies so leicht zu erwartende Unglück unmöglich zu machen, mußte der Prediger zu verhüten suchen, daß die Mädchen unwissentlich ihr Alter und ihre Geburtstage verrathen konnten. Nach langem Nachsinnen hatte er zu einem verzweifelten Mittel gegriffen, das ihn allerdings mancher beleidigenden Auslegung, mancher verwirrenden Frage ausgesetzt hatte, das aber doch immerhin die gewünschte Sicherheit bot: die Mädchen wurden über ihr eigenes Alter in absoluter Unwissenheit erhalten. Herr Gracedieu war ganz stolz auf seinen Einfall und erwartete von mir das Zugeständnis, daß meine Neugier befriedigt und meine Zweifel beseitigt seien.

Ich mußte im Gegenteil gestehen, daß mein schlichter Menschenverstand auch jetzt noch nicht zum Schweigen zu bringen war. Ich erkundigte mich, was denn in dem langen Zeitraum von siebzehn Jahren geschehen war, um meines Freundes unaufhörliche Besorgnis zu rechtfertigen. Dießmal war meine harmlose Neugier in drei Worten befriedigt: nichts war geschehen.

Was, in des Himmels Namen, fürchtete dann der Prediger?

Seine Stimme sank zu einem Flüstern herab, als er sagte: »Ich fürchte die Weiber.«

Was für Weiber meinte er?

Zwei waren die Diensthofen, die im Hause des Geistlichen in Stellung gewesen, als er damals das Kind aus dem Gefängnis heimgebracht hatte. Ihm die Lächerlichkeit der Furcht vor diesen klarmachen zu wollen, wäre Zeitverschwendung gewesen. Ich ließ den Gegenstand fallen und stellte zunächst fest, daß er sogar die zwei Wärterinnen beargwöhnte, die abwechselnd um die Mörderin gewesen waren, ehe diese hingerichtet worden. Ueber diesen Punkt konnte ich ihn leicht beruhigen. Eine der Frauen war todt, die andere hatte einen Farmer in Australien geheirathet. War damit die Liste der gefürchteten Personen zu Ende? Nein, noch eine war vorhanden, der sei er zuerst in meiner Anstalt begegnet, als ich noch Direktor- des Gefängnisses gewesen.

»Sie stellte sich mir bei Namen vor,« sagte er, »und sie sprach ärgerlich und unfreundlich. Ein Fräulein -« Er hielt inne, um in seinem Gedächtnis Nachfrage zu halten, aber vergeblich. Da mir der Name vor ein paar Jahren in die Erinnerung zurückgerufen worden, war ich im Stande, ihm zu helfen. »Das war's,« rief er, »Fräulein Chance!«

Endlich war es meinem Freunde gelungen, mich für seine eingebildeten Gefahren zu interessieren. Hier war es wenigstens möglich, daß er wirklich mit einer gefährlichen Feindin zu thun hatte.

Während meines Aufenthalts in Florenz hatte ich mit dem Kaplan, wie alle Leute zu thun pflegen, eine Menge Erinnerungen an vergangene Ereignisse unseres Lebens aufgefrischt. Dabei hatte mein ehemaliger Kollege auch von der Zeit gesprochen, als er seinen Freund den Londoner Geistlichen, in seinen Amtshandlungen vertreten hatte. Keiner von uns hatte je wieder von dem »Fräulein Chance« aus unserer schlimmen Gefängniserinnerung gehört,

das er damals mit dem unternehmenden Holländer, Herrn Tenbruggen, getraut hatte. Was mochte aus dem geheimnißvollen Paare geworden sein?

Da Herrn Gracedieu offenbar die Heirath der Person unbekannt war, so ließ sich schwer voraussehen, wie es auf seinen erregten Zustand gewirkt hätte, hätte er diesen Umstand jetzt erfahren. Höchstwahrscheinlich hätte er glaubt, ich wisse mehr von ihr, als ich ihm sagen wolle. So zog ich es vor, wenigstens vorläufig die Geschichte für mich zu behalten.

So ging ich denn sogleich auf den einzigen halbwegs wichtigen Punkt los und suchte zu erfahren, ob Herr Gracedieu und Frau Tenbruggen in der langen Zwischenzeit irgend etwas miteinander zu thun gehabt hätten. Wäre er unglücklich genug gewesen, sie zu beleidigen, so war sie ohne Zweifel eine Feindin, die man fürchten mußte; andernfalls hatte sie meiner Meinung nach nicht mehr Bedeutung als die übrigen harmlosen Gegenstände seiner krankhaften Angst.

Meine Nachforschungen fanden ein unübersteigliches Hindernis. So lange der Prediger unter dem heilsamen Einfluß seiner glücklichen Nachtruhe stand, war er im Stande, leichter als gewöhnlich zu denken und zu reden. Als aber die Unterredung sich in die Länge zog, versagte seine schwache Kraft. Er erinnerte sich nur dunkel, daß zwischen dem verwegenen Weibe und ihm etwas Unangenehmes vorgekommen sei. Wann und wie aber, das war mehr, als sein Gedächtnis zurückrufen konnte.

Mir fiel ein letztes Experiment ein, vermöge dessen möglicherweise etwas zu erfahren war, ohne daß mein armer Freund zu sehr angestrengt wurde. Das frühere Fräulein Chance konnte ja immerhin an ihn geschrieben haben. Ich erkundigte mich, ob er gewohnt sei, seine Briefe aufzubewahren, und bat ihn, sich ein wenig auszuruhen und mir dann zu gestatten, daß ich sie geöffnet vor ihm auf das Bett legte. »Sie könnten da leicht an den Unterschriften die entschwundene Erinnerung auffrischen.«

Er befand sich in jenem Grade der Erschöpfung, in dem der Mensch alles mit sich machen läßt, um nur Ruhe zu bekommen. Er nahm aus einem Korbchen neben dem Bett einen Schlüssel, gab ihn mir und zeigte auf ein Schränkchen im selben Zimmer. »Sehen Sie selbst nach,« sagte er. Ich zögerte ein wenig, denn natürlich scheute ich davor zurück, die Korrespondenz eines Andern zu durchstöbern, ging dann aber doch entschlossen an's Werk,

Die Briefe - es war eine große Sammlung - waren zu meiner Erleichterung alle sauber zusammengefaltet und mit den Namen der Briefschreiber versehen. Ich konnte Pack für Pack durchgehen, ohne einen Blick in die - Briefe selber zu werfen. Meine Beharrlichkeit hätte eine Belohnung verdient, erhielt sie aber nicht. Der Name, den ich so eifrig suchte, kam mir nicht unter die Finger. Als ich an das oberste Fach des Schrankes gelangt war, das ich nur eben noch mit der Hand erreichen konnte, fand ich keine Briefe mehr vor, zog aber zwei Zeitungen herunter.

Eine davon war eine alte Nummer der »Times«, vom 13. Dezember 1858. Sie war wie die Briefe sorgfältig gekniffelt, den Titel zu oberst. Auf der ersten Spalte links standen die Geburtsanzeigen. Eine davon war blau - angestrichen und erregte meine Neugier. Ich las die folgenden Zeilen:

»Am 10. dieses Monats Herrn Prediger Abel Gracedieu eine Tochter.«

Die zweite Zeitung war vom selben Datum, aber in einer englischen Provinzialstadt erschienen, ohne Zweifel in der Stadt, in welcher zu jener Zeit Herr Gracedieu amtierte. Die Anzeige lautete genau so wie in der »Times*, und in beiden Fällen war der Name des Ortes ausgelassen, an dem das Kind geboren worden. Es ließ sich leicht annehmen, daß die Geburtsanzeigen auf ausdrücklichen Wunsch der Frau Prediger gedruckt worden waren; nach allem, was ich gehört hatte, wurde es mir nicht schwer, die wunderliche Auslassung der Ortsbezeichnung der übergroßen Vorsicht

des Predigers zuzuschreiben. Für den Fall, daß Frau Tenbruggen, damals Fräulein Chance, zufällig die Anzeige in der Londoner Zeitung zu Gesicht bekommen, konnte Herr Gracedieu sich wegen seiner klugen Maßregel wohl beglückwünschen.

Ich wandte mich dem Bette zu und sah nach dem Kranken, Er lag mit geschlossenen Augen da. Schief er? Oder suchte er sich an das zu erinnern, was er mir hatte sagen wollen, als meine neugierige Zwischenfrage ihm den Faden abgerissen?

Im Anblick dieser seiner hilflosen Ruhe kamen mir persönliche Gründe für seine Angstanwandlungen zum Bewusstsein, die er nicht erwähnt und an die ich bis dahin nicht gedacht hatte. Sollte die so sehr gefürchtete Entdeckung wirklich eintreten, so würde sein Haushalt sich auflösen, denn seine eigene Tochter würde mit der Tochter des geächteten Weibes nicht unter dem nämlichen Dache bleiben wollen. Seine Stellung als Pastor würde erschüttert werden, denn seine Gemeinde würde, sobald sie hörte, daß ein Mann das Kind anderer Eltern für sein eigenes ausgegeben, diesen Mann des beabsichtigten, wohlüberlegten Betruges schuldig erklären.

Niedergedrückt durch so entmuthigende Betrachtungen, wurde ich aufgeschreckt durch eine Stimme außerhalb der Thür - eine süße, traurige Stimme, die da fragte: »Darf ich hineinkommen?«

Augenblicklich schlug der Prediger die Augen auf und richtete sich im Bette auf: »Endlich Ines! Lassen Sie sie herein!«

Neununddreißigstes Kapitel.



ch öffnete die Thür. »Ines huschte mit Blitzesschnelligkeit an mir vorüber. Als ich mich nach dem Bett umwandte, hing sie am Halse ihres Vaters. »O armer Papa, wie krank siehst Du aus!« Es waren ja nur gewöhnliche Ausdrücke der Zärtlichkeit, allein der Ton gab ihnen einen Reiz, dem ich mich unterwerfen mußte. Jetzt, da ich Herrn Gracedieu in den Armen seiner adoptierten Tochter sah, empfand ich zum ersten Male eine tiefe Sympathie für seine unvernünftigen Sorgen und Befürchtungen. Sie erinnerte mich an den Tag, als sie auf meinen Knien gesessen und auf das Ticken meiner Uhr gelauscht hatte.

Der Geistliche hob sanft ihr Haupt von seiner Brust, »Mein Herzenskind,« sagte er, »Du hast noch keinen Blick für meinen alten Freund übrig. Blicke zu ihm empor und habe ihn lieb. Er wird auch Dein Freund sein, wenn ich nicht mehr bin.«

Sie näherte sich mir und bot mir ihre Wange zum Kuß. Wie bleich sie war, die arme Seele, und ich konnte mir wohl denken, warum. Jetzt aber war ihr Herz ganz voll von ihrem Vater. »Halten Sie ihn für ernstlich krank?« flüsterte sie mir zu.

Was hätte ich sagen sollen? Die Augen, die sanftesten, ehrlichsten, lieblichsten Augen, die ich je in einem menschlichen Antlitz gesehen, flehten mich an. Mögen meine Feinde daraus eine Waffe gegen mich schmieden - ich log.

Das arme Kind glaubte mir. »Nun bin ich glücklicher,« sagte sie dankbar. »Der bloße Ton Ihrer Stimme ermuthigt mich. Auf unserm Wege hierher hat Selina nichts gethan als bloß von Ihnen erzählt. Sie sagte mir, ich würde mich nicht lange vor dem vornehmen Fremden fürchten; er würde sogleich mein Herz gewinnen. Ich fragte sie: »Kannst Du ihn gut leiden?« »Ich bin förmlich verliebt in ihn,« sagte sie. Meine kleine Freundin glaubt sogar, Sie könnten sie auch gut leiden, und ist ganz stolz darauf. Manche Leute finden sie häßlich; ich hoffe, Sie sind nicht der Ansicht?«

Ich glaube, ich hätte zum zweiten Mal gelogen, wenn der Prediger mich nicht an sein Bett gerufen hätte,

»Wie finden Sie sie?« fragte er leise, aber begierig. »Ist es noch zu früh, wenn ich Sie frage, ob man ihr ihr Alter ansieht?«

»Weder ihrem Gesicht noch ihrer Figur,« erwiderte ich. »Mich setzt nur das Eine in Erstaunen, daß Sie darüber im Zweifel sein konnten. Kein Fremder, der nur nach dem Aussehen urtheilte, könnte umhin, Helene für die Aeltere zu erklären.«

Zärtlich ruhten seine Blicke auf Ines. »Was Sie von ihrer Figur sagen, trifft zu,« erklärte er. »Fast kindlich, nicht wahr?«

Damit konnte ich nun nicht ganz übereinstimmen. Ines' Figur war zierlich, fein, anmuthig in jeder Bewegung; sie schien nur noch der vollen Entwicklung zu harren, zeigte aber den ganzen holden Reiz der ersten Jugend. Wer sie nur nach der Gestalt beurtheilte, hätte Ines auf sechzehn Jahre geschätzt.

Die Besorgnis des Geistlichen wurde wieder wach, sobald ich nicht völlig mit ihm übereinstimmte, »Sie sprechen sehr zuversichtlich,« sagte er, »weil Sie die beiden Mädchen nicht nebeneinander gesehen haben. Denken Sie, was für ein schrecklicher Schlag es für mich wäre, wenn Sie sich geirrt hätten.«

Ich erklärte in vollster Aufrichtigkeit, daß ein Irrthum ganz ausgeschlossen sei. Die bloße Vorstellung, »den gewünschten Vergleich zwischen beiden Mädchen zu machen, war mir verhaßt. Hätte ich Helene jetzt sehen müssen, so hätte es mir nur den Eindruck von Ines gestört,

Der Prediger gab mir einen Wink, daß ich ihm näher kommen möchte. »Ich muß es sagen,« flüsterte er, »und fürchte doch, sie könnte mich hören. erinnert irgend ein Zug in ihrem Gesicht Sie an ihre unglückselige Mutter?«

Diese Frage zu beantworten, fehlte mir fast die Geduld - sie war geradezu widersinnig. Ihr Haar war um mehrere Töne dunkler als das der Mutter; die Augen hatten eine andere Farbe, abgesehen von dem Ausdruck köstlicher Zärtlichkeit und Aufrichtigkeit darin, dem eine sanfte, schweigende Trauer noch höheren Reiz verlieh. Unmöglich hätte ich mir die Augen der Mörderin auch nur vorstellen können, wenn ich ihr Kind vor mir hatte. Die unteren Gesichtszüge des jungen Mädchens dagegen hatten nichts von der Regelmäßigkeit, die bei der Mutter auffiel. Ihr Lächeln, schlicht und mild und schnell verschwindend, war ganz gewiß kein Erbtheil mütterlicherseits. Ob sie ihrem Vater glich, konnte ich nicht entscheiden, da ich ihn nie gesehen hatte.

Soviel war gewiß, daß nicht die leiseste Spur von den Gesichtszügen oder dem Gesichtsausdruck ihrer Mutter an Ines zu entdecken war. Dagegen war bei Helene ein gewisses Etwas in der Farbe des Haares und im Teint, das eine zufällige Aehnlichkeit mit meiner schrecklichen Gefangenen aus vergangener Zeit aufwies.

Das Wiederaufflackern der Lebensgeister in meinem unglücklichen Freunde war leider nur von kurzer Dauer. Die Augen, die eben erst zärtlich auf Ines geruht hatten, nahmen einen müden Ausdruck an. Mit einem Seufzer sank sein Kopf auf die Kissen zurück, »Es war fast zu viel der Freude für mich,« sagte er; »ich möchte ein Weilchen allein sein und mich erst daran gewöhnen.«

Ines drückte einen Kuß auf seine Stirn, und wir verließen das Zimmer.

Vierzigstes Kapitel.



Als wir auf den Treppenflur traten, bemerkte ich, daß meine Gefährtin zaudernd innehielt. Ehe sie die zwei Treppen, die vor uns lagen, hinunterstieg, überschaute sie dieselben von oben aus. Offenbar war Jemand im Hause, dem sie ängstlich auswich. Im Hausflur angekommen, stand sie wieder still. Im Flüsterton schlug sie mir vor, mit ihr in den Garten zu gehen. Indem wir durch den hintern Theil des Hausflurs schritten, sah ich, wie ihre Augen ängstlich nach der Thür des Zimmers schweiften, in welchem ich am Morgen die Unterredung mit Helene gehabt hatte. Nun endlich konnte ich sie verstehen und mit ihr fühlen. Ihre zartbesaitete Natur schreckte zurück vor einer zufälligen Begegnung mit der Schändlichen, die alles Glück und Hoffen in diesem unschuldigen jungen Leben verwüstet hatte.

»Wollen Sie mich zum Theil des Garten⁵ begleiten, der mir der liebste ist?« fragte sie.

Ich bot ihr meinen Arm. Schweigend führte sie mich zu einem ländlich einfachen Sitz unter dem Schatten eines Maulbeerbaumes. Als wir uns setzten, beobachtete ich, wie ihre Züge sich veränderten und einen schönen Ausdruck von Zärtlichkeit annahmen. Ihr Herz war in diesem Augenblicke weit von mir entfernt. Mit dieser Ecke des Gartens verband sich augenscheinlich für sie eine Erinnerung, die mir heilig sein mußte.

»Hier war ich einmal sehr glücklich,« sagte sie. »Als bald nachher die Zeit des Herzbrechens kam, scheute ich mich, den alten Baum und die Bank darunter anzuschauen. Das ist aber nun Alles vorüber. Ich erinnere mich gern der Stunden, die mir einst theuer waren, und sehe mit Freuden die Stelle, die sie mir zurückruft. Wissen Sie, an wen ich denke? Fürchten Sie nicht, mir wehe zu thun, Ich weine jetzt nicht mehr.«

»Mein liebes Kind, ich habe Ihre traurige Geschichte gehört; aber ich wage es nicht, darüber zu reden.«

»Weil ich Ihnen so leid thue?«

»Worte können nicht ausdrücken, wie leid Sie mir thun.«

»Aber über Philipp sind Sie doch nicht böse?«

»Nicht böse?! Armes, theures Kind, ich bin nicht im Stande, Ihnen zu sagen, wie böse ich über ihn bin.«

»O nicht doch, das müssen Sie nicht sagen! Wenn Sie mir eine Freundlichkeit erzeigen wollen, und ich bin gewiß, daß Sie das wollen, dann dürfen Sie an Philipp nicht mit Bitterkeit denken.«

Wenn ich mich erinnere, daß mein erstes Gefühl bei ihren Worten nur das des Erstaunens war, so sinke ich in meiner eigenen Achtung von einem gläubigen Bekenner des Christenthums zu einem bloßen Heiden herab. »Wollen Sie im Ernst sagen,« fragte ich sie unter dem Einfluß dieses unwürdigen Erstaunens, »daß Sie ihm vergeben haben?«

»Wie konnte ich anders?« war die sanfte Gegenfrage.

Ein Mann, der mit einer solchen Liebe gesegnet worden und der im Stande gewesen, sie von sich zu stoßen, konnte nichts anderes als ein Idiot sein. Aus diesem Grunde, den ich Ines freilich nicht zugestehen konnte, vergab ich ihm auch.

»Das überrascht Sie?« fragte sie in ihrer schlichten Weise. »Liebe mag ja wohl jede Demüthigung ertragen können. Vielleicht bin ich auch ein besonders schwaches Wesen. Sie können sich nicht vorstellen, was für ein Trost mir die wenigen Briefe waren, die ich von Philipp erhalten hatte. Als

ich von seiner Abreise hörte, gab ich seinen Briefen den Kuß, der ihm Lebewohl sagte. Ich glaube, das war die Zeit, in der mein armes, gequältes Herz sich an den Schmerz gewöhnte. Ich fing an, zu fühlen, daß mir noch ein Trost übrig blieb - ich konnte ihm zuletzt noch vergeben. Warum erzähle ich Ihnen nur das Alles? Sie müssen mich behext haben. Ist dies wirklich das erste Mal, daß ich Sie sehe?»

Sie legte ihre kleine, zitternde Hand in die meine; ich führte sie an meine Lippen und küßte sie. Ich fühlte mich stark versucht, ihr zu gestehen, daß ich sie schon in ihrer ersten Kindheit bemitleidet und geliebt hatte. Fast hatte ich es auf den Lippen, ihr zu sagen? »Ich kannte Sie schon, wie Sie noch ein leicht befriedigtes kleines Wesen waren und sich mit den zerbrochenen Spielsachen unterhielten, mit denen meine eigenen Kinder gespielt hatten.« Ich glaube, ich hätte es ihr auch gesagt, hätte ich mir nur die nötige Kaltblütigkeit zugetraut. So aber durfte ich es nicht wagen. So alt ich war und so geübt in der grausamen Kunst, zur Stunde der Gefahr die Maske vorzuhalten, das durfte ich nicht unternehmen.

In ihrem Bemühen, uns als bis dahin einander Fremde anzusehen und doch das Geheimnis der Sympathie zu ergründen, die uns verband, stellte Ines eine seltsame Frage an mich: »Als Sie selbst jung waren, wußten Sie da, was es heißt, zu lieben und geliebt zu werden und dann Alles zu verlieren?«

Nur wenigen Männern wird das Glück zu Theil, den Gegenstand ihrer ersten Liebe heirathen zu können. Mein Jugendleben war durch eine schreckliche Geschichte verdunkelt worden, die ich nie einem lebenden Wesen anvertraut, die ich sogar streng aus meinen eigenen Gedanken verbannt hatte. Vierzig Jahre hindurch hatte dieser überwundene Theil meiner selbst ruhig in seinem Grabe gelegen, Jetzt erweckte die absichtslose Berührung von einer unschuldigen Hand das Todte und stellte uns von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Ob ich wußte, was es hieße, zu lieben und geliebt zu werden und dann Alles zu verlieren?! »Zu gut, mein Kind, zu gut!«

Sie ließ meine Hand fallen und saß schweigend und nachdenkend neben mir. Hatte ich, ohne es zu wollen, sie doch enttäuscht?

»Haben Sie von mir erwartet,« sagte ich, »daß ich Ihnen meine traurige Geschichte ebenso freimütig und vertrauensvoll erzählen sollte, wie Sie mir die Ihrige?«

»O, denken Sie das nicht! Ich verstehe, daß es Ihnen Anstrengung gekostet hat, meine Frage überhaupt zu beantworten. Ja, das verstehe ich. Aber ich möchte wohl wissen, ob ich mir noch eine zweite Frage erlauben darf. Nicht wahr, das Leid, von dem Sie mir da eben erzählten, ist nicht das einzige Ihres Lebens? Sie haben noch mehr durchgemacht?«

»Sehr viel.«

»Es gibt Zeiten,« fuhr sie fort, »wo man immerfort an sein eigenes jämmerliches Ich denken muß. Ich gebe mir alle Mühe, heiter zu sein; aber dann und wann habe ich solche Zeiten.«

Sie hielt inne und sah mich an. In ihrem Gesicht sprach sich eine tödliche Angst aus,

»Wer Selina ist, wissen Sie doch?« begann sie von Neuem. »Meine Freundin. Das einzige theilnehmende Wesen, das ich bis zu Ihrer Ankunft hier hatte.«

Ich errieth, daß sie von der wunderlichen, gutherzigen, kleinen Person sprach, die ich bisher nur nach ihrem häßlichen Vatersnamen kannte.

»Selina hat Ihnen doch wohl gesagt,« fuhr sie fort, »daß ich krank sei und mich zur Stärkung meiner Gesundheit auf dem Lande aufhalte?«

Es war unverkennbar, daß sie mir etwas weit Wichtigeres sagen wollte und daß sie bei diesen Kleinigkeiten nur verweilte, um Zeit und Mut zu gewinnen. In der guten Absicht, ihr zu Hilfe zu kommen, redete ich ebenfalls ganz unbedeutende Dinge, fragte sie nach der Gegend, in der sie sich aufhielt, und

dergleichen mehr. Sie antwortete wie abwesend, zeigte endlich sogar Spuren von Ungeduld. Ich konnte ihr nun meine Theilnahme nicht anders erzeugen, als indem ich schwieg.

»Wissen Sie, was für eine merkwürdige Person ich bin?« so machte sie endlich einen Anfang. »Werde ich Sie erzürnen, oder werde ich mich in Ihren Augen lächerlich machen? Was ist nicht im Stande war, Selina zu gestehen, was ich meinem Vater nicht zu gestehen wage - Ihnen muß und will ich es gestehen.«

In ihrem Gesicht drückte sich ein Entsetzen aus, das mich beunruhigte. Ich sog sie an mich, so daß sie ihr Haupt auf meine Schulter legen konnte. Meine große innere Bewegung schien die Herrschaft über mich zu gewinnen. Zum ersten Mal, seit ich dies holde Mädchen erblickt, kam mir der Gedanke an das Blut, das in ihren Adern floß.

»Erinnern Sie sich noch, was vorhin geschehen?« fragte sie. »Ich meine, als wir meinen Vater verließen und auf den Treppenflur traten?«

Ich erinnerte mich sehr wohl und bat sie, fortzufahren.

»Ehe ich die Treppe hinunterstieg, wird Ihnen aufgefallen sein, daß ich stillstand und lauschte. Merkten Sie, daß ich es vermeiden wollte, mit Jemand zusammenzutreffen, und erriethen Sie, wer der Jemand sein könnte?«

»Ich errieth es und verstand Sie wohl.«

»Nein! Sie sind nicht gottlos genug, um mich zu verstehen. Wollen Sie mir einen Gefallen thun? Sehen Sie mich einmal an!«

Sie sagte das in sehr ernstem Tone und hob den Kopf ein wenig, so daß ich sie ansehen konnte. »Bemerken Sie irgend etwas von mir, das Sie annehmen läßt, ich sei nicht bei Sinnen?«

»Guter Gott! Wie können Sie eine so schreckliche Frage thun!

Sie legte ihren Kopf wieder auf meine Schulter und stieß einen wehmüthigen Seufzer der Resignation aus. »Ich hätte es mir gleich sagen können. So leichten Kaufes werde ich nicht davon kommen. - Sagen Sie mir doch, ist denn eine Sünde schlimmer als eine andere? Und kann eine sündliche Anlage jahrelang in einem Mensch verborgen sein und sich erst in der Stunde besondere Not zeigen? Haben Sie je solche Erfahrungen gemacht, als Sie noch Gefängnisdirektor waren?«

Ich hatte sie gemacht und gab es nach kurzer Ueberlegung zu.

»Haben Sie mit den armen Verlorenen Mitleiden gehabt?«

»Gewiß! Sie verdienten Mitleiden!«;

»Ich gehöre zu den Unglücklichen! Haben S[ie] mit mir auch Mitleiden! Wenn mich Helene ansieht - wenn Helene mit mir spricht - wenn ich nur zufällig einen - Blick auf sie werfe, wissen Sie, was sie da thut? Sie führt mich in Versuchung! Sie verlockt mich, etwas Grässliches zu thun, flüstert mir zu « »Dass arme Kind schlang die Arme um meinen Hals und flüsterte mir die verhängnisvollen Worte, die nun folgten, ins Ohr.

Die Mutter! So wohl vorbereitet ich auf die furchtbare Entdeckung war, das Entsetzen darüber lähmte mich.

Sie riß sich von mir los und sprang auf. Die angeerbte Energie zeigte sich in einem wütenden Protest gegen die angeerbte Sünde. »Was soll das bedeuten?« rief sie, »Ich will mich Allem unterwerfen, ich will mein hartes Loos geduldig ertragen, wenn Sie mir nur sagen wollen, was das zu bedeuten hat. Woher kommt diese fürchterliche Umwandlung meiner selbst? Sehen Sie meinen guten Vater an. In der ganzen Welt gibt es keinen so vollkommenen Menschen wie ihn. Und ach, wie hat er mich unterrichtet! Es gibt nichts Gutes, das ich von ihm nicht gelernt hatte seit meiner frühesten Kindheit. Hörten Sie ihn je von meiner Mutter sprechen? Sie müssen es doch wohl gehört haben. Meine Mutter war ein Engel. Nimmermehr könnte ich ihrer

würdig werden; aber ich habe mir alle Mühe gegeben. Ich habe danach gestrebt. Und nun! Das verderbteste Mädchen in der Welt kann keine schlechteren Gedanken haben als ich. Seit wann? Seitdem Helene - o, wie kann ich sie bei Namen - nennen, als ob ich sie noch liebe? seitdem meine Schwester - kann sie meine Schwester sein? frage ich manchmal! Seitdem meine Feindin - das ist das rechte Wort für sie - mir Philipp geraubt hat. Was hat es zu bedeuten? Ich habe in heißem Gebet um Aufklärung gefleht und habe sie nicht erhalten. Jetzt frage ich Sie: was bedeutet das? Sie müssen es mir sagen: was bedeutet das?«

Was für Trost konnte ich ihr geben, ich, der wußte, wer ihre Mutter gewesen, was sie gewesen war!

In meinem Mitgefühl für sie brauchte ich Gewalt und führte sie auf den Platz an meiner Seite zurück. Mit Vernunftreden konnte ich hier nichts ausrichten; ihre Frage zu beantworten war unmöglich. Ich suchte einen andern Weg, sie zu ihrem lieblichen Selbst zurückzuführen.

»Lassen Sie uns von Philipp reden,« sagte ich.

Der Ausdruck heftiger Erregung schwand aus ihrem Gesicht, als dieser geliebte Name meinen Lippen entfuhr. Ein etwas in ihr widerstand mir. Ihre Stimme sank, aber sie sprach ein entschiedenes Nein.

»Warum nicht?«

»Ich habe allen Mut verloren. Wenn Sie von Philipp mit mir reden wollen, so werde ich zu weinen anfangen.«

Ich sog sie dichter an mich. Wäre sie mein eigenes Kind gewesen, so hätte ich nicht treuer für sie fühlen können, als ich es in diesem Augenblick that. Ich konnte sie nur ansehen, konnte nur sagen: »Weinen Sie!«

Die Liebe in ihrem Herzen stieg in ihre Augen. Ich hatte mich danach gesehnt, die erleichternden Thränen kommen zu sehen. Die Thränen kamen.

Ein längeres Schweigen trat zwischen uns ein. Ich konnte meinen Gedanken nachhängen.

Wo zwischen Eltern und Kindern keine physische Aehnlichkeit vorhanden ist, kann da eine ungünstige moralische Aehnlichkeit sich geltend machen? War das möglich, so mußte Ines Eigenschaften besitzen, die sie ebensowohl in den Stand setzten, der Ansteckung der Sünden zu unterliegen, wie zu widerstehen. Mußte ich die Existenz des ererbten mütterlichen Lasters in ihr anerkennen, so glaubte ich doch ebenso fest an die das Gegengewicht haltende ererbte Neigung zum Guten in ihr. Möglich, daß sie ihr von der besseren Natur ihres Vaters zugegangen war; gewiß war mir nur, daß sie unter des Predigers gewissenhafter, zarter Leitung sich auf's Beste entwickelt hatte. Sie hatte auch so lange genügt, bis die große Veränderung in Ine's Leben eintrat, auf welche die stillen häuslichen Einflüsse sie nicht vorbereitet hatten. Die Liebe, die übel angebrachte, aber starke, reine und wahre Liebe ihres Herzens hatte sie in die allergrößten Gefahren gebracht, in ganz unvorhergesehene Gefahren, würde aber auch nun, wie ich hoffte, des Mädchens Schutzengel sein. Aus meinen Betrachtungen störte mich ein Druck an meinen Arm auf.

Ich blickte empor, Ines blickte gespannt auf ein Gesträuch nicht weit von uns. Sie zitterte. Ich konnte nichts Beunruhigendes entdecken. Auf meine Frage nach dem Grunde ihres Zusammenfahrens zeigte sie auf das Strauchwerk.

»Sehen Sie noch einmal dorthin!« sagte sie. Jetzt sah ich zwischen dem Gebüsch ein Frauenkleid. Die Trägerin selbst erschien einen Augenblick später.

Es war Helene. Sie hielt eine kleine Mappe in der Hand und näherte sich uns mit einem unbefangenen Lächeln.

Einundvierzigstes Kapitel.

Vom Gefängnisdirektor erzählt.



ch blickte nach Ines. Sie war aufgesprungen, sobald sie ahnte, wer sich) uns durch das Gebüsch näherte, Sie blieb jedoch in meiner Nähe und begnügte sich damit, eine Stellung zu wählen, die es ihr ermöglichte, Helene's Antlitz zu vermeiden. Nur ihr beschleunigter Athem verrieth mir, welche Anstrengungen sie machte, um ihre Selbstbeherrschung zu bewahren,

Vollständig frei von jeder unschicklichen Eile oder Aufregung eröffnete Helene das Gespräch mit einer Entschuldigung-.

»Bitte, verzeihen Sie, wenn ich Sie störe. Ich bin genöthigt, das Haus wegen einer der lästigen häuslichen Besorgungen zu verlassen. Gestatten Sie gütigst, daß ich Ihnen, bevor ich gehe, mein aufrichtigstes Bedauern über die Worte ausspreche, die ich in so ungezogener Weise äußerte, als ich die Ehre hatte, Sie neulich bei mir zu sehen. Darf ich auf Verzeihung hoffen? Wie geht es Dir, Ines?«

Ines verharrte in regungslosem Schweigen. Allerlei unangenehme Zwischenfälle von dem Zusammensein der beiden Mädchen fürchtend, schlug ich Helene vor, sie solle mit mir den Garten verlassen und mir im Hause ihr Anliegen vortragen.

»Ganz überflüssig,« entgegnete sie- »Ich werde Sie nur eine Minute in Anspruch nehmen. Bitte, sehen Sie her.«

Sie hielt mir die Mappe her, die sie bisher getragen hatte, und deutete auf die darauf befindliche Aufschrift: »Philipps Briefe an mich. Helene Gracedieu.«

»Ich habe Sie um eine Gunst zu bitten,« sagte sie, »und Ihnen einen Beweis meines Vertrauens zu geben. Wollen Sie die Güte haben, das durchzusehen, was Sie in der Mappe finden werden? Ich vermag nur sehr ungern die Hoffnungen aufzugeben, die ich auf die Unterredung baute, um die ich Sie bitten ließ. Die Briefe werden, wie ich glaube, besser für mich sprechen, als ich es selbst thun könnte. Ich wünsche das, was sich zwischen uns ereignete, bis auf das letzte Wort zu vergessen. Bis auf das letzte Wort,« wiederholte sie nachdrücklich mit einem Blicke, der mir sagte, daß sie mich ihrem Vater noch nicht verrathen hatte. »Wollen Sie meine Bitte erfüllen?« fragte sie und hielt mir die Mappe zum zweiten Male her.

Ein zudringlicheres Ansinnen hätte man nicht gut an mich stellen können.

Ich sollte Herrn Philipp Dunboyne's Briefe lesen und mich dadurch umstimmen lassen, während Helene von jener unglücklichen auf ihre Mutter bezüglichen Bemerkung schweigen wollte, von der sie wußte, daß sie mir in einem Augenblicke der Aufregung entschlüpft war. Hätte ich nicht an Ines und das trostlose, liebeleere Leben gedacht, welches das arme Mädchen so geduldig auf sich nahm, so würde ich mich geweigert haben, Helene's Liebesbriefe zu lesen. Aber wie die Dinge lagen, wurde ich durch die von Ines unbewußt hervorgerufene Hoffnung beeinflusst, Philipp sei vielleicht nicht so schlecht, wie ich bisher zu glauben geneigt gewesen war. Es war mir jedoch unmöglich, aus diesem Gesichtspunkte heraus etwas zu thun, das auf eine Versöhnung der einstigen Liebenden hinauslief, so lange ich mir keine richtige Meinung von dem Charakter des Mannes bilden konnte. Jetzt schienen sich mir die Mittel dazu zu bieten. Zweifellos wurde mir die Möglichkeit zu einer zutreffenden Beurtheilung durch die Briefe gegeben, die ich lesen sollte. Dieser Gedanke brachte mich schnell zur Entscheidung.

Ich beschloß, die Mappe zu nehmen - allein unter Bedingungen, die ich selbst stellen wollte.

»Achten Sie darauf, Fräulein Helene,« sagte ich, »daß ich keinerlei Versprechungen mache. Ich behalte mir vollständige Freiheit sowohl in meiner Meinung wie in meinem Handeln vor.«

»Ich fürchte weder Ihre Meinungen noch Ihre Handlungen,« sagte sie zutraulich, »wenn Sie nur diese Briefe lesen wollen. Im Uebrigen lassen Sie mich meine Schwester so schnell wie möglich von meiner Gegenwart befreien. Ich hoffe, Du wirst Dich in der Landluft bald wieder erholen.«

Wenn es die Absicht der Elenden gewesen war, ihr unglückliches Opfer aufzuregen, so war sie vollständig fehlgeschlagen. Ines blieb regungslos wie eine Marmorstatue. Allem Anscheine nach hatte sie nicht einmal die Worte ihrer Schwester gehört, Helene blickte mich an und berührte ihre Stirn mit bezeichnendem Lächeln. »Traurig, nicht wahr?« sagte sie, verneigte sich und ging hastig davon, um ihre Besorgungen zu machen.

Wir waren wieder allein.

Dennoch regte sich Ines nicht. Ich sprach zu ihr, ohne einen Eindruck zu machen. Da ich anfang, mich zu beunruhigen, versuchte ich es damit, Ines zu berühren. Mit einem wilden Schrei fuhr sie empor. Fast in demselben Momente begann sie hin und her zu schwanken, gleichsam als ob der linde Lufthauch sie wie die Blumen des Gartens nach seinem Gefallen bewege. Ich sprang hinzu, unterstützte sie und begleitete sie zu ihrem Sitze.

»Es ist kein Grund zum Erschrecken vorhanden,« sagte ich. »Sie ist fortgegangen.«

Ines' Augen ruhten mit offenbarer Ueberraschung auf mir.

»Woher wissen Sie dass?« fragte sie. »Ich höre sie oft, aber ich sehe sie niemals, Sehen Sie sie denn?«

»Mein liebes Kind, von wem sprechen Sie denn eigentlich?«

Sie antwortete: »Ich spreche von keiner Person, sondern von einer Stimme, die mir in's Ohr flüstert, und die mich versucht, wenn Helene nahe ist.«

»Was für eine Stimme, Ines?«

»Die flüsternde Stimme. Sie nannte mich Tochter, als ich sie zuerst hörte. Mein Vater spricht - wie ich glaube, thut er es auch zu Ihnen - von meiner Mutter als von einem Engel. Dieser gute Geist ist niemals aus einer bessern Welt zu mir gekommen. Es ist eine Scheinmutter, die zu mir kommt - irgend ein böser Geist, Hören Sie nur, was sich zutrug. Ich lag wach im Bette. Im Dunkeln hörte ich die Scheinmutter dicht an meinem Ohr flüstern. Soll ich Ihnen erzählen, was sie sagte? Sie sprach?: »Ich bin Deine Mutter.« O, ich habe es wohl gehört. Ich erinnere mich, wie ich mich nach Licht sehnte, um sie sehen zu können. Ich bat sie, sich mir zu zeigen; sie jedoch antwortete: »Mein Antlitz war verhüllt, als ich vom Leben zum Tode einging, und kein sterbliches Wesen wird es je erblicken.« Ich habe sie niemals gesehen - wie können Sie sie gesehen haben? Aber ich habe sie gerade jetzt eben wieder gehört. Sie flüsterte mir zu, als Helene dort stand, wo Sie jetzt stehen. Sie läßt mir das Blut in den Adern erstarren - Ihnen - auch? Haben Sie auch gehört, wie sie mich versuchte? Sprechen Sie nicht davon, wenn Sie es hörten. O bitte, kein Wort - kein Wort!«

Ein Mann, der, wie ich, ein Gefängnis geleitet, darf wohl mit Macbeth sagen:

*»Ich habe zu Nacht gegessen mit Gespenstern,
Und voll gesättigt bin ich von Entsetzen.«*

Trotzdem ich abgehärtet war oder es wenigstens hätte sein sollen, überlief es mich bei ihren Worten eiskalt. Wenn ich nicht gewußt hätte, daß dies

vollständig unmöglich sei, so hätte ich geglaubt, daß das Verbrechen und der Tod der Mörderin Ines bekannt seien und daß diese entsetzliche Entdeckung ihr den Verstand geraubt habe. Doch dies war einfach unmöglich. Was in aller Welt bedeuteten aber ihre Worte?

Das Bewusstsein meiner Hilflosigkeit war der erste klare Gedanke, den ich zu fassen vermochte. Ich erinnerte mich an Ines' kleine Freundin. Das Mitgefühl eines weiblichen Wesens schien mir hier nötig zu sein; darum erhob ich mich, um Ines aus dem Garten zu geleiten.

»Selina wird denken, wir haben uns verirrt,« jagte ich. »Lassen Sie uns gehen und sie aufsuchen.«

»Nicht um die Welt!« rief sie.

»Warum nicht?«

»Weil ich meiner selbst nicht sicher bin. Ich könnte Selina etwas erzählen, was sie niemals wissen darf, und es würde mir auch leid thun, sie zu erschrecken. Lassen Sie uns hier bleiben.« '

Ich nahm meinen früheren Platz an ihrer Seite wieder ein.

»Lassen Sie mich Ihre Hand fassen.«

Ich gab ihr meine Rechte. Was für einen beruhigenden Einfluß diese einfache Handlung auf sie ausgeübt haben mag, ist schwer zu entscheiden. Sie wurde still und ruhig. Nach einer längeren Weile hörte ich einen leisen, langgezogenen Seufzer.

»Ich fürchte, ich habe Sie erschreckt«, sagte sie. »Helene ruft jene schreckliche Zeit in mir zurück -.* Sie schauderte und hielt inne.

»Bitte, sprechen Sie nicht von Helene, mein Kind.«

»Aber ich fürchte, Sie werden glauben, ich habe blindlings in den Tag hineingesprochen, weil ich so sonderbare Dinge gesagt habe,« beharrte sie. »Der Arzt wird Ihnen das auch sagen, wenn Sie ihn treffen. Er glaubt, ich sei von einem Traume getäuscht worden. Ich versuchte ebenfalls, es zu glauben, doch es war nutzlos. Ich bin fest überzeugt, daß er sich irrt.«

Ich beschloß im Stillen, auf des Doktors Ankunft zu achten und Rücksprache mit ihm zu nehmen. Ines fuhr fort:

»Ich habe Ihnen noch die Geschichte einer entsetzlichen Nacht zu erzählen, doch ich finde jetzt nicht den Mut dazu. Warum sollten Sie nicht mit mir nach dem Orte kommen, in welchem ich verweile - es ist ein reizendes Landhaus, und so freundliche Leute! Sie könnten dort die Erzählung der Erlebnisse jener Nacht in meinem Tagebuche nachlesen. Ich werde die entsetzliche Selbstüberwindung, die mich das Niederschreiben jener Ereignisse kostete, nicht bedauern, wenn mein Tagebuch es Ihnen ermöglicht, zu entdecken, wie ich zu diesem verhaßten zweiten Selbst gekommen bin. - Ich wünsche, Sie etwas zu fragen: Glauben Sie, daß Helene im Hause ist?«

»Nein, Sie ist ausgegangen?«

»Sagte sie es selbst? Sind Sie sicher darüber?«

»Vollständig sicher.«

Sie entschloß sich, zu der Farm zurückzukehren, während Helene fort war. Wir verließen den Garten zusammen. Zum ersten Male bemerkte meine Begleiterin jetzt die Mappe. Ich trug sie zufällig an der Seite, an welcher Ines ging.

»Woher haben Sie das?« fragte sie.

Eine Antwort war überflüssig. Mein Zögern antwortete an meiner Stelle.

»Nehmen Sie sie in die andere Hand,« sagte sie - »in die Hand, die am weitesten von mir entfernt ist. Ich will sie nicht sehen. Wollen Sie einen Augenblick verzeihen, während ich Selina suche? Sie werden doch gleich mit uns kommen, nicht wahr?«

Ich hatte in Ines eigenem Interesse« die Briefe durchzusehen, daher bat ich sie, meinen Besuch in der Farm bis zum nächsten Tage aufschieben zu dürfen. Sie willigte ein, nachdem sie mir das Versprechen abgenommen, auch bestimmt mein Wort zu halten, Es sei ihr von Wichtigkeit, erzählte sie mir, daß ich die Bekanntschaft des Farmers, seiner Frau und Kinder mache und ihr sage, wie sie mir gefielen. Ihre Zukunftspläne hingen von dem ab was diese guten Leute zu thun willens sein würden. Auch wenn sie ihre Gesundheit wiedergewonnen, würde es ihr unmöglich sein, wieder nach Hause zurückzukehren, so lange Helene noch darin weile. So hatte sie sich entschlossen, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen, falls sie eine Anstellung als Erzieherin fände. Des Farmers Kinder liebten sie: sie hatte bereits deren Mutter im Unterrichten derselben unterstützt, und es gab Gründe, die hoffen ließen, daß der Vater sie dauernd auf diese Weise zu beschäftigen wünsche. Seine Wohnung hatte außerdem den Vorteil, so nahe bei der Stadt zu sein, daß sie oft über den Gesundheitszustand des Geistlichen Bericht erhalten und ihn bei passenden Gelegenheiten auch von Zeit zu Zeit selbst sehen konnte. Was ihr Gehalt anbetraf - nun, was kümmert sie sich um das Geld! Alles würde annehmbar sein, wenn der gute Mann nur ihre Hoffnungen für die Zukunft verwirklichen wollte.

Es war herzbrechend, zu hören, daß in ihrem Alter die Hoffnung innerhalb so enger Schranken begann und endete. Kein kluger Mann würde, wie ich es jetzt that, versucht haben, sie zu Überzeugen, daß die Hoffnung auf eine Wiederversöhnung mit Philipp noch vorhanden sei und eine weit günstigere Aussicht böte.

»Für den Fall, daß ich Herrn Philipp Dunboyne sehe, wenn ich nach London zurückkehre,« begann ich, »was soll ich ihm sagen?«

»Sagen Sie, ich habe ihm verziehen.«

»Und vorausgesetzt,« fuhr ich fort, »daß der Fehler wirklich dort steckt, wo Sie ihn suchen, bei Helene - wenn der junge Mann zu Ihnen zurückkehrt, wirklich beschämt über sein Verhalten, wirklich bereuend, würden Sie -?

Sie unterbrach mich entschlossen: »Nein!«

»O, Ines, Sie meinen sicherlich: Ja.«

»Ich meine: Nein!«

»Warum?«

»Fragen Sie mich nicht! Leben Sie wohl bis morgen.«

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Vom Gefängnisdirektor erzählt.



Niemand kam in mein Zimmer und es ereignete sich nichts, was mich hätte stören können, während ich mit dem Lesen von Philipp Dunboyne's Briefen beschäftigt war.

Einer derselben - damit ich es gleich sage - machte einen sehr unangenehmen Eindruck auf mich. In einer Nachschrift entdeckte ich nämlich Frau Tenbruggen's Namen. Sie erwirbt sich ihren Lebensunterhalt als Masseuse und hat Herrn Dunboyne den älteren in Behandlung. Etwas Genaueres hierüber soll später folgen.

Nachdem ich die ganze Sammlung der Briefe des jungen Dunboyne durchgesehen hatte, hielt ich inne, um die verschiedenen Eindrücke, welche der Briefwechsel auf mich gemacht hatte, in Ruhe noch einmal zu prüfen.

Ich nenne die meiner Durchsicht anvertrauten Papiere einen Briefwechsel, weil der größere Theil von Philipps Briefen mit Bleistift leicht hingeworfene Bemerkungen trug, die augenscheinlich von Helene hinzugefügt waren. Dieselben enthalten meist die Auslegung, die sie einzelnen Stellen gegeben hat, die sie nicht befriedigt oder aber ihr Mißfallen erregt haben. Sie haben, wie Philipps fernere Schreiben beweisen, bei der Abfassung ihrer Antworten als Material gedient.

Bei näherer Prüfung finde ich mich von allerhand Zweifeln über den Charakter des jungen Mannes geplagt. Eine reifliche Ueberlegung, ob mein Vorhaben, Ines mit dem Geliebten zu versöhnen, sich rechtfertigen läßt, erfordert mehr Zeit, als Helene's Ungeduld mir gewähren wird. Da mir einige Mußestunden zur Verfügung stehen, habe ich mich entschlossen, zu meinem eigenen Gebrauche Auszüge aus den Brieten zu machen. Ich werde dieselben weiter unten folgen lassen, damit sie für sich selbst sprechen.

Diese Auszüge haben erstens einen gewissen Werth in sich, da sie über den gegenwärtigen Stand der Angelegenheit werthvolle Aufschlüsse geben.

Zweitens aber habe ich Prediger Gracedieu's Tochter kein Versprechen gegeben, welches mich an der Benutzung ihrer Briefe hindern konnte. Ich sagte ihr nur, daß ich einwilligte, die Briefe in Empfang zu nehmen, mir aber vollständige Freiheit im Handeln vorbehalte. Ihre Annahme dieser Bedingung erfolgte in der denkbar klarsten Form.

Auszüge aus Herrn Dunboyne's Briefen.

1.

»Du tadelst mich, theuerste Helene, weil ich den in Deinem letzten Briefe gestellten Fragen nicht die nötige Aufmerksamkeit zugewendet habe. Ich habe nur darauf gewartet, meine Entschlüsse zu treffen, bevor ich antwortete.

Erstens: Ob ich es für wirksam halte, daß Du meinem Vater schreibst? Nein, mein Lieb; ich bitte Dich, das Schreiben noch aufzuschieben, bis Du wieder von mir hörst.

Zweitens: Ob es wohl unschicklich ist, wenn Du, in Anbetracht dessen, daß mein Vater Dir noch vollständig fremd ist, mich fragst, was er für ein Mann ist? Nein, mein Herz, es ist durchaus nicht unschicklich; aber, wie Du sofort sehen wirst, fürchte ich, daß Du Dich an die unrechte Adresse um Auskunft gewendet hast.

Mein Vater ist freundlich und gut, in der ihm eigenen, wunderlichen Weise - dazu gelehrt und reich. Einen hochherzigeren und ehrenhafteren Mann, so habe ich allen Grund zu glauben, gibt es nicht. Doch wenn Du mich

fragst, was er bevorzugt, seine Bücher oder seinen Sohn, so thue ich ihm kein Unrecht, wenn ich antworte: seine Bücher. Seine Studien und schriftlichen Arbeiten haben Hindernisse zwischen uns aufgerichtet, welche ich nie habe übersteigen können. Dies ist um so mehr zu bedauern, als er bei den wenigen Gelegenheiten, wo ich ihn unbeschäftigt finde, von einer entzückenden Liebenswürdigkeit ist. Wenn Du wünschst, über meinen Vater mehr zu erfahren, so befinden wir uns in vollständiger Uebereinstimmung, denn - ich wünsche es auch.

Doch haben wir einen theueren gemeinschaftlichen Freund, der gerade eine Persönlichkeit ist, wie wir ihn zur Unterstützung unserer Sache gebrauchen. Habe ich es noch nötig, zu sagen, daß ich Frau Staveley meine?

Ich suchte sie gestern auf, nachdem sie kurze Zeit zuvor meinem Vater einen Besuch gemacht hatte. Das Glück hatte sie begünstigt. Sie kam gerade an, als der Hunger meinen Vater gezwungen hatte, seine Bücher zu schließen und um das Essen zu klingeln. Mit ihrem gewöhnlichen Takte wußte sich Frau Staveley einen günstigen Empfang zu verschaffen. Mein Vater hatte ein Huhn zum Mittag. Da sie seine kleine Schwäche von früher her kannte, so erbot sie sich, es zu tranchieren.

Wenn ich Dir wiederhole, was mir diese gescheite Frau von ihrer Unterhaltung mittheilte, so hast Du ein vollkommenes Bild meines Vaters - wenn es auch vielleicht kein hervorragender Stahlstich sein sollte, so dürfte es doch immerhin einem guten Holzschnitte gleichkommen.

Frau Staveley begann damit, sich gegen meinen Vater über das Benehmen seines Sohnes zu beklagen, Ich hatte ihr nämlich versprochen, zu schreiben, aber mein Wort nicht gehalten. Sie hatte gerade, als ich ihr dies Versprechen gab, Gründe, sich für meine Pläne zu interessieren, da sie - um ihre eigenen Worte zu gebrauchen - wußte, daß ich mich damals um eine ihrer lebenswürdigen Freundinnen, die ich in ihrem Hause zuerst gesehen hatte, bewarb. Die Enttäuschung, die ich ihr bereitet hatte, wurde noch durch den Umstand vergrößert, daß ihre Freundin sie ebenfalls vernachlässigte. Kein Brief - kein Lebenszeichen! Vielleicht würde mein Vater sie aufklären. Hatte sich das angebahnte Verhältniß weiter entwickelt, oder war es gebrochen worden?

Mein Vater hielt ihr seinen Teller hin und bat sie um den andern Flügel des Huhnes. »Es ist für London wahrhaftig nicht schlecht,« sagte er, »wollen Sie es nicht auch einmal versuchen?«

»Es scheint, als sei es mir nicht gelungen, Sie zu interessieren,« bemerkte Frau Staveley.

»Worauf wollen Sie mein Interesse lenken?« fragte mein Vater. »Ich war zu sehr mit dem Huhn beschäftigt. Sie würden mich zu Dank verpflichten, wenn Sie auf den Gegenstand noch einmal zurückkommen wollten.« -

Frau Staveley gesteht, daß sie in ziemlich scharfem Tone antwortete: »Der Gegenstand war Ihres Sohnes Bewunderung für ein reizendes Mädchen, eine der Töchter von Herrn Gracedieu, dem berühmten Prediger.«

Mein Vater ist zu wohlherzogen, als daß er zu einer Dame sprechen würde, während ex mit einem Huhne beschäftigt ist. Nachdem er jedoch den zweiten Flügel verzehrt hatte, fragte er: »Sind denn Philipp und die junge Dame verlobt?«

»Ich bin dessen nicht ganz sicher,« bekannte Frau Staveley.

»Dann, meine liebe Freundin, wollen wir warten, bis wir sicher sind.«

»Aber, Herr Dunboyne, es ist wirklich nicht nötig, so lange zu warten. Kommt denn nicht Ihr Sohn dann und wann zu Ihnen?«

»Mein Sohn ist sehr aufmerksam. Im Laufe der Zeit pflegt er dann und wann die richtige Stunde für seine Besuche abzapassen. Gegenwärtig stört der arme Bursche mich alle Tage.«

»Setzen wir einmal voraus, daß morgen die rechte Stunde abpaßt.«

»Nun -und was dann?«

»Sie könnten ihn dann fragen, ob er verlobt ist.«

»Verzeihen Sie - ich denke, ich kann warten, bis Philipp die Sache erwähnt, ohne daß ich ihn frage.«

»Was Sie für ein außergewöhnlicher Mann sind!«

»O nein, nein - nur ein Philosoph.«

Dies forderte Frau Staveley's Mutwillen heraus. Du weißt, was für eine aufrichtige Frau unsere Freundin ist. Sie gestand mir, daß sie beabsichtigte, ihn zu ärgern. »Das ist bei mir weggeworfen,« sagte sie; »ich weiß nicht, was ein Philosoph ist.«

Laß mich einen Moment innehalten, theure Helene. Ich habe vollständig vergessen, von meines Vaters äußerer Erscheinung zu sprechen. Es wird nicht lange Zeit erfordern. Ich habe nur die Züge herauszuheben, welche ihn sozusagen von der Allgemeinheit unterscheiden. Er hat eine beredte Nase. Leute, welche mit dieser seltenen Gabe ausgestattet sind, haben eine Macht des Ausdrucks, die gewöhnlichen Sterblichen nicht gegeben ist. Meines Vaters Nase ist eine Quelle von Ausschlüssen für alle Diejenigen, welche genauer mit ihr bekannt sind. Sie wechselt die Farbe gleich den Wangen eines züchtigen jungen Mädchens. Sie bewegt sich von einer Seite zur andern gleich dem Steuer eines Schiffes. Bei gegenwärtiger Gelegenheit sah Frau Staveley sie sich nach der linken Seite seines Gesichtes wenden, und die Erfahrung lehrte sie, daß er im Begriffe sei, ihr einen Vortrag zu halten.

»Sie wissen nicht, was ein Philosoph ist?« wiederholte er. »Seien Sie so freundlich, mich anzusehen -- ich bin ein Philosoph.«

Frau Staveley verbeugte sich.

»Und ein Philosoph, meine werthe Freundin, ist ein Mann, der ein Lebenssystem erfunden hat. Manche dieser Systeme erfordern ganze Bände zu ihrer Erklärung, das meinige aber läßt sich mit wenigen Worten ausdrücken: Denke niemals an etwas, ehe Du Dich nicht zuvor gefragt hast, ob gerade in diesem Augenblicke eine absolute Nothwendigkeit dazu vorliegt. Sich mit Dingen abzuquälen, an die man noch nicht zu denken braucht, heißt, sich Widerwärtigkeiten aussetzen, und Widerwärtigkeiten sind die Boten des Todes, wenn dieser große Zerstörer vorhat, sein Werk in zögernder Weise zu betreiben; sie führen ein vorzeitiges Ende herbei. Blicke niemals vorwärts und niemals zurück, so lange Du es irgend vermeiden kannst. Dass Zurückblicken führt zum Kummer; das Vorwärtsblicken aber bringt uns die grausamste aller Täuschungen?: es ermuthigt die Hoffnung. Die Gegenwart ist die kostbarste Zeit. Lebe für den fliehenden Tag; der fliehende Tag ist das einzige, dessen wir sicher sein können. Sie riethen mir gerade jetzt, meinen Sohn zu fragen, ob er verlobt sei. Woher wollen wir wissen, was für eine Aufregung ich Ihren Nerven möglicherweise ersparte, indem ich sagte: Lassen Sie uns warten, bis Philipp die Sache selbst erwähnt? Da haben Sie die praktische Anwendung meines Systems. Ich habe es seiner Zeit jedem weiblichen Wesen meines Bekanntenkreises, die Dienstboten eingeschlossen, empfohlen, aber Niemand hat mich dadurch belohnt, daß er es annahm. Was denken Sie darüber?«

Frau Staveley weigerte sich, mir zu sagen, ob sie eine rühmliche Ausnahme unter allen ihren Geschlechtsgenossinnen gebildet habe. Als ich sie um den Grund fragte, meinte sie, ich wäre jetzt an der Reihe, Rechenschaft von meinem Thun abzulegen.

Du wirst ahnen, was nun folgte. Sie deutete auf die Geheimniskrämerei, von der meine Pläne umgeben seien, und verlangte zu wissen, ob ich mit ihrer theuren Ines verlobt sei. Ich sagte: Nein. Was konnte ich sonst sagen? Hätte ich Frau Staveley die Wahrheit gesagt, so wäre sie zu meinem Vater zurückgegangen und hätte sein Gerechtigkeitsgefühl angerufen, um unsere

Heirath zu verhindern. Da ich hartnäckig schwieg, hat sie sich entschlossen, an Ines zu schreiben. Aber laß Dich nicht entmuthigen. Als ich das Haus verließ, stieß ich auf Herrn Staveley, der es gerade betreten wollte, und hatte ein kurzes Gespräch mit ihm. Er geht mit seiner ganzen Familie im Laufe der nächsten Woche an die See. Wenn Frau Staveley einmal aus dem Wege ist, so kann ich meinen Vater ohne jede Furcht vor etwaigen Folgen von unserer Verlobung unterrichten. Wenn sie ihm schreibt, so wird er, sobald er meinen Namen entdeckt und heftige Ausdrücke findet, mir den Brief herreichen. »Deine Angelegenheit, Philipp; stört mich nicht.« So wird er sprechen und zu seinen Büchern zurückkehren. Das ist mein Vater - nach dem Leben gemalt! Lebe wohl für Jetzt:

* *

*

Bemerkungen von H. G. Die Anmuth und Leichtigkeit von Philipps Styl könnten einen Berufsschriftsteller zum Neide reizen. Er belustigt mich, aber er erregt auch gleichzeitig meinen Verdacht, Dieser veränderliche Liebhaber räth mir, das Schreiben an seinen Vater aufzuschieben, und gibt mir, die ich doch bald ein Mitglied seiner Familie werden soll, keinen Grund für diesen sonderbaren Rat an. Ist dies nur ein neuer Beweis von Charakterschwäche, oder fängt er nun, da er meinem Einflusse entrückt ist, schon an, Ines zu bedauern?

Vom Gefängnisdirektor hinzugefügt.

Auch ich habe Zweifel. Ist der schalkhafte Unsinn, den Philipp geschrieben, von der auffallenden Laune eines glücklichen jungen Mannes diktiert, oder ist der Ton zu einem bestimmten Zwecke angenommen? In letzterem Falle würde ich mit Befriedigung schließen, daß er sein Verhalten Ines gegenüber mit Kummer und Scham zu betrachten anfängt.

Dreiundvierzigstes Kapitel.



Die nächstfolgenden Auszüge sollen so gekürzt werden, daß im Folgenden der Hauptinhalt dreier Briefe wiedergegeben wird.;

2.

Schwach wie er sein mag, zeigt Philipp Dunboyne doch, daß er auch empfindlich sein kann, und gibt diesem Gefühle in seiner Antwort an Helene Ausdruck. Ex verwahrt sich gegen Verdächtigungen, die er nicht verdient hat. Er hat keinen Grund, zu leugnen, daß er bisweilen an Ines denkt. Seiner Irrthümer und Vergehungen ist er sich wohl bewußt, doch da sie alle ihren Grund in Helene's unwiderstehlichem Liebreiz haben, so kann man wohl eher von einer unglücklichen Verkettung der Umstände als von seinen Fehlern sprechen. Sei dem aber wie ihm wolle, er wünscht in der That, gute Nachrichten über Ines' Gesundheitszustand zu hören. Wenn dies ehrliche Geständnis die Eifersucht ihrer Schwester erregen sollte, dann hat er sich zum ersten Male in Helene getäuscht.

Der dritte Brief zeigt, daß dieser Brief seine Wirkung nicht verfehlt hat.

Die junge Dame hat bedauert, daß sie seine Gefühle verletzt hat, und ihre Nachgiebigkeit wird belohnt durch äußerst befriedigende Nachrichten. Ihr treuer Philipp hat seinem Vater erzählt, daß er sich; mit Fräulein Helene Gracedieu verlobt hat, einer Tochter des berühmten Methodistenpredigers - und so weiter, und so weiter. Hat der ältere Herr Dunboyne irgend einen Widerspruch dagegen erhoben? Ganz gewiß nicht! Er lehnt sich grundsätzlich nur dagegen auf, Zukunftspläne zu machen. »Wie können wir wissen, was noch dazwischen kommen kann oder was für Zweifel und Schwierigkeiten noch in der Sache auftauchen mögen? Ich werde mir nicht eher den Kopf darüber zerbrechen, als bis es wirklich an der Zeit ist. Setze wich nur davon in Kenntniss, wenn Deine Braut sich nach dem Gange der Kirche rüstet; ich werde dann sofort gerüstet sein, Euch das Erforderliche auszusetzen. Grüße das Fräulein und den Herrn Pastor und laß uns noch ein wenig warten.« Theuerste Helene, ist mein Vater nicht ein wunderlicher Mann?

Vom vierten Briefe ist schon oben die Rede gewesen. Darin kommt zum ersten Male der Name Frau Tenbruggen vor. Sie hält sich in London auf und hat sich dadurch eine einträgliche Berühmtheit verschafft, daß sie die Muskeln leichtgläubiger, nervöser Leute knetet, kneift und zwicket. Auch dem älteren Herrn Dunboyne hat sie bereits mehrere »ärztliche« Besuche abgestattet. Er läßt es sich nicht nehmen, über seinen Büchern zu hocken, während Frau Tenbruggen an ihm herumarbeitet, sei es an seiner verkrümmten rechten Hand, sei es im Genick - denn sie hegt im Stillen die Besorgnis, daß es mit seinem Gehirn nicht ganz richtig stehe. Der Eine von den Beiden runzelt die Stirn über dies Reiben und Kneten, der Andere über dies Lesen und Studiren. Es würde entzückend lächerlich sein, wenn nicht ein Nebenumstand dabei zu beachten wäre: Philipps erster Eindruck von Frau Tenbruggen war kein solcher, daß er geneigt wäre, sie von der lustigen Seite anzusehen.

Auch diese Briefe hat Helene mit Bemerkungen versehen. Selbst jetzt ist sie ihres Philipps nicht ganz sicher. Ich au nicht.

3.

Der fünfte Brief muß für sich selber sprechen: Ich schreibe diese Zeilen in großer Erregung, theuerste Helene, und ich fürchte, ich werde diese Erregung auf Dich übertragen. Schreibe Frau Tenbruggen die Schuld zu, nicht mir.

Als ich das erste Mal meinen Vater unter den Händen der medizinischen Zwickerin fand, nahm sie keine Notiz von mir. Nachdem sie ihn schon eine volle Woche zu unerhörten Bedingungen »in Behandlung« gehabt, traf ich sie zum zweiten Male. Diesmal erkundigte sie sich auf die kühnste Weise: »Wer ist dieser junge Mann?« Einen kurzen Augenblick legte mein Vater sein Buch nieder und sagte: »Unterbrechen Sie mich nicht noch einmal, wenn ich bitten darf. Der junge Mann ist mein Sohn Philipp.« Frau Tenbruggen sah mich mit einem Interesse an, das ich mir nicht erklären konnte. Unverschämte Weiber sind mir ein Gräuel. Mein Besuch wurde diesmal beträchtlich abgekürzt.

Als ich das nächste Mal zu meinem Vater kam, fand ich ihn allein.

Ich fragte ihn, wie er mit Frau Tenbruggen fertig werde. »So schlecht wie irgend möglich. Sie erlaubt sich, mein Genick zu foltern; sie unterbricht mich in meinem Lesen, und sie nützt mir gar nichts. Schließlich werde ich der Frau Tenbruggen noch medizinisch die Muskeln bearbeiten.«

Ein paar Tage später kam ich wieder dazu, wie dies Muster einer »Masseuse« die Muskeln des armen alten Herrn marterte. Sie hatte die Dreistigkeit, mich zu fragen: »Nun, Herr Philipp, wann wird denn Ihre Hochzeit mit Fräulein Ines Gracedieu stattfinden?« Mein Vater blickte auf. »Ines?« wiederholte er. »Als mir mein Sohn seine Verlobung mit Fräulein Gracedieu mittheilte, nannte er sie Helene. Philipp, was soll das heißen?« Frau Tenbruggen war so gefällig, an meiner Stelle zu antworten: »Irgend ein Irrthum, mein Herr. Mit Ines ist er verlobt.« Ich gestehe, ich vergaß mich in dem Augenblick. »Woher, zum Teufel, wissen Sie etwas von der Sache?« fuhr ich sie an. Frau Tenbruggen that, als existiere ich nicht, und wendete sich an meinen Vater: »Es thut mir leid, mein Herr, daß Sie die Erziehung Ihres Sohnes so vernachlässigt haben. Er scheint von den Gesetzen der Höflichkeit keine Ahnung zu haben.« - »Lassen Sie die Gesetze der Höflichkeit aus dem Spiel,« sagte mein Vater. »Sie scheinen über die Verlobung meines Sohnes genauer unterrichtet zu sein, als er selbst. Wie verhält sich die Sache?« Frau Tenbruggen beglückte ihn mit einer sofortigen Erklärung: »Ich stütze mich auf einen Brief von einer Verwandten des Pastor Gracedieu, meiner theuren Busenfreundin Fräulein Gallenlaune.« Die scharfen Augen meines Vaters wanderten von seiner Heilgehilfin zu mir und von mir zu ihr zurück. »Wem soll ich da glauben?« fragte er. »Mich wundert, daß Du so fragen kannst,« sagte ich. Frau Tenbruggen zeigte mit dem Finger nach mir. »Sehen Sie Ihren Sohn an, und ein Verdienst werden Sie ihm zugestehen: er ist fähig, es sich anmerken zu lassen, wenn er schändlich gehandelt hat!« Gewiß ohne seine Absicht trieb mich doch mein Vater zur Wuth: er sah aus, als glaubte er ihr. Ehe ich es hindern konnte, hatte ich ihr das kürzeste und kräftigste Wort an den Kopf geschleudert, das es gibt: »Frau Tenbruggen, Sie lügen!« Die berühmte Knetfrau ließ meines Vaters Hand fallen, an der sie die ganze Zeit herumgestrichen hatte, und bewies uns, daß sie ihre Würde behaupten konnte, wenn es erforderlich war: »Mein Herr, entweder ich oder Ihr Sohn - einer von uns muß das Zimmer verlassen - wer soll es sein?« Mein Vater war ihr ein ebenbürtiger Gegner. In voller Seelenruhe schritt er zur Thür und öffnete sie vor der muthigen Dame, ihr eine tiefe Verbeugung machend. Indem sie hinausschritt, blieb sie noch einmal stehen und sandte uns ihren Scheidegruß zu: »Meine Herren, Vater und Sohn, nur Eins will ich Ihnen noch sagen. Bis jetzt hat mich noch kein Mensch beleidigt, ohne es früher oder später bereuen zu müssen. Bis dahin weiß ich mich zu beherrschen und sehe in Ihnen nur ein Schurckenpaar.« Mit dieser allerliebsten Meinungsäußerung verließ sie uns.

Als wir allein waren, blieb mir nur ein Weg offen ich legte meine Beichte ab. Wie mein Vater sie aufnehmen kann ich Dir unmöglich sagen; er wendete mir dabei den Rücken zu. Das Erste, was er danach sagte, war, ich mag doch seinem Gedächtnis zu Hilfe kommen.

»Sagtest Du nicht, der Vater der beiden Mädchen wäre Pastor?«

»Ja, Methodistenprediger.«

»Was denkt der Pastor über Euch?«

»Ich weiß es nicht.«

»Mach' es ausfindig!

Das war Alles. Kein Wort weiter konnte ich aus ihm herausholen. Was er wirklich vorhat, kann ich nicht entdecken. Nur einen Vorschlag möchte ich mir erlauben. Wenn Ihr in Eurer Stadt irgend einen alten Freund habt, der über Deinen Vater einigen Einfluß hat, so laß kein Mittel unversucht, um diesen Freund zu einem Fürsprecher für uns zu gewinnen. Und dann bitte Deinen Vater, an den meinigen zu schreiben. Soviel ich sehen kann, steht darin unser ganzes Heil.

Hier endigt der Brief. Helene's Bemerkungen dazu zeigen, daß sie ihren ganzen Stolz darauf gesetzt hat, Philipp zum Gatten zu bekommen. Sie gibt deutlich verstehen, daß sie ihren Sieg über die arme Ines erst dann für vollkommen hält, wenn sie mit dem jungen Dunboyne verheirathet ist. Nun ist mir's übrigens aufgeklärt, warum sie sich um meine Gunst so verzweifelt bemüht hat.

Dieser fünfte Brief hat auf mich einen sehr lebhaften, wenn auch getheilten Eindruck hervorgerufen. Philipp gewinnt entschieden bei mir. Er scheint wenigstens die Fähigkeit zu besitzen, sich über sich selbst zu schämen. Dagegen betrachte ich die intime Freundschaft zwischen Fräulein Gallenlaune und Frau Tenbruggen mit den düstersten Befürchtungen. Kann am Ende gar diese entsetzliche Masseuse ihre Kunst auch in Provinzialstädten ausüben wollen? Kann sie möglicherweise wohl gar in diese Stadt kommen? Gott verhüte es!

Ueber die andern Briefe in der Sammlung brauche ich nichts mehr zu sagen. Auch aus der Familie des Predigers ist neuerdings nur ein Ereignis zu melden, und das ist nicht erfreulicher Natur. Der Arzt hat nach seinem heutigen Besuch die Weisung hinterlassen, daß Niemand außer der Wärterin zu dem Kranken gehen dürfe. Das scheint nur zu sicher eine Wendung zum Schlimmern anzudeuten.

Helene ist den ganzen Abend über in der Schule gewesen.. Sie hinterließ ein paar Zeilen für mich, die!mir ihre Wünsche anzeigten: »Morgen früh hoffe ich in meinem Zimmer Ihre Entscheidung zu vernehmen.«

Am nächsten Morgen beim Frühstück war von dem armen Prediger nur Entmuthigendes zu hören. Ich vermißte Helene bei Tische. Fräulein Gallenlaune vermuthet, daß ihr mit der Morgenpost schlimme Nachrichten von Philipp Dunboyne zugegangen sein mußten. »Entschuldigen Sie den starken Ausdruck,« sagte sie, »aber Helene sah ordentlich satanisch aus, als sie den Brief las. Sie stürzte weg und schloß sich in ihrem eigenen schäbigen Zimmer ein. Amüsant, nicht wahr?« Wie gewöhnlich gab die gute Selina ihre Gefühle rückhaltlos zum Besten.

Ich mußte meine Verabredung innehalten. Je eher Helene und ich uns verstanden, desto besser war es ja auch.

Ich klopfte an ihre Thür. Sie wurde geräuschvoll aufgeschlossen und heftig aufgerissen. Helene's Wuth war auf dem Siedepunkte angelangt. Vor innerlicher Raserei konnte sie nur stammelnd hervorbringen:

»Haben Sie Philipps Briefe gelesen?«

»Ja.«

»Dürfen wir darauf rechnen, daß Sie uns mit ihrem Einfluß beistehen? Ich brauche eine positive Antwort.«

Ich gab ihr, was sie brauchte: »Unter keinen Umständen!«

Sie zog einen Brief aus der Tasche, öffnete ihn, schleuderte ihn auf den Tisch und schlug mit der offenen Hand darauf, daß es knallte.

»Sehen Sie diesen an,« verlangte sie,

Ich sah ihn mir an. Es war der Brief an Herrn Dunboyne Senior, den ich für Herrn Gracedieu geschrieben hatte und dessen einziger Zweck war, Helene's Heirath zu hintertreiben.

»Selbstverständlich kann ich mich darauf verlassen, daß Sie mir die Wahrheit sagen werden?« fuhr sie fort.

»Darauf, Fräulein Helene, können Sie sich ein für alle Mal verlassen.«

»Die Unterschrift dieses Briefes, Herr Direktor, ist von der Hand meines Vaters geschrieben. Der Brief selbst rührt von einer anderen Hand her. Können Sie vielleicht zufällig die Handschrift erkennen?«

»Das kann ich.«

»Wessen Schrift ist es?«

»Meine eigene.«

Vierundvierzigstes Kapitel.

Vom Gefängnisdirektor erzählt.



Als ich meine Handschrift anerkannt hatte, wartete ich mit einer gewissen Neugier, ob Helene ihren Aerger ehrlich zeigen oder verstecken würde. Ihre Hand zitterte, als sie den Brief vom Tische aufnahm; der Ausdruck ihrer glänzenden Augen verhärtete sich bis zur vollkommenen Häßlichkeit; zum Vorschein kam aber sonst nichts von ihrem inneren Wüthen.

»Erlauben Sie mir, Böses mit Gutem zu vergelten,« erklärte sie in scheinbarer Selbstverleugnung. »Ohne Zweifel sind Sie begierig, zu erfahren, ob Philipps Vater sich hat von Ihnen beeinflussen lassen. Hier ist Philipps eigener Bericht darüber - der letzte seiner Briefe, mit dessen Lektüre ich Sie belästigen werde.«

Ich überflog den Brief.

Ein exzentrischer Philosoph ist ebensowohl im Stande, als Ehrenmann zu handeln, wie das alleralltäglichsie menschliche Wesen. Herr Dunboyne las den Brief mit der Unterschrift des Predigers und überreichte ihn seinem Sohne. »Kannst Du darauf antworten?« war Alles, was er sagte. Philipps Schweigen zeigte, daß er nichts darauf zu antworten wüßte, und ich muß ja sagen, daß er dadurch sehr in meiner Achtung stieg. Sein Vater zeigte nach dem Schreibtisch. »Ich muß meine kranke Hand schonen,« sagte er, »und muß doch andererseits Herrn Gracedieu's Brief beantworten. Schreibe Du und laß für meine Unterschrift einen Raum frei.« Er fing an, seine Entgegnung zu diktieren.

»Sehr geehrter Herr!

Mein Sohn Philipp hat Ihren Brief gelesen und hat keine Entschuldigung für sein Verhalten gehabt. In dieser Beziehung hat er ein gutes Beispiel gegeben, dem ich nachfolgen will: auch ich habe keine Entschuldigung für ihn. Was ich thun kann, um Ihnen meine Theilnahme und unbedingte Uebereinstimmung mit Ihrer Auffassung von der Sache zu beweisen, soll geschehen. In dem Alter, das der junge Mann erreicht hat, räumen die Gesetze Englands dem Vater keine Autorität mehr über ihn ein. Sollte er in solchem Grade verliebt sein, um seine Ihre und sein Lebensglück von einer Dame abhängig zu machen, die gegen ihre Schwester so handeln konnte, wie Ihre Tochter gegen Fräulein Ines gehandelt hat, so erkläre ich dem jungen Paare, daß es von mir keinen Heller zu erwarten hat, weder bei meinen Lebzeiten noch nach meinem Tode.

Ihr ganz ergebener Diener

Dunboyne Senior.«

Als Philipp seiner Sekretärspflicht genügt, empfing er seine Entlassung mit den Worten: »Du magst meine Antwort auf die Post tragen. Den Brief des Herrn Gracedieu darfst Du behalten. Ich sehe dies Schriftstück als einen Spiegel an, in welchem ein junger Mann Deines Schlages erkennen kann, wie häßlich er aussieht.« Philipp erklärte, das sei buchstäblich das Lebewohl seines Vaters gewesen. Die gewechselten Briefe schloß er seinem Schreiben bei, des Predigers Brief im Original, den von Herrn Dunboyne in Abschrift. Zum Schluß gestand der unglückliche Liebhaber ein?: »Was wir jetzt anfangen sollen, ist, wie ich mit tiefem Bedauern sagen muß, mehr als ich selbst weiß. In aller Zärtlichkeit Dein Philipp.«;

Ich gab Helene den Brief mit seinen Einlagen zurück. Kein Wort wurde mehr zwischen uns gewechselt. In finsterem Schweigen öffnete sie die Thür und ließ mich allein im Zimmer.

Jetzt würde es selbstverständlich dem Prediger unterbreitet werden, daß seine Frau und ich in längst verflossenen Zeiten eine Begegnung gehabt hatten und daß wir - das war der einzige böse Punkt dabei - ihm nichts darüber mitgetheilt hatten. Konnte ich mir aber Vorwürfe darüber machen, daß ich meinem guten Freunde das Herzeleid nicht hatte zufügen wollen, ihm das lieblose Vorhaben seines Weibes mit Bezug auf seine Adoptivtochter zu offenbaren? Und selbst wenn ich dazu grausam genug gewesen wäre, hätte er mir geglaubt, wenn die Frau, der er Liebe und Vertrauen schenkte, meine Behauptung Lügen strafte, was sie ohne jeden Zweifel gethan hätte? Nein, mochten die Folgen der unvermeidlichen Enthüllung sein, welche sie wollten, ich konnte mein früheres Verhalten nicht bedauern.

Als ich mein Zimmer verließ, fand ich auf dem Flur Fräulein Gallenlaune, die mich erwartete.

»Helene jagte mir Furcht ein,« sagte sie. »Ich begegnete ihr auf der Treppe. Bester Herr, was haben Sie ihr Schreckliches angetan?«

Ich erzählte ihr, wie Herr Dunboyne den Brief des Predigers beantwortet hatte und wie ich als Verfasser desselben erkannt worden. Kein Ausruf der Freude über die gehinderte Heirath entschlüpfte ihr. Die kleine Dame zitterte am ganzen Körper, als sie mir im Flüsterton ihre Besorgnis verrieth: Helene brütete Rache, ob ich eine Ahnung davon hätte, was sie vorhabe?

Ich machte mir Herrn Dunboyne's philosophisches System zu Nutze und antwortete nur: »Warten wir es ab!«

Ein scharfes Klingeln hallte durch das Haus.

Fräulein Gallenlaune unterrichtete mich, es sei der Doktor. Ich sprach ihr mein Verlangen aus, mit ihm über die Gesundheit meines Freundes zu reden. Sie stellte mich Herrn Wellwood als einen alten, lieben Freund des Predigers vor und ließ uns im Speisezimmer allein zusammen. Der Arzt machte einen sehr ungünstigen Eindruck auf mich. Sein Gesicht war plump; seine Kleider saßen abscheulich; seine großen Hände sahen ganz so aus, als hätten sie sich ursprünglich mit der aller größten Arbeit befaßt. Solche Gestalten waren mir in Bauaufsehern und dergleichen häufig auf den Straßen begegnet.

»Was ich über Herrn Gracedieu denke?« wiederholte er meine erste Frage. »Nun, mein Herr, ich denke, es steht schlecht mit ihm.«

Nach dieser unerfreulichen Erwiderung ging Doktor Wellwood in Einzelheiten ein und nahm keinen Anstand, mir zu sagen, daß die Nerven seines Patienten vollständig; zerrüttet seien. Er fürchte entschieden, daß schon eine Gehirnkrankheit bei ihm im Gange sei. »Die Ursachen dieses bedauerlichen Umstandes liegen klar genug auf der Hand. Herr Gracedieu liest seine Predigten nicht, sondern extemporirt sie, und das zweimal an jedem Sonntage und häufig ebenso oft an Wochentagen. Wenn Sie je seinen Gottesdienst besucht haben, so sahen Sie vor sich einen Mann im Zustande des feurigsten Enthusiasmus, der im innersten Herzen jedes Wort fühlte, das er aussprach. Stellen Sie sich vor, wie groß die Erschöpfung sein muß, die auf solche übergroße, Jahre hindurch fortgesetzte Anstrengung folgen muß, umso mehr, als des Mannes Konstitution eine zarte und empfindliche ist. Dazu kommt, daß er unter persönlichen Sorgen leidet. Ich weiß nicht, worin dieselben bestehen, will es auch nicht wissen; die Pflicht eines Arztes besteht nach meiner Auffassung darin, daß er sich streng innerhalb der Grenzen seines Berufes hält. Ich erwähne die Sorgen des Kranken auch nur um deswillen, weil sie gerade das Uebel bedeutend verschlimmert haben. Kurz - so leid es mir thut, ich muß es sagen - ein ernsterer Fall dieser Art ist mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen.«

Hatte ich denn thatsächlich von diesem Manne eine ungünstige Meinung fassen können, bloß weil seine äußere Erscheinung mir nicht gefallen hatte? Am liebsten hätte ich ihm mein vorschnelles Urtheil auf der Stelle abgeben. Ehe er mich verließ und zu seinem Patienten ging, bat ich ihn, mir noch einen Augenblick zu schenken, natürlich, um mit ihm über Ines zu sprechen.

Dieser Wechsel des Themas schien dem Doktor zu gefallen; er lächelte gutgelaunt.

»Ueber dies interessante Mädchen brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen,« meinte er. Als sie - in ihrem Alter! - mir über Schlaflosigkeit klagte, hätte ich mehr Gewicht darauf gelegt, wenn man mir nicht gesagt hätte, daß sie auch ihren Kummer hätte, die arme kleine Seele! Liebeskummer höchstwahrscheinlich - aber vergessen Sie nicht, daß meine Berufspflichten mich auch darüber im Dunklen erhalten. Haben Sie gehört, daß sie eine Schlafmedizin eingenommen hat, die ich für ihren Vater verordnet hatte? Natürlich mußte dieselbe unter allen Umständen bei einem jungen Mädchen schädlich sein; in diesem Falle wurde die Wirkung unter dem Einfluß ihres Gemütszustandes noch erheblich verstärkt, Ein Traum, der sie in Schrecken setzte, und etwas wie Delirium waren die Folge. Und nun macht das arme Kind die Sache noch schlimmer, indem es lang und breit in seinem Tagebuche über die Visionen und übernatürlichen Erscheinungen schreibt, die es geängstigt haben. Als ich zuerst zu ihr gerufen wurde, fürchtete ich, es sei ein Fieber im Anzuge. Die Gefahr ging vorüber, und wir konnten die heilsamsten von allen Arzneien anwenden: Ruhe und Luftveränderung. Für Fräulein Ines fürchte ich nichts.«

Nach dieser aufheiternden Antwort begab er sich zu dem Prediger.

Alles, was mich an Ines beunruhigt hatte, war nun erklärt. Ich konnte mir wohl denken, wie ihr Todesweh über den Verlust des Geliebten und ihr Schmerz über das erlittene Unrecht auf's Höchste gesteigert werden mußten durch das Experiment mit den für den Vater bestimmten Schlaftropfen. Sowohl leiblich wie geistig befand sich das arme Kind ganz in der Verfassung, daß das bis dahin schlummernde, angeerbte Böse seinen versuchenden Einfluß geltend machen konnte. Konnte die Erziehung, auf die der Prediger Gracedieu so stolz war, konnten die abstrakten Lehren der Moral dies leidende junge Wesen in den Versuchungen, die ihm ein unergründliches Geheimnis waren, vor der Schuld bewahren? Nein! Frauen handeln nach persönlichen Eindrücken, nach Motiven des Augenblicks. Ihr einziger unsichtbarer Schutzengel in den Kämpfen des Lebens ist die Liebe.

Ich war nicht lange allein, als das Dienstmädchen kam und meldete, Doktor Wellwood wünsche mich zu sprechen.

Der Arzt erwartete mich im Gange vor der Schlafstube des Geistlichen. Er fragte, ob er mich ungestört und ohne belauscht zu werden sprechen könne. Ich führte ihn sogleich in das Zimmer, das ich im Hause bewohnte.

»Gerade in dieser Zeit, die es äußerst wichtig macht, den Prediger ganz ruhig zu halten, ist etwas geschehen, was ihn aufgeregt, was ihn in Raserei versetzt hat. Er ist aus dem Bett aufgestanden und schreitet im Zimmer auf und ab. Ich kann es nicht verheimlichen, er steht an der Schwelle des Wahnsinns. «Jetzt besteht er darauf, Sie zu sehen. Da er sich davon absolut nicht abbringen lassen will, habe ich es zugegeben. Ich kann Sie aber unmöglich sich in eine entschiedene Gefahr begeben lassen ohne ein Wort der Warnung. Nach seinen Blicken und seinem Ton zu urtheilen, scheint er kein sehr freundschaftliches Motiv für seine Sehnsucht nach Ihnen zu haben.«

Ich wußte sehr genau, was sich begeben hatte, und da ich zu den ungeduldigen Leuten gehöre, die keinen Aufschub ertragen können, erklärte ich mich bereit, sogleich zu dem Kranken zu gehen. Der Arzt bat mich, noch

einen guten Rath anzuhören.

»Seien Sie ungemein vorsichtig, irgend etwas zu sagen oder zu thun, was ihn erbittern könnte. Spricht er eine Meinung aus, so geben Sie ihm Recht. Ist er unverschämt und anmaßend, so antworten Sie ihm nichts. In dem Zustande seines Gehirns kann man weiter nichts mit ihm anfangen, als ihm seinen Willen lassen. Bitte, denken Sie ja daran! Falls Sie mich nötig haben, ich halte mich in Hörweite.«

Fünfundvierzigstes Kapitel.



ch klopfte an die Thür zu des Pastors Schlafzimmer.

»Wer ist da?«.

Es war eine so kurze Frage, aber die Stimme, mit der sie gesprochen wurde, war biss zur Unkenntlichkeit verändert. Hätte ich nicht gewußt, vor wessen Thür ich mich befand, ich hätte gezweifelt, ob wirklich der Prediger gesprochen.

Im Augenblick, als ich seine Frage beantwortete, wurde ich eingelassen. Er verschloß die Thür hinter mir und stellte sich mit dem Rücken dagegen. Die gewohnte Blässe seines Gesichts war in ein dunkles Roth übergegangen, In seinen Augen lag ein Ausdruck wütenden Spottes. Helene's Rache hatte ihrem unglücklichen Vater ein unendlich größeres Leid angetan, als sie mirfüglich anthun konnte. Der Arzt hatte gesagt, sein Patient stehe am Rande des Wahnsinns. Meiner Meinung nach hatte er die Grenzlinie bereits überschritten.

Er empfing mich mit affektirter Herzlichkeit.

»Mein vorzüglicher Freund! Mein bewundernswerther, hohachtbarer, sehr willkommener Gast, Sie können sich nicht denken, wie ich mich freue, Sie zu sehen! Treten Sie doch einmal ein wenig näher an's Licht, ich muß Sie doch bewundern!«

Eingedenk den Rathschlägen des Doktors, gehorchte ich schweigend,

»O, Sie waren ein hübscher Mensch, als ich Sie zuerst kennen lernte,« fuhr er fort, »Es sind noch Ueberbleibsel davon vorhanden. Erinnern Sie sich noch der Zeit, als Sie der Liebling der Damen waren? Ei, verstellen Sie sich nicht! Leugnen Sie in Ihrem Alter nicht die Triumphe, die Sie in der Blüthe des Lebens gefeiert haben. Wie, habe ich nicht Recht?«

Zu welchem Zweck er das sagte, konnte ich nicht errathen. Ich folgte dem Rathe des Arztes und beeilte mich, ihm Recht zu geben. Indem ich diese Antwort gab, bemerkte ich, daß er etwas in der Hand hielt, was halb im Aermel seines Schlafrockes verborgen war. Was das für ein Gegenstand war, konnte ich nicht entdecken.

»Als ich Sie einmal zufällig irgendwo erwähnte,« redete er weiter, »ich habe vergessen, wo es war, ich glaube, gegen ein Glied meiner Gemeinde, wer es war, weiß ich nicht mehr, da hörte ich, Sie stammten von der Aristokratie ab. Wie war das?«

Er überraschte mich; indessen wie er auch zu seiner Weisheit gelangt sein mochte, man hatte ihn nicht getäuscht. Ich erzählte ihm, daß ich mütterlicherseits aristokratische Verbindungen hätte.

»Diese Aristokratie,« fing er an, »dies Geschlecht, das reich ist, ohne Geld zu verdienen, und edel, weil seine Urgroßväter einmal edel gewesen sind. Es lebt in Trägheit und Luxus, dies Geschlecht von Verschwendern, das seinen Gelüsten nachgeht ohne Scham und Gewissensbisse. Leugnen Sie, wenn Sie können, daß das eine treue Beschreibung von dieser Race ist!«

Es war wirklich beklagenswerth. Ich hatte tiefes Mitgefühl mit ihm und beschwichtigte ihn durch Nachgiebigkeit auf 's Neue.

»Und denken Sie nicht, ich könnte vergessen, daß Sie Einer von ihnen sind. Verstehen Sie mich, mein edler Freund?«

Mir blieb keine Wahl, ich gab wieder eine zustimmende Antwort.«

»Bis jetzt,« hub er wieder an, »kann ich mich über Sie nicht beklagen. Bis jetzt haben Sie keinen Versuch gemacht, mich zu betrügen. Was ich jetzt verlange, ist absolutes Schweigen. Wenn Sie es mir auch wohl nicht

zutrauen, so ist doch mein Kopf in Gärung; ich muß versuchen, einen klaren Gedanken zu fassen.«

Er steckte den Gegenstand, den ich in seiner Hand bemerkt hatte, in die Tasche seines Schlafrockes und begab sich nach dem Toilettentisch. Er zog eine Schublade auf, nahm ein zusammengefaltetes Papier heraus und trat wieder zu mir.

»Ein Diener des Evangeliums,« sagte er, »ist ein geweihter Mann und scheut vor einem Verbrechen zurück. Sie haben also nichts zu fürchten, wenigstens so lange Sie mir gehorchen. Ich habe eine heilige und schreckliche Pflicht zu erfüllen; dies hier ist nicht der rechte Ort dazu. Folgen Sie mir nach unten.«

Er führte mich aus dem Zimmer, ich folgte ihm. Doktor Wellwood wartete auf dem Gange, hielt sich aber dicht an der Treppe auf und entging der Beachtung, des Kranken. »Was hat er vor?« flüsterte der Arzt mir zu. Ich erwiderte in derselben Weite: »Er hat mir noch nichts gesagt. Ich habe es sorgfältig vermieden, ihn zu reizen.« Als wir die Treppe hinabstiegen, folgte mir der Doktor in gehöriger Entfernung. Er beschleunigte seinen Schritt, als er sah, wie der Prediger die Thür zu seinem Studierzimmer öffnete und wir Beide hineintraten.

Ehe er gleichfalls hineintreten konnte, wurde die Thür vor seinen Augen zugemacht und verschlossen. Herr Gracedieu zog den Schlüssel ab und warf ihn durch das offene Fenster in den Garten. Dann trat er in die Mitte des Zimmers zurück und legte das zusammengefaltete Papier auf den Tisch. Als er auch das gethan hatte, sprach er wieder zu mir.

»Glauben Sie nicht, wir seien allein; es ist noch eine dritte Person zugegen. Sehen Sie dorthin!«

Mit einer feierlichen Handbewegung zeigte er nach dem Porträt seiner Frau. Es war ein kleines Bild in sehr schlichtem Rahmen. Als Kunstwert war es jammervoll; die Aehnlichkeit jedoch konnte befriedigen. Mein unglücklicher Freund stand in tiefer Niedergeschlagenheit davor und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Doktor Wellwood war durch das Verschließen der Thür und das Abziehen des Schlüssels in schwere Sorge versetzt worden und konnte sich in meine gefährliche Lage hineindenken. Er hatte einen unauffälligen Weg herausgefunden, auf welchem er mit mir in Verbindung treten konnte. Ueber der Thür hindurch schob er seine Visitenkarte in das Zimmer. Ich nahm sie auf und las darauf die Worte: »Wie kann ich Ihnen helfen?«

Ich sog den Bleistift aus meinem Notizbuch und schrieb auf die leere Seite der Karte: »Er hat den Schlüssel in den Garten geschleudert; suchen Sie ihn unter dem Fenster.« Ehe ich meine Antwort beförderte, überzeugte ich mich durch einen Blick auf den Prediger, daß seine Stellung noch dieselbe war. Unbemerkt schob ich meinerseits die Karte unter der Thür hindurch.

Minute auf Minute floß langsam dahin und nichts ereignete sich.

Mein Verlangen, zu sehen, ob Doktor Wellwood den Schlüssel immer noch vergeblich suchte, lockte mich an das Fenster. Auf meinem Wege dahin riß ich mit dem Rockschoß eine kleine Schachtel mit Federn und Bleistiften - herab. So wenig Geräusch ihr Fall verursachte, so wurde der Prediger doch dadurch aufgestört.

»Ich habe mir im Gebet Kraft geholt,« erklärte er mir, Wiederum zeigte er auf das Porträt, »Meine Hände dürfen es nicht anrühren, so lange ich noch an ihr zweifle. Nehmen Sie es herab.«

Ich nahm das Bild von seinem Platze und stellte es auf einen Stuhl, der mitten zwischen uns stand. Zu meiner Verwunderung brach seine Stimme; die Thränen stiegen ihm in die Augen. »Sie denken vielleicht, Sie sehen hier nur ein Bild. Sie irren sich. Sie sehen meine Frau selber. Treten Sie hierher und sehen Sie sie mit mir an.«

Wir standen nebeneinander und unsere Augen waren auf das Bild geheftet.

Ohne daß ich irgend etwas gesagt oder gethan hätte, was ihn hätte in Aufregung bringen können, wendete er sich plötzlich in wilder Wuth nach mir um. »Kein Zeichen der Reue!« stieß er hervor. »Kein Erröthen der Scham! Schurke, Sie stehen entlarvt durch die gräßliche Ruhe, die ich in Ihrem Gesicht erblicke!

In diesem Augenblick dämmerte in mir die Erkenntnis auf, in welchem schmähhelchem Verdachte der Mann mich hatte. Jetzt verließ mich die Kraft der Selbstbeherrschung. Ich redete mit ihm, als hätte ich mit einem zurechnungsfähigen Wesen zu thun. »Einmal für alle Male,« sagte ich, »theilen Sie mir mit, was ich doch wissen muß. Sie haben einen Argwohn gegen mich. Sagen Sie mir, was Sie von mir glauben.«

Statt einer direkten Antwort ergriff er mich beim Arm und führte mich an den Tisch. »Nehmen Sie dies Papier auf. Es steht Geschriebenes darauf. Lesen Sie es - und sie dort sei Richter zwischen uns. Ihr Leben hängt von Ihrer Antwort ab.«

Ich faltete das Papier auseinander. »Soll ich es für mich allein lesen,« fragte ich, »oder soll ich es vorlesen?«

»Lesen Sie es vor!«

Ich las:

»Theuerster Vater! Ich habe das Unglück gehabt, Dein Mißfallen zu erregen, und ich darf nicht hoffen, daß Du mich persönlich vor Dich lassen wirst. Was ich Dir schmerzlicher Weise erzählen muß, kann nur auf schriftlichem Wege geschehen.

So großen Kummer es mir verursacht, Dir in Deinem jetzigen Gesundheitszustand Unruhe zu bereiten, so darf ich Dir die unglückliche Entdeckung nicht verschweigen, die ich gemacht habe.

In den glückseligen Tagen, als ich noch meinem Vater theuer war, erzähltest Du mir, Du gingest mit dem Gedanken um, einen sehr hochgeschätzten Freund zu Dir einzuladen. Du hattest ihn, wenn ich Dich recht verstand, schon bei Lebzeiten meiner Mutter kennen gelernt. Du hast mir von diesem alten Freund viele interessante Dinge erzählt, hast aber nicht einmal erwähnt, daß er meine Mutter gekannt oder auch nur gesehen hätte. Du hast mich immer in dem Glauben erhalten, daß diese zwei Menschen einander gar nicht kennen gelernt hätten.

Sollte ich Dich vielleicht nur falsch verstanden haben, so bitte ich Dich dringend, verbrenne diesen Brief, ohne erst die folgende Seite zu lesen, und vergieb mir, wenn ich Dich in meiner Unwissenheit unnötig in Schrecken gesetzt habe.«

Der Pastor unterbrach mich. »Legen Sie den Brief weg; ich will nicht abwarten, bis Sie zu Ende gelesen haben, ich will Sie jetzt gleich verhören. Geben Sie mir das Blatt her. Es wird mir helfen, dies Geheimnis der Sünde klar vor Augen zu behalten.

Ich gab ihm das Schreiben.

Er zögerte und warf noch einen Blick auf das Porträt. »Nehmen Sie sie fort,« gebot er, »ich kann meiner Frau nicht in die Augen sehen,«

Ich stellte das Bild so, daß er nur die Rückseite sehen konnte.

Er zog das Schreiben seiner Tochter zu Rathe und las es mit weit geringerer Verwirrung und Stammelei als ich bis jetzt bei ihm gesehen hatte. Hatte seine wahnsinnige Aufregung seinen Verstand geklärt, etwa wie ein Sturm die Luft reinigt? Ich kann nur die eine Thatsache berichten, die ich selbst nicht fließender und zusammenhängender hätte vorlesen können, als er es that.

»Helene sagt mir, Sie hätten sie an der Aehnlichkeit mit ihrer Mutter erkannt. Ist das wahr?«

»Vollkommen wahr.«

»Und Sie suchten eine Entschuldigung - sehen Sie, hier steht es - als sie um eine Erklärung bat, und verließen sie.«

»So ist es.«

Wieder blickte er in das Schreiben.

»Meine Tochter sagt - nein, bitte, ich will durchaus nicht unterbrochen werden! - sie sagt, Sie wären offenbar in Verlegenheit gerathen. Ist das wahr?«

»Ja, es ist wahr.«

Seine Augen wanderten wieder auf dem Briefe umher. »Sehen Sie, nun habe ich die Stelle verloren - suchen Sie sie mir wieder auf!«

Ich zeigte ihm die Stelle. Trotz seines Zornes äußerte seine natürliche Höflichkeit sich in einem verbindlichen: »Ich danke Ihnen!« Im nächsten Augenblick aber nahm er das Verhör mit derselben Schärfe wieder auf. »Erinnern Sie sich der Zeit, als wir uns in Ihrer Wohnung im Gefängnis kennen lernten! Waren Sie damals schon mit meiner Frau bekannt?«

»Ganz und gar nicht.«

»Haben Sie sie gesehen, als ich die Stadt bereits verlassen hatte? Sie geben zu, daß Sie Helene an der Aehnlichkeit mit ihrer Mutter erkannt haben. Sie müssen also ihre Mutter gesehen haben. Wo?«

Ich sagte ihm, daß Frau Gracedieu bei mir vorgespochen habe, nachdem er den Ruf zu einer andern Gemeinde erhalten und angenommen hatte.

»Wollen Sie mir etwa sagen,« brüllte er mich an, »meine Frau wäre zu Ihnen gekommen?«

»So war's«

»Und Sie haben sie empfangen, ohne sich zu erkundigen, ob ich um ihren Besuch wußte oder nicht? Schändlicher Betrug von Ihrer Seite - schändlicher Betrug von Seiten meiner Frau! O, über diesen greulichen Verrath!«

»Ihre Frau Gemahlin wollte sich bei mir erkundigen -« Ehe ich ein Wort weiter hervorbringen konnte, sah ich, wie der Prediger mit der Hand in die Tasche seines Schlafrockes fuhr, und hörte die unerbittlich streng gesprochenen Worte:

»Ein schuldloser Mann würde mir gesagt haben, daß meine Frau bei ihm gewesen war - Sie machten ein Geheimnis daraus.«

»Herr Prediger, ich bestehe darauf, daß Sie mich anhören! Das Motiv Ihrer Frau -«

Jetzt zog er den Gegenstand aus der Tasche hervor, den er darin versteckt hatte, ein Rasiermesser. Es war nicht mehr an der Zeit, meine Unschuld zu betheuern; ich mußte daran denken, mein Leben zu retten. Ein Stuhl stand neben mir, ich legte die Hand darauf und behielt den Kranken fest im Auge.

»Wen von beiden soll ich zuerst tödten? fragte er sich. »Den Mann, der mein vertrauter Freund war, oder das Weib, das ich für einen Engel in Menschengestalt hielt?« »Das Weib!« entschied er plötzlich. »Nichtswürdige Verrätherin! Ungetreue! O, wie habe ich sie geliebt!«

Mit einem Wuthgeheul stürzte er sich auf das Bild riß das Porträt aus dem Rahmen und zerschnitt es in winzige Stücke. Als sie unter dem Messer hervor Boden fielen, trat und stampfte er sie unter die Füße »Fahre hin, Weib meines Herzens!« schrie er dabei mit entsetzlich spöttischem Ton und Blick. Seine Augen stierten nach mir. »Nun kommt die Reihe an Dich!« schrie er und stürzte sich mit gezückter Waffe auf mich. Ich schleuderte den Stuhl gegen seinen rechten Arm. Das Rasiermesser fiel zu Boden. Ich packte ihn beim Handgelenk. Wie ein wildes Thier versuchte er, mich zu beißen. Mit

meiner freien Hand packte ich ihn bei der Kehle, drängte ihn rückwärts und zwängte ihn gegen die Wand. Unter den Druck meiner Hand an seinem Halse verhielt er sich ganz ruhig. Die Angst jedoch, ihm ernstlichen Schaden zuzufügen, übermannte mich derartig, daß ich meine Gefangenschaft vergaß und auf dem Punkte stand, um Hilfe zu rufen - als auf einmal Fußstritte außerhalb der Thür die schreckliche Stille unterbrachen. Ich hörte, wie der Schlüssel umgedreht wurde, und sah den Doktor in der Thür stehen.

Ich kann es nicht über mich gewinnen, die Ereignisse die nun folgten, ausführlich zu beschreiben.

Wir überwältigten meinen unglücklichen Freund und brachten ihn in's Bett. Ich ging in's Wohnzimmer, um den Betheiligten so zart wie möglich die Neuigkeiten mitzutheilen.

Was ich Fräulein Gallenlaune irgend ersparen konnte das that ich. Indessen mußte ich zugeben, daß der Kranke einen Wuthausbruch gehabt, in welchem er mit eigenen Händen das Bild seiner Frau zerstört hatte. Daß er mein eigenes Leben bedroht hatte, konnte ich ohne Mühe verschweigen. Auch mußte ich zugestehen, daß Herr Gracedieu plötzlich eine Abneigung gegen mich gefaßt hatte, die mich zwang, meinen Besuch zu beenden.

Am Abend besuchte mich Doktor Wellwood. Seiner sorgfältigen Behandlung war es gelungen, das arme, kranke Gehirn des Predigers soweit zu beruhigen, daß er einen erquickenden Schlaf gehabt hatte.

Der ärztliche Bericht am Morgen mochte immerhin zu einiger Hoffnung berechtigen. Der Geistliche hatte gut geschlafen, und beim Erwachen hatte sich keine Spur von Wahnsinniger Wuth bemerkbar gemacht. Ermuthigend jedoch klangen die Aussichten für die Zukunft nicht, die der Arzt mir öffnete, was für den Prediger zu fürchten war, wäre Geistesschwäche.

Eben wollte ich das Gasthaus, in dem ich mich einquartiert hatte, verlassen, um mich meinem Versprechen gemäß zu Ines zu begeben, als der Kellner mir eine junge Dame anmeldete, die mich zu sprechen wünsche, Helene Gracedieu.

Sie erklärte den Grund ihres Kommens mit jener verblüffenden Ruhe, die ihr eigentümlich, war. Sie fing an:

»Ich will nichts über das sagen, was sich gestern ereignet hat, soweit ich überhaupt davon unterrichtet bin. Es genügt mir vollkommen, daß Sie haben unser Haus verlassen und in dies Hotel flüchten müssen. Ich bin gekommen, um über die Zukunft mit Ihnen zu reden. Schenken Sie mir geneigte Aufmerksamkeit?«

Ich winkte ihr, fortzufahren. Hätte ich in Worten geantwortet, so würde die Aufforderung herausgekommen sein, das Zimmer zu verlassen.

»Zuerst,« hob sie wieder an, »dachte ich, Ihnen zu schreiben. Aber mir fiel ein, Sie könnten meinen Brief aufbewahren und ihn Philipp zeigen, um mich so in seiner Achtung herabzusetzen, wie Sie mich in seines Vaters Achtung herabgesetzt haben. Meine Absicht ist, Ihnen ein Wort der Warnung zukommen zu lassen. Falls Sie versuchen sollten, zwischen Philipp und mir Mißhelligkeiten hervorzurufen, so werde ich es sofort erfahren - und Sie wissen jetzt, was Sie zu erwarten haben, wenn Sie sich meine Feindschaft zugezogen haben. Es lohnt sich nicht, noch ein Wort weiter darüber zu verlieren. Ich hoffe, wir verstehen einander.«

Sie wartete augenscheinlich auf eine Antwort - sie erhielt auch eine.

»Noch nicht ganz. Ich habe bisher, wie es einem Gentleman zukommt, noch nicht aus den Augen gelassen, welche Rücksichten man einer Frau schuldig ist. Sie werden gut daran thun, mich nicht vergessen zu lassen, daß Sie eine Frau sind, indem Sie Ihren Besuch noch verlängern. So, Fräulein Gracedieu, jetzt verstehen wir einander.«

Sie machte mir eine tiefe Verbeugung und erwiderte in ihrem ironischen Tone: »Ich will Ihnen nur noch eine - vergnügte Heimreise wünschen!

Ich klingelte den Kellner herbei. »Führen Sie diese Dame hinaus,« befahl ich.

Selbst das brachte nicht den leisesten Eindruck auf sie hervor. Sie schlenderte so gemüthlich auf die Thür zu, als ob das Zimmer ihr gehörte, nicht mir.

Ich hatte beabsichtigt, nach der Farm zu fahren, sog aber vor, zu gehen.

Ich mußte an dem Hause des Pastors vorbei, Als ich dasselbe ein gutes Stück hinter mir hatte, sah ich zwei Damen auf mich zukommen. Sie gingen höchst freundschaftlich Arm in Arm. Als sie näher kamen, erkannte ich in der einen Fräulein Gallenlaune. Die andere war die Dame mittleren Alters, die ihren Namen nicht nennen wollte, als wir uns zufällig an der Thür des Predigerhauses trafen.

»Bitte, bitte, kommen Sie mit uns zurück!« flehte Fräulein Gallenlaune. »Wir sprachen gerade von Ihnen. Ich und meine Freundin –« Sie hielt plötzlich inne; unverkennbar war sie im Begriffe gewesen, den Namen herauszusprudeln, den sie doch in meiner Gegenwart nicht nennen sollte.

Die fremde Dame lächelte. Ihre herausfordernd vertraulichen Augen ruhten mit unverkennbarer Freude an der Szene auf mir.

»Ja, ja, Herr Direktor,« sagte sie, »in mehr als einem Punkte werden die Frauen von der Natur stiefmütterlich behandelt. Wenn sie in Jahren vorschreiten, so verliert ihre persönliche Erscheinung mehr als die der Männer. Ich für mein Theil bin überhaupt nicht wiederzuerkennen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen souffliere, wie es auf dem Theater heißt: ich bin Frau Tenbruggen.«

Frau Tenbruggen in der Stadt! Die einzige Person, deren Erscheinen Prediger Gracedieu fürchtete. Meine erste klare Idee war, nur schnell von den beiden Frauen loszukommen und dann ernstlich zu überlegen, was nun zu thun sei. Ich verbeugte mich und bat um Entschuldigung, aber ich habe es sehr eilig.

»Wohin gehen Sie denn so eilig?« war die sofort gestellte Frage.

Ich konnte auf keine Ausflucht kommen; so sagte ich denn, ich ginge nach der Farm.

»Meine herzensgute Inese zu besuchen?« sprudelte Fräulein Gallenlaune hervor. »O, wir wollen mitgehen!« Frau Tenbruggen fügte ohne Besinnen hinzu: »Mit dem größten Vergnügen!«

Sechshundvierzigstes Kapitel.

Vom Direktor erzählt.



Mein erster Impuls war, mich von den beiden liebenswürdigen Damen zu befreien, die mir ihre Gesellschaft antrugen. Ich brauchte ihnen nur zu sagen, daß meine Absicht war, den Weg zu Fuß zurückzulegen.

Spindeldürr, zäh und ungestüm wie Fräulein Gallenlaune war, nahm sie meine Entschuldigung wie eine neue, großartige Idee auf. »Nichts könnte mir angenehmer sein,« erklärte sie. »Ich bin mein Lebtage eine bewundernswürdige Fußgängerin gewesen.« Sie wendete sich an ihre Freundin: »Wir gehen mit ihm, mein Herzblatt, nicht wahr?«

Frau Tenbruggen fragte, wie weit es nach der Farm wäre. »Was? Fünf Meilen?« wiederholte sie. »Meine theure Selina, Du könntest mich ebenso gut auffordern, einen Spaziergang nach dem Nordpol zu unternehmen. - Eine von uns sind Sie los, Herr Direktor,« fügte sie scherzend hinzu, »und wenn Sie nur etwas scharf zulaufen lassen Sie die Andere bald auf dem Wege zurück.«

Allein die gesellige Selina wollte von keiner Trennung hören, sie fragte mich, ob ich etwas dagegen hätte, die Strecke zu Wagen zurückzulegen. Um jedem Einwand zu begegnen, erinnerte sie mich, daß in der nächsten Straße Wagen bereit ständen.

So entschloß ich mich denn, meinen Spaziergang aufzugeben. Es war ein herrliches Wetter. Die Sonne schien aufs Angenehmste und ein entzückender Wind kühlte die Luft.

Fräulein Gallenlaune verbreitete sich während der Fahrt darüber, wie schrecklich es sei, daß der Prediger das Bild seiner Frau zerstört habe.

Frau Tenbruggen fragte: »Wo hing denn das Porträt?«

»Liebstes Herz! Das Bild hing in Herrn Gracedieu's Studierzimmer!«

Der Akt wahnsinniger Zerstörung gewann durch das Gespräch für mich eine neue Bedeutung. Falls ich Frau Tenbruggen bemühen sollte, das Adoptivkind herauszufinden, so hätte das Porträt der Frau Pastor die Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter offenbart.

Ich hätte gern gewußt, warum die volkstümliche Masseuse ihre glänzende Karriere in London aufgegeben und sich in diese entlegene Provinzialstadt zurückgezogen hatte?

»Ist es indiskret, zu fragen,« sagte ich, »ob Sie sich jetzt von Berufswegen in dieser Stadt aufhalten?«

Sie war verschlagen genug, die Frage durch eine Gegenfrage zu ihrem Vorteil zu drehen? »Mochten sie sich selbst in meine Kur begeben?«

»Das ist mir leider unmöglich; ich habe schon Alles darauf eingerichtet nach London zurückzukehren.«

»Jetzt gleich?«

»Spätestens morgen.« |

So schlau sie war, so konnte sie doch eine deutliche Aeußerung der Freude in Gesicht und Wesen nicht unterdrücken. Sie hatte zu ihrer vollsten Zufriedenheit ausgekundschaftet, daß sie sich auf meine baldige Abreise verlassen konnte.

»Ich habe aber Ihre Frage noch nicht beantwortet«, nahm sie den Gegenstand wieder auf. »Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, ich bin ganz toll darauf, meine Kunst an Ihnen zu probieren. Sie werden sich meiner im

Fall der Not erinnern, nicht wahr? Bis dahin - ja, ich befinde mich im Interesse meines Geschäfts. Es handelt sich namentlich um eine sehr bemerkenswerte Persönlichkeit, die durch die Herren Aerzte glücklich bis an die Pforte des Todes gebracht worden ist, einen reichen Mann noch dazu, der wenigstens anständig bezahlt. Das ist nämlich mein Kampf mit London und Londonern. Einige Zeitungen daselbst, natürlich medizinische Zeitschriften, erklären meine Honorarforderungen für unverschämt, und die Patienten, die im Golde wühlen, sind geneigt, den Zeitungen beizustimmen. Die Londoner können auf mich warten, bis sie mich zurückrufen, und wenn ich dann zu ihnen zurückkehre, dann schlage ich mit meinen Preisen auf. Meine Finger, Herr Direktor, sind nicht ungestraft zu beleidigen.«

Frau Tenbruggen's Erklärung sah mir zu sehr danach aus, als sei sie vorbereitet und zurecht gemacht. Mein Verdacht war noch recht lange nicht aus dem Felde geschlagen, und ich war entschlossen, den Punkt noch weiter zu erörtern. »Um vom Prediger Gracedieu zu sprechen und von seiner wenigstens theilweisen Wiederherstellung,« sagte ich, »denken Sie, ihm könnte durch Massage geholfen werden?«

»Ich zweifle nicht im mindesten daran, wenn sie nur den Arzt wegschaffen können.«

Nach einer Weile bemerkte Frau Tenbruggen: »Ich finde ein Etwas in Ihrem Benehmen das ganz nach Mißtrauen aussieht - ich meine, Mißtrauen gegen mich.«

Fräulein Gallenlaune übernahm meine Vertheidigung: »O nein, Elisabeth! Du irrst Dich nicht oft; diesmal aber irrst Du Dich ganz entschieden. Mißtrauen ist gemein, »hier aber ist keine Spur von Gemeinem.«

Frau Tenbruggen erwartete sicher eine Antwort von mir.

»Ganz im Irrthum befinden Sie sich nicht,« erklärte ich ihr. »Ich will nicht gerade sagen, daß ich Mißtrauen hege; aber ich gestehe, es befremdet mich Manches an Ihnen.«

»Was, wenn ich fragen darf?«

»Darf ich annehmen, daß Sie sich unserer letzten Begegnung erinnern? Sie sahen, daß ich Sie nicht erkannte, und Sie weigerten sich, dem Mädchen, das Ihnen die Thür des Predigerhauses öffnete, Ihren Namen anzugeben. Ein paar Tage später hörte ich ganz zufällig, wie Sie Fräulein Gallenlaune untersagten, Ihren Namen in meiner Gegenwart zu nennen. Wie soll ich das verstehen?«

Ehe sie mir antworten konnte, fuhr der Wagen vor dem Hause vor, das wir aufsuchen wollten. Frau Tenbruggen versprach mir höflichst eine Erklärung, sobald sich die Gelegenheit böte.

Ines sprang aus dem Hause und machte uns die Thür auf. Sie wurde unverzüglich von Fräulein Gallenlaune an's Herz gedrückt. Als sie sich aus dieser Umarmung befreit hatte, kam sie auf mich zu und wünschte etwas Näheres über das Befinden ihres Vaters zu hören. Nachdem ich ihr aus des Doktors letztem Bericht Alles mitgetheilt hatte, was ich für rathsam hielt, bemerkte sie erst Frau Tenbruggen. Ich überließ es Fräulein Gallenlaune, die Beiden miteinander bekannt zu machen.

»Ines, mein Herzenskind, Du erinnerst Dich doch Frau Tenbruggen? Elisabeth dies ist mein süßes Mädchen. Ich erwähnte sie in einem meiner Briefe an Dich.«

»Ich hoffe, sie wird auch mein süßes Mädchen werden, wenn wir uns erst gegenseitig etwas besser kennen. Darf ich Sie küssen, mein Kind?«

Sie schlang ihren Arm um die Taille des jungen Mädchens und führte dasselbe nach dem Hause. Als die Frau des Gutsbesitzers sich zeigte, war Frau Tenbruggen so unwiderstehlich liebenswürdig und schenkte den Kindern soviel schmeichelhafte Beachtung, daß die harmlose Matrone vor Vergnügen erröthete.

Vor Tische wurden wir in der Farm umhergeführt. Die gute Frau vom Hause leitete uns überall hin, Fräulein Gallenlaune und ich gingen neben ihr, die Kinder sprangen vor uns her, Frau Tenbruggen folgte mit Ines in einiger Entfernung. Nicht lange danach sah ich, daß die Beiden sich getrennt hatten. Frau Tenbruggen schritt an mir vorüber, sah aber durchaus nicht so aufgeräumt aus als gewöhnlich. Ich blieb ein wenig zurück und gab so Ines die Gelegenheit, sich an mich anzuschließen.

»Ist diese Dame Ihre Freundin?« fragte sie mich.

»Nein, nur eine Bekannte. Was denken Sie von ihr?«

»Anfänglich dachte ich, ich würde sie recht gern haben; sie war so gütig und schien solche große Theilnahme für mich zu haben. Aber sie sprach so wunderbare Dinge. Sie fragte mich, ob ich meiner verstorbenen Mutter ähnlich sehe, welche von uns älter sei, meine Schwester oder ich, ob wir Beide die einzigen Kinder unseres Vaters seien, und ob er eine von uns lieber habe als die andere. Was ich ihr davon beantworten konnte, das that ich ja. Als ich ihr aber erklärte, ich wüßte nicht, wer von uns die Aelteste wäre, gab sie mir einen ärgerlichen Schlag auf die Schulter und sagte: Kind, das glaube ich Ihnen nicht. Damit verließ sie mich. Wie kann nur Selina die Frau so lieb haben? Sagen Sie es Keinem wieder; aber ich hoffe, ich werde sie nicht wieder zu sehen brauchen.«

»Ich will Ihr Geheimnis bewahren, Ines; Sie müssen das meinige auch bewahren. Ich stimme ganz mit Ihnen überein.«

Wir konnten nichts mehr miteinander reden. Unsere vorangegangenen Freunde warteten auf uns. Wir näherten uns ihnen sogleich.

Wenn ich noch einen Zweifel darüber gehegt hatte, weswegen Frau Tenbruggen London verlassen hatte, so war derselbe nun völlig gehoben. Sie hatte irgend ein selbstsüchtiges Interesse daran, das Adoptivkind des Predigers aufzustöbern. Was konnte ich da thun?

Zur Mittagszeit fanden wir den Herrn des Hauses, der uns erwartete, um uns zu begrüßen.

Als wir mit dem Mittagessen fertig waren, ordnete sich unser weiteres Zusammensein ganz ungesucht. Ohne nach Ausflüchten suchen zu müssen, ergriff Ines meinen Arm und führte mich in die willkommene Stille ihres eigenen Stübchens.

Ich konnte ihr aufrichtig Glück wünschen, als ich hörte, sie sei jetzt als ein Glied in die Familie des Farmers aufgenommen. Als Erzieherin seiner Kinder ging sie manchen Gefahren aus dem Wege, die sie ernstlich bedroht hätten, falls sie in das Haus des Predigers wieder hätte zurückkehren müssen.

Dass Tagebuch, das ich durchaus lesen sollte, wurde mir sogleich vorgelegt. Ich verfolgte den Bericht des Kindes über die schreckensvolle Nacht mit athemlosem Interesse. Ein grässlicher Traum, der in seinem Höhepunkt sogar somnambulische Erscheinungen gezeitigt und dadurch auf die Schläferin den Eindruck der Realität gemacht hatte - das war ohne Zweifel die einfache und naturgemäße Erklärung des Ganzen. Was ich nur irgend zu ihrer Beruhigung sagen konnte, das sagte ich ihr. Und als ich ihr aus vollem Herzen erklärte, daß das edle Gefühl ihrer Liebe sie wie bisher in allen Versuchungen aufrecht erhalten werde, da sah ich Hoffnung und Zuversicht aus ihren treuen Augen herausleuchten.

Sie schloß ihr Tagebuch wieder ein. Auf stillschweigende Uebereinkunft wechselten wir das Gesprächsthema. Ines fragte mich, ob ich wirklich nach London zurückkehren müsse. Ich sah keinen Grund, ihr zu verheimlichen, daß ich Philipp Dunboyne aufsuchen wollte.

»Sie trugen mir gestern auf,« erinnerte ich sie, »ihm zu sagen, Sie hätten ihm vergeben. Ist das noch Ihr Wunsch?«

»Allerdings! Ich habe erst noch in den schlaflosen Stunden der letzten Nacht darüber nachgedacht. Er hat mir die bittersten Schmerzen meines Lebens zugefügt; aber er hat mich zu einem bessern Menschen gemacht, als seine Liebe noch mir gehörte. Das vergesse ich ihm nicht.«

Ihre Stimme zitterte. Die Thränen stiegen ihr in die Augen. Mir war es unmöglich, meine Rührung zu verbergen.

Sie bat mich, noch einmal, zum letzten Mal, von Philipp sprechen zu dürfen.

»Wenn Sie ihm in London begegnen, so wird er Sie vielleicht fragen, ob Sie mich gesehen haben. Lassen Sie ihn wissen, daß er mich in dieser Welt nie wiedersehen darf. Sagen Sie ihm, ich habe ihm verziehen, und weiter nichts.«

Am Abend gewährte mir mein Hotel die Stille und Einsamkeit, deren ich bedurfte. Zum ersten Mal an diesem Tage konnte ich ungestört meinen Gedanken nachhängen.

Da ich entschlossen war, Philipp aufzusuchen, bereitete ich mich in der Weise auf die Unterredung vor, daß ich meine Auszüge aus seinen Briefen noch einmal durchsah.

Mit dem Frühzuge fuhr ich andern Tags nach London ab.

Mein Nachhauseweg führte mich vom Bahnhofe an dem Hotel vorüber, in welchem der ältere Herr Dunboyne logierte. Ich ließ mich sogleich bei ihm melden, erhielt jedoch den Bescheid, er sei beschäftigt. Aus Philipps Briefen hatte ich auch »die Adresse des Hotels ersehen, in dem er sich selber aufhielt. Ich verfügte mich auch dorthin, erfuhr aber zu meiner starken Enttäuschung, er habe das Hotel diesen Morgen verlassen; wohin er gegangen sei, wußte Niemand.

Die Post brachte mir am nächsten Tage Aufklärung über diesen Punkt. Fräulein Gallenlaune benachrichtigte mich, daß Philipp zu Helene zurückgekehrt sei.

Als ich von Ines Abschied genommen, hatte ich ihr meine Adresse gegeben und sie gebeten, an mich zu schreiben oder zu mir zu kommen, wenn ihr in meiner Abwesenheit irgend etwas zustoßen sollte.

Zwei Tage darauf erhielt ich von Ines ein paar Zeilen, die sie offenbar in der denkbar größten Aufregung geschrieben hatte:

»Philipp hat meinen Aufenthaltsort entdeckt. Er ist hier gewesen und hat darauf bestanden, mich zu sprechen. Ich habe es ihm abgeschlagen. Der gute Farmer hat sich so treulich meiner angenommen, »Ich kann nicht mehr schreiben.«

Siebenundvierzigstes Kapitel.



Als im wieder Nachricht von Fräulein Gallenlaune empfang, theilte sie mir im ersten Theil ihres Briefes mit, daß Philipp Dunboyne im Hotel wohne und Helene ihm in täglichem Verkehr stehe.

An demselben Tage empfang ich auch noch einen Brief von Ines. Der letzte Theil ihres Briefes lautete: »Durch einen Boten, den ich zu Selina schickte, erhielt ich Nachrichten - herzerbrechende Nachrichten - von meinem Vater. Es ist mir unmöglicher als je, Helene zu sehen. Sie hat mir über Philipp geschrieben, aber in einem so herzlosen, unverschämten Tone, daß ich den Brief vernichtet habe.«

Nach einiger Unterbrechung erscheint Fräulein Gallenlaune wieder in der Reihe meiner Auszüge. Fräulein Gallenlaune wußte absolut nichts davon, daß eins der beiden Mädchen nicht des Predigers Tochter, sondern nur ein Adoptivkind war. Ich meinerseits wußte absolut nichts davon, zu welchem Zweck Frau Tenbruggen die Tochter der Mörderin ausfindig machen wollte.

In meinem Herzensverlangen, schrieb mir Selina, mich nützlich zu machen, dachte ich meiner theuren Elisabeth einen Wink zu geben, durch dessen Befolgung ihre Nachforschungen über das Alter der beiden Mädchen vielleicht Erfolg hatten: »Warum solltest Du Dich nicht zu allererst an den Direktor wenden?« Sie hatte sich aber schon an Sie gewendet, leider ohne Erfolg.

Daß Helene meiner Freundin gegenüber kalt wie Eis sein würde, war nicht zu verwundern. Frau Tenbruggen sah indes darüber hinweg. Im Laufe der Unterhaltung ließ sie eine Frage mit unterfließen: »Darf ich fragen, Fräulein Helene, ob Sie älter sind als Ihre Schwester?« Die Antwort war natürlich: »Ich weiß es nicht.« Diesmal hatte wenigstens das ränkevollste Mädchen der die Wahrheit gesprochen.

Der Rechtsanwalt meiner Freundin empfing darauf die vertrauliche Anweisung, in den Kirchenbüchern nachzuspüren, wann die beiden Fräulein Gracedieu eingetragen worden. Heute Morgen ist sein Bescheid eingetroffen?

Durch Vergleichung der Daten und andere kluge Maßnahmen hatte der Rechtsanwalt den Ort entdeckt, in welchem Prediger Gracedieu zur Zeit dieser Geburt beschäftigt gewesen ist. Nun werden die Kirchenbücher von allen Kirchen der Stadt zu Rathe gezogen, aber die gesuchte Eintragung nicht gefunden. Ist das nicht ärgerlich?

Demnächst forschte meine Freundin nach unsern Dienstboten. Doch war das Glück uns auch hier so wenig hold wie immer.

Darauf kam Elisabeth mit einem merkwürdigen Vorschlag heraus. Sie bat mich, sie zu Herrn Gracedieu zu führen.

Ich sagte? »Du hast gewiß augenblicklich seinen trostlosen Geisteszustand vergessen.« »Ich will versuchen,« erklärte sie mir, »ob ich ihn nicht für ein paar Minuten aufrütteln kann.«

»Durch Massage?« fragte ich sie.

Sie lachte hell auf. »Eine solche Wirkung hat das Massieren nicht. Meine Hände verstehen aber mehr als einen Kunstgriff. Mach Du Dir nur keine Sorgen. Unglück werde ich nicht anrichten. Bringe mich nur zu dem Prediger.«

Wir gingen in sein Zimmer. Tadeln Sie mich nicht, daß ich ihr nachgab. Ich liebe Elisabeth zu sehr, um ihr - etwas abzuschlagen.

ein trauriger Anblick bot sich uns, als wir eintraten. Der Kranke war ganz glücklich und amüsierte sich wie ein Kind damit, einen Ball im Fangbecher

aufzufangen. Der Wächter sog sich auf mein Ersuchen zurück. Ich stellte Frau Tenbruggen vor. Er lächelte und gab ihr die Hand. Dabei sagte er: »Sind Sie eine Christin oder eine Heidin? Sie sind sehr hübsch. Wie oft können Sie den Ball so auffangen?« Hier war er mit seiner Unterhaltung zu Ende.

Elisabeth flüsterte mir zu: »Laß mich allein!«

Ich ließ die Beiden allein zusammen.

Eine endlose halbe Stunde verging. Mir wurde unruhig; ich ging wieder hinauf und sah in das Zimmer des armen Predigers. Er lehnte im Stuhl zurück; sein Spielzeug lag am Boden, er blickte ausdruckslos nach dem Licht, das durch das Fenster hineinschien. Frau Tenbruggen stand am andern Ende des Zimmers. Als wir zusammen das Zimmer verließen, nahm Herr Gracedieu keine Notiz von uns.

»Nun,« sagte ich, »wie ist die Sache abgelaufen?«

»Ganz ruhig antwortete meine edle Elisabeth: »Total - erfolglos!«

»Was sagtest Du zu ihm, nachdem Du mich hinausgeschickt hast?«

»Ich versuchte auf jede denkbare Weise aus ihm herauszulocken, welche von seinen beiden Töchtern die ältere sei.«

»Blieb er Dir die Antwort schuldig?«

»Er war mit der Antwort nur zu schnell bei der Hand, Erst sagte er, Helene sei die Aelteste; dann verbesserte er sich und erklärte, Ines sei älter; darauf sagte er, sie wären Zwillinge; zuletzt fing er wieder von vorn an und ließ bald diese die ältere sein, bald jene.«

»Was fangen wir nun an?«

»Nun können wir gar nichts mehr anfangen, Selina.«

»Was!« rief ich aus, »Du gibst es auf?«

Meine heldenmütige Freundin antwortete: »Ich weiß, wann ich besiegt bin; ich gebe es auf.« Sie sah nach der Uhr. Es war Zeit, daß sie zu einem ihrer Patienten ging. Was für eine Seelenstärke! Aber, Herr Direktor, was für ein Fehlschlag für mich! Nur über Eins bin ich mir klar: sobald mich etwas quält oder beunruhigt, werde ich sofort an Sie schreiben.

Mit diesem Ausdruck ihres Vertrauens schloß Selina Ihren Bericht. Ich wünschte, ich hätte auch, wie sie, glauben zu können, daß der Gegenstand ihrer Bewunderung ihr die Wahrheit gesagt hatte.

Ein paar Tage später beehrte mich Frau Tenbruggen mit einem Besuche in meinem Hause unweit London. Diesem Umstande verdanke ich die folgende Ergänzung zu der oben mitgetheilten Erzählung Selina's.

Sie erzählte mir demgemäß:

»Ich hoffte, mein Ziel zu erreichen, indem ich unsern ehrwürdigen Freund magnetisierte. Ich erreichte aber nur, daß er in Nervenkrämpfe verfiel, und mußte die Sache aufgeben. Dennoch weiß ich jetzt von den Töchtern des Predigers Gracedieu genau so viel wie Sie. Was sagen Sie dazu?«

»Ich sage: Nennen Sie mir das adoptierte Kind!«

»Helene, so wahr ich Tenbruggen heiße.«

Unter ihrer erkünstelten Sicherheit las ich das Bestreben, mir die Gedanken vom Gesicht abzulesen.

»Wie sind Sie zu Ihrer Entdeckung gekommen?« fragte ich sie ruhig. »Ich wüßte nicht, daß Jemand Ihnen dabei hätte helfen können.«

»Ich) half mir selber, Herr Direktor. Ich klügelte es aus. Für eine Frau etwas Großes, nicht wahr?«

Meine einzige Antwort hierauf war eine Verbeugung.

Jetzt zog Frau Tenbruggen's Eitelkeit mich in's Vertrauen. »Erstens ist Helene offenbar die Schlechtere von Beiden. Ich ließ mich nicht von dem beeinflussen, was Selina mir von ihr erzählte; ich sah und fühlte es selbst, ehe ich nur fünf Minuten in ihrer Gesellschaft zugebracht hatte. Nun findet

sich zweitens ein gewisses Etwas, wenn auch nur sehr gering, in ihrem Haar und ihrem Teint, das mich an die Mörderin erinnert. Eine andere Aehnlichkeit, gebe ich zu, ist nicht vorhanden. Drittens führen die Namen der Mädchen zu demselben Schluß. Herr Gracedieu ist ein Methodist. Würde er seinem eigenen Kinde einen heidnischen Namen geben, wie »Helene« einer ist? Nein, Ines ist seine Tochter, und Helene war das Kind, das ich seinerzeit in's Gefängnis brachte. Leugnen Sie es?»

»Ich leugne es nicht!

Nur vier Worte! Aber sie wurden im Ton der Ueberzeugung gesprochen, und meine Absicht gelang. Frau Tenbruggen hatte ihren Zweck erreicht; ich hatte sie in dem fälschlichen Glauben bestärkt, daß Helene das adoptierte Kind sei.

Sie stand auf und verabschiedete sich. Als ich sie an die Thür begleitete, wendete sie sich mit ihrem verschmitzten Lächeln zu mir um: »Ich habe es mir viele Mühe kosten lassen, um hinter das Geheimnis des Predigers zu kommen. Ich habe Ihnen schon gezeigt, daß ein Weib denken und Schlüsse ziehen kann; lernen Sie nun noch hinzu, daß ein Weib auch ein Geheimnis bewahren kann. Adieu! Gott segne Sie!«

Dritte Periode: 1876

Helenas Tagebuch wird fortgesetzt.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Aus Helene's Tagebuch.



So lange mein Vater sich in seinem gegenwärtigen hilflosen Zustande befindet, muß irgend Jemand die Leitung im Hause übernehmen. Es kann kein Zweifel darüber aufkommen, daß ich der Jemand bin.

In meiner erregten Gemütsverfassung, manchmal an Philipp zweifelnd, manchmal auf ihn hoffend, finde ich Frau Tenbruggen einfach unerträglich. Eine Aerztin ist schon an und für sich ein Wesen, das ich verabscheue. Im günstigsten Falle ist sie eine schlechte Nachbildung von einem Manne.

Gestern Abend war mein Herz in einem qualvollen Zustande. Philipp war wie gewöhnlich die Ursache. Vielleicht habe ich unklug gehandelt, als ich darauf drang, er solle London verlassen und hierher zurückkehren. Aber wie konnte ich anders handeln? Ich mußte ihn unter allen Umständen dem Einfluß seines verhaßten Vaters entziehen, den ich jetzt als das einzige ernste Hindernis für meine Heirath ansehe. Es ist keine Aussicht vorhanden, ihn dadurch loszuwerden, daß er nach Irland zurückginge. Er versucht ein neues Heilmittel für seine verkrüppelte Hand - die Elektrizität. Wenn's doch der Blick wäre, der ihn gleich tödtete!

Nichts kann mich entschädigen für Alles, was ich gelitten habe, nichts kann mein Herz mit dem entzückenden Triumph über Ines sättigen, als nur meine Verheirathung mit Philipp. Und was sagt er, wenn ich ihn dazu dränge? - Er hat seine Antwort zur Hand, und immer dieselbe: Wovon sollen wir leben? Hast Du das nötige Geld?

Das Schauderhafteste daran ist, daß ich ihn nicht anklagen kann, er bringe unbegründete Entschuldigungen vor. Wir hier sind seit Vaters Krankheit ärmer als je, und Philipps Einkommen reicht kaum zum Unterhalt eines einzelnen Mannes hin. O, wie ich die Reichen hasse!

Die letzten beiden Tage bin ich durch eine schlimme Erkältung mit Fieber an mein Zimmer gefesselt worden. Jedenfalls habe ich sie mir zugezogen, als ich bis drei Uhr Morgens am offenen Fenster saß und mich von meinem Buch nicht losreißen konnte. Ich zeigte Philipp mein Unwohlsein schriftlich an. Am ersten Tage kam er und erkundigte sich nach mir. Am zweiten Tage kam weder er noch ein Brief von ihm. Heute ist der dritte Tag, und noch hat er nichts von sich hören lassen. Ich fühle mich besser, darf aber noch nicht ausgehen. Noch eine Stunde will ich warten; wird bis dahin meine Geduld nicht belohnt, so schicke ich einen Brief nach seinem Hotel.

Keine Nachricht von Philipp. Ich habe hingeschickt.

Jetzt ist das Mädchen zurückgekommen, hat aber meinen Brief zurückgebracht. Der Kellner sagte, Herr Dunboyne wäre mit dem

Morgenzuge noch London abgereist. Für mich hatte er nichts hinterlassen, keine Erklärung, keine Entschuldigung.

Kann er mich verlassen haben!? Ich befinde mich vor Wuth und Zweifel in einer solch wahnsinnigen Erregung, daß ich diese schauerliche Frage kaum niederschreiben kann. Ist es möglich - ach, ich fühle, es ist möglich! - daß er mit Ines abgereist ist? Wo soll ich sie in dem Falle finden? Wenn ich sie fände, was sollte ich Ihnen anthun? Anthun? Ich habe das Gefühl, als könnte ich sie Beide umbringen!

Wir sind heute zusammen gewesen wie gewöhnlich. Er hat sich abscheulich benommen.

Als ich ihn fragte, zu welchem Zwecke er nah London gegangen sei, da antwortete er mir: »In Geschäften Er brachte diese blödsinnige Ausrede so kühl hervor, als dächte er wirklich, ich könnte sie glauben. Ich schwieg um nicht seine Rückkehr durch einen Zwist zu verderben, Aber es war ein Unglückstag. Noch eine schwerere Probe stand meiner Selbstbeherrschung bevor. Ohne den leisesten Anflug von Scham theilte mir Philipp mit, er habe einen Auftrag für mich von Frau Tenbruggen! Sie brauchte irische Spitzen, und ich möchte doch so freundlich sein, ihr das beste Geschäft dafür zu nennen.

War es wirklich sein Ernst? »Du,« sagte ich, »der sie so verabscheute und beargwöhnte, Du stehst auf freundschaftlichem Fuße mit dieser Frau?«

Er machte mir Vorstellungen. »Meine theure Helene, rede nicht in dem Ton von Frau Tenbruggen. Wir haben uns Beide in ihr getäuscht. Das gute Wesen hat die brutale Weise vergessen, in der ich sie behandelt habe. Sie bot mir die Hand zur Versöhnung und schlug vor wir sollten vergessen, was vorgefallen ist.«

Ich gab natürlich nach und schrieb ihm die Adresse eines hiesigen Geschäfts auf.

Er war so erfreut, daß er mich küßte! Ja, der lächerlichste Kuß, den er mir seit Wochen gegeben, war meine Belohnung für diese Nachgiebigkeit gegen Frau Tenbruggen.

— — — — —

Am nächsten Tage war ich ganz auf einen Besuch von Frau Tenbruggen gefaßt. Dazu war sie zu klug. ich erhielt nur ein höfliches Briefchen, worin sie sich die Adresse bedankte und scheinbar ganz ungesucht hinzufügte: »Ich verdiene mehr Geld, als ich unterbringen kann, und irische Spitzen bete ich an.«

Auch der nächste Tag kam, und sie vermied noch immer, auf persönliche Annäherung und Versöhnung zu dringen. Dagegen wurde mir ein prachtvoller Blumenstrauß geschickt mit folgenden Zeilen: »Ein Tribut, meine theure Helene, von einem meiner dankbaren Patienten. Für eine alte Frau wie ich ein viel zu schönes Geschenk. Ich gebe dem Dichter Recht: »Das Süße der Süßen!« Ein herrlicher Gedanke von Shakespeare, nicht wahr? Ich möchte gern die Stelle einmal nachschlagen. Würden Sie nicht die Güte haben, den betreffenden Band im Vorsaal niederzulegen, damit ich ihn nachsehen kann, wenn ich morgen einmal im Vorbeigehen mit herankomme?«

— — — — —

Es wäre zu lächerlich gewesen, hätte Frau Tenbruggen im Vorsaale Shakespeare nachgeschlagen. Ich hatte die Ehre, sie in meinem Zimmer zu empfangen. Wir feierten eine rührende Versöhnung und vergaßen darüber ganz unsern Shakespeare.

Ich werde ganz irre an ihr, wirklich, ganz irre. Nachdem sie sich mit Philipp so gut verständigt hat, ist sie fest entschlossen, dasselbe Wunder auch an mir zu verrichten. Nun frage ich mich nur immer wieder: Was hat sie dabei im Sinn, wenn sie sich soviel Mühe um uns gibt? Aus welchem Grunde begünstigt sie unser Verhältnis, das ihr doch von Fräulein Gallenlaune als ein unverzeihliches Unrecht gegen Ines dargestellt worden ist??

Frau Tenbruggen schrieb mir in einem dritten Brief, sie hätte den ganzen Tag an mich denken müssen, und so freundlich ich sie auch aufgenommen hätte, so wäre sie sich doch bewußt, daß ich noch Zweifel an ihr hegte, die ihr Besuch nicht hätte beseitigen können. Möchte ich ihr nicht erlauben, mir morgen noch einen Besuch. abzustatten, um sich in meiner Achtung zu befestigen?

Was kann sie mir zu sagen haben, dass sie nicht schon gesagt hätte? Soll mich doch wundern, ob es etwas über Philipp ist.

Bei ihrem Besuche am folgenden Tage zeigte sich Frau Tenbruggen's Fähigkeit, sich zu bessern, in einem neuen Lichte. Sie warf alle ihre frühere Vertraulichkeit gegen mich ab und kam auf den Zweck ihres Besuches Ohne ein überflüssiges Wort der Erklärung oder Entschuldigung.

»Hat Herr Philipp Dunboyne Ihnen erzählt, weshalb er nach London gegangen ist?«

»Er brauchte eine alltägliche Redensart,« sagte ich. »Er meinte, Geschäfte hätten ihn nach London geführt. Ich weiß nichts weiter.«

»Sie haben die beste Aussicht, glücklich zu werden, wenn Sie verheirathet sind, Fräulein Helene; augenscheinlich fürchtet sich Ihr künftiger Gatte vor Ihnen. Ich fürchte mich nicht vor Ihnen und werde Ihnen etwas anvertrauen, was Sie interessieren wird. Das Geschäft, das den jungen Herrn Dunboyne nach London führte, war ein Besuch bei einer sehr beachtenswerten Persönlichkeit, von der er eine ihm wichtige Auskunft erlangen wollte. Diese Persönlichkeit war der weise - um nicht zu sagen schlaue - alte Herr, den wir Herr Direktor zu nennen pflegten. Sie kennen ihn ja wohl?«

»Ja; ich kann aber nicht begreifen, wozu Philipp sich an ihn wenden sollte.«

»Haben Sie jemals etwas gelesen oder gehört von einer verliebten Laune eines alten Mannes?«

»O ja, das habe ich wohl.«

»Nun, der Direktor hat eben Ihre Schwester Ines in's Herz geschlossen. Als ich mit ihnen im Farmhause war, schienen sie sich außerordentlich gut zu verstehen.«

»Entschuldigen Sie, Frau Tenbruggen, das ist mir bekannt. Was wollte Philipp bei dem Direktor?«

Sie lächelte. »Wenn irgend ein Mensch weiß, wie es um Ines und ihre Gefühle bestellt ist, so ist es der Direktor. Ich sandte Herrn Dunboyne zu ihm, damit er sich bei ihm Klarheit verschaffe - da haben Sie seinen Zweck.«

»Wurde Philipp freundlich empfangen? Oder lachte der alte Schuft ihn aus?«

»Mein theures Fräulein Gracedieu, der alte »Schuft« ist ein Mann von Welt und begeht solche Fehlgriffe nicht. Ich kann die Unterhaltung zwischen ihnen nach Frage und Antwort wiederholen, genau wie sie verlaufen ist. »Darf ich fragen, Herr Direktor, ob sie Ihnen etwas über mich gesagt hat?« - »Sie hat oft über Sie gesprochen.« - »Schien sie mir zu zürnen?« - »Dazu ist sie viel zu sanft und viel zu gut.« - »Glauben Sie wohl, daß sie mir vergeben wird?« - »Sie hat Ihnen vergeben.« - »Hat sie das selbst gesagt?« - »Ja, und ganz aus freien Stücken.« - »Warum weigerte sie sich, mich zu sprechen, als ich sie in der Farm aufsuchte?« - »Sie hatte ihre eigenen Gründe dafür - vollwichtige Gründe.« - »Hat es ihr seitdem leid gethan?« - »Ganz und gar

nicht.« - »Würde sie wohl darauf eingehen, wenn ich ihr eine Aussöhnung vorschläge?« - »Diese Frage habe ich ihr auch vorgelegt.« - »Wie nahm sie dieselbe auf?« - »Sie lehnte sie ab.« - »Die Aussöhnung lehnte sie ab?« - »Ja.« - »Sind Sie gewiß, daß es ihr Ernst war?« - »Ich bin unbedingt gewiß darüber.* Diese letzte Antwort war dem jungen Dunboyne genug und übergenuß, wie er selbst gestand. Er erhob sich und wollte gehen, da trug sich etwas Seltsames zu.

»Nachdem er ihm alle jene äußerst ungünstigen Antworten gegeben hatte, klopfte der Direktor ihm väterlich auf die Schulter und ermutigte ihn zu neuer Hoffnung: »Ehe wir uns Lebewohl sagen, Herr Philipp, noch ein Wort. Wenn ich so jung wäre wie Sie, so würde ich nicht verzagen.« Das war nun ein so unvermittelter Wechsel der Ansichten. Wer kann ihn erklären?«

Sehr einfach. Der Wunsch des Direktors, Philipp und Ines versöhnt zu sehen, erklärte ihn. Möglich, daß Frau Tenbruggen die besten Absichten gehabt hat, aber sie hat die Beiden vielleicht damit zusammengebracht, ganz wie der Direktor es möchte. »Nur weiter,« sagte ich; »ich bin gefaßt darauf, zu hören, daß Philipp wieder in der Farm gewesen und diesmal empfangen worden ist.«

Soviel muß ich ihr lassen: sie verstand es meisterhaft sich zu beherrschen.

»Das hat er nicht gethan,« sagte sie, »aber etwas ungefähr ebenso Thörichtes. Er hat an Ihre Schwester geschrieben.«

»Und hat natürlich eine günstige Antwort erhalten?«

Sie fuhr mit der Hand in die Tasche ihres Kleides.

»Hier ist die Antwort.«

Die Schlußworte des Briefes lauteten: »Sie sind mit Helene verlobt. Betrachten Sie mich als eine Fremde, bis Sie verheirathet sind. Dann sind Sie mein Schwager, und dann mögen Sie auch an mich schreiben.«

Ich gab Frau Tenbruggen den Brief zurück und sprach ihr mein aufrichtiges Bedauern aus, daß ich an ihr gezweifelt hatte. »Ich bin Ihrer großmüthigen Theilnahme nicht würdig gewesen,« sagte ich; »ich schäme mich fast, Ihnen jetzt die Hand zu bieten.«

Sie ergriff meine Hand, drückte sie fest und herzlich und sagte: »Wissen Sie, Helene, was ich an Ihrer Stelle thun würde? Ich würde unsern hübschen jungen Mann aus seinem Hotel wegnehmen!«

»Ich will Alles thun, was Sie mir rathen,« versicherte ich.

»Daran werden Sie gut thun, mein Kind. Machen Sie Philipp zu einem Mitglied Ihrer Familie.«

Dieser Rath befremdete mich natürlich sehr. Ich wandte ein, daß sich das nicht schicke. Frau Tenbruggen lachte mich aus.

»Dabei kommt Ihnen Selina gut zu statten,« sagte sie. »So lange sie sich im Hause befindet, ist der Schicklichkeit Genüge geleistet. Außerdem werde ich beständig aus- und eingehen, denn ich beabsichtige, Ihren Vater zu kurieren. Um Mama Tenbruggen aber schwebt eine Atmosphäre der Tugend. Ueberlegen Sie sich die Sache.«

Ich überlegte mir die Sache, und etwas Schmähhches war die Folge davon: Philipp kam zu uns und wohnt nun in unserem Hause.

Er ist entzückend zärtlich gegen mich. Seine glühende Anbetung überragt bei Weitem alle früher Ines erzeugten Aufmerksamkeiten. Ich bin außerordentlich zufrieden mit mir selber.

— — — — —

Drei Ereignisse seit gestern, die mir, so unbedeutend sie an sich sind, etwas Schlimmes anzudeuten scheinen. Erstens: Fräulein Gallenlaune, die sich erst darum riß, meine Stelle einzunehmen, hat mir die Bitte abgeschlagen, meine häuslichen Aufgaben auf sich zu nehmen. Zweitens: Philipp hat wieder einen

langen Spaziergang gemacht. Drittens: Als er, düster und niedergedrückt, zurückkam, fing ich einen theilnehmenden, mitleidsvollen Blick auf, den Fräulein Gallenlaune auf Philipp heftete. Was hat das alles zu bedeuten?

— — — — —

Heute früh bin ich kräftig, ruhig und ganz dazu aufgelegt, Herrn Philipp Dunboyne ebenso zu hintergehen wie er mich hintergangen hat. Er hat nicht die entfernteste Ahnung davon, daß ich ihn durchschaut habe. Ich wünschte nur, er hätte Mut genug, um Jemand zu tödten. Welchen Genuß würde es mir bereiten, das dem Schafott zunächst liegende Fenster zu mieten und ihn hängen zu sehen!

Fräulein Gallenlaune ist vergnügter als je. Sie will sich eine kleine Erholung gönnen und hüllt den Schleier des Geheimnisse⁸ darum. »Adieu, Fräulein Helene! Ich halte mich einen oder zwei Tage bei einer Freundin auf.« Was ist's für eine Freundin? Wer interessiert sich dafür!

— — — — —

Gestern Abend konnte ich nicht einschlafen. In der Dunkelheit kam mir die kühne Idee. Heute habe ich dieselbe ausgeführt. Was sich daraus ergab, ist wohl des Aufschreibens werth.

Ich mache mich zur gewöhnlichen Stunde an meine häuslichen Obliegenheiten. Die eigensinnige Köchin that mir einen Gefallen: sie war frech und wollte ihren Kopf durchsetzen. Ich ließ ihr ihren Willen. In weniger als fünf Minuten stand ich in der Speisekammer und paßte auf. Ich konnte von da die Hausthür übersehen; Hut und Schirm lagen auf dem Tische neben mir.

Ein paar Minuten später ging die Thür auf, Herr Philipp Dunboyne trat heraus. Er unternahm wieder einen von seinen langen Spaziergängen.

Ich folgte ihm nach der Straße, in der die Droschken stehen. Er nahm die erste von der Reihe, eine offene. Ich hielt mich währenddem hinter einer Ladenthür verborgen.; Im Augenblick, als er abfuhr, mietete ich eine geschlossene Droschke. »Kutscher, was auch der Fahrpreis sein mag, ich verdopple ihn, wenn Sie geschickt jene vordere Droschke verfolgen und alles thun, was ich Ihnen sage.«

Er nickte und blinkte mir zu. Es war ein gefährlich aussehender alter Bursche, gerade der Mann, den ich brauchte.

Wir folgten dem Wagen.

Nach einer langen Fahrt, wenigstens lang für meine Ungeduld, fuhren wir vorbei an dem vorderen Gefährt, das bei einem einsamen Hause anhielt. In abermals zwei bis drei Minuten hielten auch wir an der Biegung eines Weges und stiegen etwas bergab. Das Farmhaus, das wir hinter uns gelassen hatten und das durch einen Vorgarten von der Straße getrennt war, war meinem Kutscher bekannt. Er führte mich zu einer Pforte seitlich von der Straße und öffnete sie für mich.

Als ich über das Feld ging, sah ich mich um. Der Kutscher saß am Eingangsthor und rauchte seine Pfeife; das Pferd naschte von dem Grase am Wegrande.

Als ich an der Scheune vorbei war, sah ich nichts Auffallendes. Weder nah noch fern war nur irgend ein lebendes Wesen zu sehen. Ich gelangte an einen hölzernen Zaun, in welchem ich ein Pförtchen öffnete und auf eine kleine wüstliegende Fläche trat.

Indem ich gebückt hinter eine Hecke trat, hörte ich jenseits derselben Stimmen, die sich mir näherten. Die Person, die im Augenblick sprach, war Fräulein Gallenlaune, und die Person, die ich antworten hörte, war Philipp.

»Ich fürchte, mein lieber Herr Philipp, Sie verstehen meine süße Ines nicht ganz. Aufrichtig, hochherzig, zart in ihren Empfindungen, und o, so selbstlos! Ich beabsichtige nicht, Sie zu ängstigen, aber wenn sie hört, daß Sie Helene hintergangen haben -«

»Auf mein Wort, Fräulein Gallenlaune, Sie sind zu geradeheraus! Ich habe Helene nicht hintergangen! Helene liebte mich; Helene war mir treu. Ich habe es versucht, Fräulein Gallenlaune, um Helene gerecht zu werden, Ines zu vergessen. Kann ich dafür, daß es mir nicht gelungen ist? Ich konnte mich immer nur mit ihr beschäftigen. O, liebe Freundin - überreden Sie sie, daß sie mich hört, und wäre es nur für eine Minute!«

»Herr Philipp, Sie sind eigensinnig und unvernünftig. Ich habe versucht, sie zu überreden, aber ich habe meinem Liebling nur Thränen entlockt. Was Sie mir auch sagen mögen, ich werde ihr nicht zum zweiten Mal wehethun. Gehen Sie zu Ihrer Helene zurück.«

»Es ist zu spät.«

»Sagen Sie mir doch nur, was sie begangen hat!«

»O, lassen Sie uns nicht von ihr sprechen. Bestimmen Sie Ines, daß sie mich vor sich läßt. Ich komme wieder und immer wieder, bis Sie sie zu mir bringen.«

»Bitte, sprechen Sie nicht so thöricht. Wenn sie ihren Widerstand aufgibt, so will ich Sie mit Freuden zu ihr führen. Hält sie sich noch immer von Ihnen zurück, so sind mir ihre Gefühle heilig. Nehmen Sie meinen Rath an, drängen Sie sie nicht. Gönnen Sie ihr Zeit, an Sie zu denken und Sie zu bemitleiden - und wer weiß, ob dies treue Herz Ihnen nicht doch noch gehören wird, wenn Sie dessen nämlich werth sind.«

»Werth? Wie meinen Sie das?«

»Sind Sie wirklich fest entschlossen, es nicht mehr mit Helene zu halten?«

»Mit Helene halten? Ich würde mir den Hals abschneiden, wenn ich mich dazu für fähig hielte. Helene ekelte mich an.«

In der Weise machten sie die Sache unter sich ab. Philipp wird mich wegwerfen wie eine schlechte Cigarre, mit der unwiderlegbaren Begründung: Helene ekelte mich an. Dann wird er Ines bereden, an meine Stelle zu treten und seine Frau zu werden. Ja, wenn ich es zulasse!

Ich hörte nichts weiter von ihrem Gespräch. Diese letzte, schlimmste Beleidigung in mein Gedächtnis einbrennend, verließ ich den Ort.

Als ich nach Hause kam, traf ich im Speisezimmer Frau Tenbruggen, die in tiefen Gedanken hin und herschritt. Sie fuhr zusammen, als wir uns gegenübertraten. »Sie sehen entsetzlich krank aus,« sagte sie.

Ich gab zur Antwort, ich hätte mir ein wenig Bewegung machen wollen und hätte mich dabei überangestrengt. Dann wechselte ich den Gegenstand und fragte: »Bessert sich mein Vater unter Ihrer Behandlung?«

»Leider nicht. Er phantasiert ganz toll über Ereignissen aus seinem früheren Leben. Haben Sie ihn jemals von einem Orte Namens Low Lanes sprechen hören?«

Sie erwartete meine Erwiderung so augenscheinlich gespannt, daß ich davon überrascht war. Ich hatte ihn nie einen solchen Ort nennen hören.

»Haben Sie ein besonderes Interesse an dem Orte?« fragte ich.

»O, ganz und gar nicht.«

Sie ging zu einem ihrer Patienten. Ich zog mich in mein Schlafzimmer zurück und nahm mein Tagebuch vor.

Nach Tische kam Frau Tenbruggen wieder mit heran, um sich über meine Gesundheit zu beruhigen. »Wie Sie glühen!« sagte sie. »Lassen Sie mich Ihren Puls fühlen.« Ich lachte und ließ sie allein.

Da ich an der Thür meines Vaters vorüberging, sah ich nach ihm, um mich zu überzeugen, ob er sich wirklich in dem erregten Zustand befände, wie Frau Tenbruggen ihn beschrieben hatte. Ja, er sprach immerfort. Der Wächter sagte mir, so wäre er schon seit vielen Stunden. Als ich mich seinem Stuhle näherte, fragte er in schreiendem Tone: »Wer bist Du, Ines oder Helene?« Als ich diese Frage beantwortet hatte, winkte er mich näher zu sich heran und sagte: »Ich werde mit jeder Minute kräftiger. Wir werden morgen abreisen und den Ort besuchen, wo Du geboren bist, Low Lanes. Was für ein häßliches Dorf! Und was für ein alberner Name! Ich habe in dieser Nacht von meinem Schwager, dem Rektor, geträumt. Glaubst Du wirklich, er ist todt? Oder ist es bloß eine Lüge? Laß uns nur hingehen und nachsehen aber sage es Niemand. Ich glaube, ich werde wieder jung. Lebe wohl!

Traurig, traurig! Wie wird das enden?«

Der heutige Tag hat gar nichts gebracht. Frau Tenbruggen läßt noch nichts von sich sehen.

Herr Philipp Dunboyne versucht, sich die Wege zu bahnen, um aus diesem Hause zu entkommen. Er spricht von seinen Freunden in London, die ihm zu einer Anstellung, dem Ziele seines Strebens, verhelfen wollen, in einigen Tagen,« sagte er, »werde ich um Urlaub bitten müssen.«

Statt mich anzusehen, wanderten seine Augen dabei nach dem Fenster; die Finger spielten ruhelos mit der Uhrkette. Ich wollte ihm noch eine Gelegenheit, die letzte, geben, sein Unrecht gegen mich gut zu machen.

»Hast Du keinen andern Grund für Deine Abreise?« fragte ich ihn.

»Welchen andern Grund sollte ich haben?« erwiderte er.

Ich kleidete das, was ich ihm zu sagen hatte, in noch deutlichere Worte: »Sage mir, Philipp, fängst Du an, zu wünschen, daß Du wieder frei wärest?«

Er brauchte wieder Ausreden. Ich versuchte es noch einmal, zum dritten und letzten Male., Fast legte ich ihm die Worte in den Mund.

»Es kommt mir vor, als wärest Du in letzter Zeit recht oft schlechter Laune gewesen,« sagte ich. »Du bist gar nicht eigentlich Du selbst gewesen. Ist das nicht die rechte Auslegung für die Veränderung, die ich in Dir wahrnehme?«

Seine Antwort lautete: »Ich fühlte mich in letzter Zeit nicht recht wohl.«

»Und das ist Alles.«

Darüber ließ sich nicht mehr sagen. Ich wandte mich um und ließ den modernen Judas allein in dem Gemach.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Familienereignisse, erzählt von Fräulein Gallenlanne.



Wenn sich irgend etwas Wichtiges ereignet, so ersuche ich Sie, es niederzuschreiben und mir zuzuschicken. Ich will auf der Stelle zu Ihnen kommen, sobald ich sehe, daß meine Anwesenheit nötig ist«, schrieben Sie mir in Ihrem letzten lieben Briefe.

Ich kann ihnen heute mittheilen, daß unser junger Mann wieder zur Vernunft gekommen ist, genau wie ich es voraussah. Philipps Liebe wird, von meinem Einfluß unterstützt, den Sieg davontragen. Lassen Sie uns nicht daran verzweifeln.

Ob Helene sicher weiß, daß sie ihren unseligen Einfluß auf Philipp verloren hat, kann ich nicht sagen. Es scheint mir kaum möglich, daß sie es schon sollte entdeckt haben. Dass Einzige, worüber ich sicher bin, ist, daß sie umhergeht wie ein böser Geist.

Philipp hat vernünftigerweise meinen Rath angenommen und übt einen frommen Betrug aus. Er will fort von der Abscheulichen, die ihn einmal verführt hat und ihn vielleicht nochmals verführen möchte, und dazu schützt er seine Londoner Freunde vor, die ihm mit ihrem Einfluß eine Stelle bei der Regierung verschaffen wollen. Die letzten Tage ist er nicht recht wohl gewesen, so daß die Ausführung unseres Planes aufgeschoben werden mußte.

Von Frau Tenbruggen erhielt ich ein Päckchen, das außer einem Brief an mich etwas enthielt, was wohl ein Hochzeitsgeschenk sein mag. Es ist sorgfältig versiegelt, fühlt sich nicht stärker an als ein gewöhnlicher Brief und ist mit einer Aufschrift versehen, die möglicherweise Ihr hochgebildeter Geist enträthseln könnte. Ich schreibe dieselbe wörtlich ab:

»In ein anderes Couvert zu stecken, an Herrn Dunboyne Senior in Percy's Privathotel zu adressieren und durch einen vertrauenswürdigen Boten am Hochzeitstage von Herrn Philipp Dunboyne und Fräulein Ines Gracedieu zu befördern. Bis dahin unter der Obhut von Fräulein Selina Gallenlaune.«

Wozu soll dieser geheimnißvolle Brief an Philipps Vater geschickt werden? Ich möchte wohl wissen, ob dieser Umstand Sie so befremdet wie mich,

Philipp ist leider krank. Wenn ich ihn frage, ob er Schmerzen hat, so antwortet er: »Es sind nicht gerade Schmerzen. Ich fühle mich, als sollte ich hinsinken. Manchmal leide ich an Schwindelanfällen; manchmal empfinde ich Durst und Uebelkeit.« Helene besteht darauf, ihn unter dein Beistande des Hausmädchens selbst zu pflegen. Wenn er morgen nicht besser ist, werde ich darauf bestehen, daß der Arzt geholt wird.

Er ist nicht besser, und er verlangt nach ärztlicher Hilfe. Helene scheint seine Krankheit gar nicht für bedeutend zu halten. Erst als Philipp darauf bestand, bequeme sie sich dazu, den Doktor holen zu lassen.

Zwei Tage sind darüber vergangen. Der Doktor hat zwei höchst merkwürdige Fragen an mich gerichtet.

Erstens fragte er, ob sich außer den Familiengliedern noch Jemand im Hause befände. Ich sagte, wir hätten keinen Gast im Hause. Danach wollte er

wissen, ob Herr Philipp Dunboyne mit Jemand in Feindschaft gerathen sei, seitdem er sich in unserer Stadt aufhalte. Ich sagte ihm, so viel mir bekannt sei, nein, und erlaubte mir die Frage, was er damit sagen wolle, Er erwiderte darauf, daß er noch ein paar weitere Fragen habe und mir morgen das Nähere mittheilen wolle.

— — — — —

Um Gotteswillen, kommen Sie so schnell Sie nur irgend können! Die ganze Last ist auf meine Schulter geworfen, und ich bin ihr absolut nicht gewachsen.

Ich empfing den Doktor heute im Wohnzimmer. Zu meiner Bestürzung wünschte er im Garten mit mir zu sprechen. Als ich nach dem Grunde fragte, antwortete er: »Ich kann keinen Lauscher an der Thür brauchen. Kommen Sie hinaus auf den Rasenplatz, wo wir sicher sind, daß uns Niemand behorcht.«

Als wir uns im Garten befanden, merkte er, daß ich zitterte.

»Nehmen Sie all Ihren Mut zusammen, Fräulein Gallenlaune,« sagte er. »Bei dem hilflosen Zustande, in dem der Prediger sich befindet, kann ich mit keinem Menschen außer Ihnen reden.«

Ich nahm mir die Freiheit, ihn an Helene zu erinnern, mit der er doch ebenso gut darüber sprechen könnte.

Er sah aus wie vom Donner gerührt, als ich ihren Namen nannte. Was er sagte, war nur: »Nein!« - Aber O! wenn Sie seine Stimme gehört hätten - und wie sanft und milde ist er sonst! - Sie hätten herausgeföhlt, wie ich, daß er Helene im Sinn hatte!

»Nun hören Sie mir zu,« fuhr er fort. »Alles und Jedes, was meine Kunst für Herrn Dunboyne thun kann, so lange ich an seinem Bette sitze, wird durch irgend Jemand zu Grunde gerichtet, wenn ich weg bin. Er ist heute schlechter, als ich ihn bis jetzt gesehen habe.«

»O, Herr Doktor, denken Sie, daß er sterben wird!?!«

»Unbedingt wird er sterben, wenn nicht die rechten Mittel angewandt werden, ihn zu retten, und das auf der Stelle. Es versucht Jemand, Herrn Dunboyne zu vergiften, und wenn Letzterer nicht aus diesem Hause weggeschafft wird, wird dem Jemand seine Absicht gelingen, Ueberreden Sie Herrn Dunboyne, daß er mit mir ins Krankenhaus kommt, wenn ich in einer Stunde wieder vorspreche.«

Bitte, bitte, kommen Sie mit dem ersten Zuge! Ich telegraphierte auch an den alten Herrn Dunboyne in seinem Londoner Hotel.

Durch kein Zureden ließ sich Philipp bewegen, in das Krankenhaus zu gehen. »Ich sterbe,« sagte er. »Wenn Sie Mitleiden mit mir haben, so lassen Sie Ines her rufen. Ich muß sie noch einmal sehen; ich muß aus ihrem eigenem Munde hören, daß sie mir vergeben hat, ehe ich sterbe.«

Ich zögerte, Es war zu schrecklich, Ines im selben Hause mit ihrer Schwester zu wissen. Ihr Leben war ja in Gefahr! Philipp heftete einen Blick auf mich, einen entsetzlichen, geisterhaften Blick. »Wenn Sie es mir abschlagen,« rief er wild, »so werde ich im Grabe keine Ruhe haben! Ich verfolge Sie bis an das Ende Ihres Lebens!«

»Sie soll erfahren, daß Sie krank sind,« antwortete ich und lief aus dem Zimmer, ehe er noch mehr sagen konnte.

Was ich versprochen hatte, zu schreiben, das schrieb ich. Sobald der Brief fertig war, schickte ich die Köchin in einer Droschke damit weg.

Etwa zwei Stunden später hörte ich den Wagen vor der Thür halten und lief hinaus, um sobald wie möglich zu hören, wie mein süßes Mädchen die Nachricht aufgenommen hatte. Gott stehe uns bei! Als ich die Thür aufmachte war die erste Person, die ich erblickte, Ines selbst!

Als ich Ines an der Thür traf, war sie bleich, ruhig und schweigsam. Kein Wort entfuhr ihr, als wir uns sahen, kein Wort, als sie mich in das nächstgelegene Zimmer führte. Erst nachdem wir die Thür hinter uns geschlossen hatten, fing sie zu sprechen an.

»Welches ist Philipps Zimmer?« fragte sie.

Ich zeigte nach dem hinteren Speisezimmer, das zu Philipps Schlafzimmer hergerichtet worden war.

»Wer ist jetzt bei ihm?« war die zweite wunderbare Frage, die das auffallend veränderte Mädchen an mich richtete.

»Maria hat augenblicklich die Pflege bei ihm. Sie hat viel dabei zu helfen,« war meine Antwort.

»Wo ist -?« Weiter kam Ines nicht. Ihr Athem ging schneller; die Farbe entwich aus ihren Wangen. Bei plötzlich auftretenden körperlichen Schmerzen hatte ich solche Veränderungen an Andern beobachtet. Ehe ich ihr zu Hilfe kommen konnte, erholte sie sich und fing ihren Satz noch einmal an: »Wo ist die andere Pflegerin?«

»Du meinst Helene?« sagte ich.

»Ich meine die Giftmischerin.«

Nach einer Pause fragte Ines:

»Darf ich Philipp sehen?«

Ein unwiderstehlicher Impuls zwang mich, der armen Ines zu sagen: »Ist das ein Umschlag, da Du doch bisher Dich stets weigertest, Philipp zu sehen!«

»Ist nicht in den Verhältnissen ein Umschlag eingetreten?« sagte sie traurig. »Ist er nicht krank und in Gefahr?«

Ich bat sie um Verzeihung. Ich hätte es nicht böse gemeint.

»Ich überließ ihn meiner Schwester,« fuhr sie fort, »als ich glaubte, sein Glück hänge von ihr, nicht von mir ab. Ich übernehme ihn wieder, wenn er der Gnade oder Ungnade einer Teufelin überlassen ist, die sein Leben bedroht. Komm, Selina, laß uns zu Philipp gehen!«

Sie schlug den Arm um mich und zwang mich, vom Stuhl aufzustehen. Ich ließ mich so leicht von ihr überreden, daß mir kaum eine Besorgnis kam, was Helene in ihrem Zorn und ihrer Eifersucht unternehmen möchte.

Ich hielt ihr die Thür auf, daß sie in Philipps Zimmer eintreten konnte. Sie beugte sich über den armen, bleichen, zitternden, leidenden Mann, umschlang ihn mit ihren Armen und legte sein Haupt an ihre Brust. »Mein Philipp!« Diese Worte murmelte sie in einem Kuß. Ich schloß die Thür und weinte mich herzlich aus.

Es vergingen kaum einige Minuten, da kam sie schon wieder aus dem Zimmer zurück. Maria wartete auf sie. »Ines sagte so ruhig wie immer: »Geh und rufe Fräulein Gracedieu!«

Das Mädchen sah sie an, und was es da bemerkte, erfüllte es mit Unruhe. Dennoch stieg sie die Treppe hinan, aber nur, um sogleich zurückzukehren und uns zu melden ihre junge Herrin komme bereits die Treppe hinunter.

Zu der Stille ringsum vernahmen wir das Rauschen von Helene's Kleide. Helene schritt um die Windung der Treppe, stand auf dem letzten Treppenabsatz ein wenig still und bemerkte nun ihre Schwester.

»Du hier?« sagte sie. »Was willst Du hier?«

Keine Antwort erfolgte. Helene setzte ihren Weg fort bis zur vorletzten Treppenstufe. Da hielt sie plötzlich an.

Ines Gesicht hatte sich furchtbar verändert.

Die Lippen waren hochgezogen und ließen die zusammengebissenen Zähne sehen. Ein brennendes Roth färbte ihr Gesicht. Das Haar auf ihrem Haupte richtete sich langsam in die Höhe.

Helene mußte all ihren Mut zusammengenommen und ihren Schreck besiegt haben. Ich hörte sie sprechen.

»Laß mich vorbei!«

»Nein!« sagte Ines langsam und fest, im Flüsterton. -

Helene rief noch einmal: »Laß mich vorbei; ich will nach Philipps Zimmer.«

»Du wirst nie wieder Philipps Zimmer betreten.«

»Wer sollte mich daran hindern?«

»Ich.«

Sie hatte bis zu Ende in dem langsamen, festen Flüsterton gesprochen. Jetzt aber bewegte sie sich. Sie setzte den Fuß auf die unterste Stufe. Ich sah aus ihren Augen fürchterliche Blitze in Helene's Gesicht zucken und hörte sie sagen?: »Giftmischerin, geh zurück in Dein Zimmer!«

Schweigend und schauernd schreckte Helene vor ihr zurück - im Bann gehalten durch die funkelnden Augen und die aufgehobene Hand, die ihr den Weg nach oben wies.

Langsam stieg Helene die Treppe hinan und war uns bald aus dem Gesicht verschwunden. Ines war in die Knie gesunken, still und schweigend, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Nach einiger Zeit erhob sie sich, wie beflügelt öffnete sie die Thür nach Philipps Zimmer und war verschwunden.

Während der Doktor Philipp beobachtete, waren ihm Symptome aufgefallen, die ihm verriethen, daß dem jungen Mann Digitalis in oft wiederholten Dosen eingegeben werde. Es war so selten, daß Vergiftungen mit dieser Medizin versucht wurden, daß er seinen Argwohn erst erhärten mußte, indem er bei allen Apothekern der Stadt die Runde machte und sich erkundigte, ob sie neuerdings Medikamente mit einer ungewöhnlich großen Dosis Digitalis bereitet hätten.

Im zweiten Laden schon, den er in dieser Weise heimsuchte, lachte der Apotheker bei seiner Frage und sagte: »Ei, Herr Doktor, haben Sie Ihr eigenes Rezept vergessen?« Demnächst wurde das fragliche Rezept verlangt und auch richtig vorgelegt. Mit Schreibschrift war auf dem Blatt angegeben; »Tinktur von Digitalis, eine Unze«, und unten prangte seine Unterschrift, nicht schlecht nachgeahmt, aber doch immer eine Nachahmung. Der Apotheker fragte den Arzt ob das nicht seine Unterschrift sei. Als ehrlicher Mann konnte der Gefragte ein Falsifikat nicht für seine rechtmäßige Unterschrift ausgehen. Demgemäß antwortete er der Wahrheit entsprechend und erkundigte sich, wer das Rezept abgegeben habe. Der Apotheker rief seinen Provisor herbei. »Sagten Sie mir nicht, Ihnen wäre die junge Dame von Ansehen bekannt, die dies Rezept gebracht hat?« - »Jawohl, ich kannte sie.« - »Sagten Sie nicht, es wäre Fräulein Helene Gracedieu?« - »Sie war es.« - »Sind Sie gewiß, daß Sie sich nicht in der Person getäuscht haben?« - »Ganz gewiß.« - Der Apotheker fügte hinzu: »Ich selbst verabfolgte die Digitalistinktur, und die junge Dame bezahlte sie und nahm sie mit. So, nun haben Sie all die Auskunft, die ich Ihnen darüber geben kann.«

Doktor Wellwood ging nach Hause und verhörte seinen Diener. Dem Manne war ein vor Kurzem abgestatteter Nachmittagsbesuch Fräulein Helene's wohl erinnerlich. Er hatte sie in das Wartezimmer geführt, von wo aus man in das Sprechzimmer gelangen konnte. Nach dem, was der Doktor bei seiner Nachhausekunft bemerkt hatte, mußte Helene im Sprechzimmer gewesen sein. Er hatte einige Rezepte schreiben wollen und sich gewundert, daß sein offen daliegenes Rezeptpapier so abgenommen hatte. Nach dem, was er gesehen, gehört und entdeckt hatte, kam er auf den Gedanken, seine

Bibliothek zu durchforschen. Er fand in einem Bande, der von Giften handelte, ein Blatt Papier als Buchzeichen liegen. Das an der Stelle behandelte Gift war Digitalis und das als Zeichen benutzte Papier eins von seinen Rezeptformularen.

Doktor Wellwood sagte zu mir, nachdem er mir das Vorstehende mitgeteilt hatte:

»Wenn Helene das Haus auf der Stelle verließ, dürfte sie der Schande entgehen, des versuchten Giftmordes angeklagt zu werden. Ist sie weg, so kann ich Philipps Leben stehen. Ich will Sie nicht gerade bestimmen, ihr eine Warnung zukommen zu lassen, denn das könnte leicht mit Gefahren für Sie verbunden sein; Ihnen als Familienmitglied kommt es zu, zu entscheiden, ob Sie sich in die Gefahr begeben wollen.«

Ich war vollkommen außer Stande, mir den Kopf mit Nachdenken zu zerbrechen, nahm ein Stück Papier und schrieb die Warnung darauf, die ich mündlich nicht zu geben wagte, - stieg die Treppe hinauf und öffnete die Thür zu Helene's Zimmer nur eben weit genug um die Hand hindurchzubringen, - worauf ich das Blatt Papier hineinwarf, die Thür zuschlug und die Treppe hinunterrannte.

Während ich auf Wache zu Hause blieb und die Thüren zu beiden Zimmern verschlossen hielt, ging Ines weg und ließ Philipps Medizin anfertigen. Als sie zurückkam, brachte sie einen Jungen mit, der einen tragbaren Kochapparat herschaffte. »So«, sagte sie, »Alles, was Philipp braucht und was wir brauchen, können wir uns nun selbst bereiten. Gib mir ein Stück Papier, daß ich das Nöthige aufschreiben kann.«

Sie schrieb eine Liste von unentbehrlichen Eßwaaren und Getränken auf und bat mich, sie selber einzuholen. Ich führte meinen Auftrag aus. Als ich zurückkam, fand ich die Verbindungsthür nach Philipps Zimmer nur eingeklinkt, nicht verschlossen. »Wir könnten ihn nun abwechselnd bedienen,« sagte sie, »ohne eine der Thüren nach dem Vorsaal aufzumachen. In der Nacht können wir uns gegenseitig ablösen, und Jede von uns kann im großen Armstuhl im Speisezimmer so viel Schlaf genießen als sie braucht.«

Am nächsten Tage brachte die Post einen Brief an Philipp von seinem Vater, Daraus war zu entnehmen, daß Herr Dunboyne nach Irland zurückgekehrt sei. Wäre Philipp bereits verheirathet, so müsse sein Vater ihn allerdings einem Leben in vornehmer Armut mit Helene Gracedieu überlassen. Habe er sich die Sache besser überlegt, so erwarte ihn ein herzliches Willkommen.

Als der Arzt an diesem Tage kam und in Philipps Zustand eine Besserung fand, war er zufrieden. Am Tage daraus hatte die Besserung Fortschritte gemacht. Er redete freundlich, fast dankbar mit Ines. Vom Krankenhaus, als dem einzig sichern Zufluchtsort, war nicht mehr die Rede.

Am nächsten Tage früh am Nachmittage kam ein junger Mann mit einem Billett an Helene. Es sollte ihr auf der Stelle gegeben werden, und eine Antwort wurde nicht erwartet.

Doktor Wellwood, der sich zur gewohnten Stunde nach Philipp umsehen wollte, traf Maria mit dem Brief und sagte: »Lassen Sie mich einmal einen Blick auf die Adresse werfen. Aha, Unheil! Hören Sie, Mädchen, wenn Sie dem Fräulein dies Billett geben, so versuchen Sie, ob Sie sie nicht beobachten können, wenn sie es liest; dann kommen Sie hier herein und sagen mir, was Sie gesehen haben.«

Nachdem Maria zurückgekehrt war, fragte er sie sogleich, was sie so lange oben gemacht habe.

Offenbar hatte das Mädchen etwas auf dem Herzen, was ihm ein Gefühl großer Wichtigkeit verlieh. Es sagte:

»Bitte, Herr Doktor, lassen Sie mich's auf meine eigene Weise erzählen. Als Fräulein Helene den Brief öffnete und las, wurde sie so weiß wie der Kalk an

der Wand, dann ging sie ein paar Mal im Zimmer auf und ab, und dann sah sie mich an und lächelte dazu, - aber, Fräulein, ich kann nur sagen, das war ein Lächeln, daß mir eine Gänsehaut den Rücken hinunter lief. Ich versuchte, aus der Thür zu kommen; sie hielt mich zurück. Sie sagt: Wo ist Fräulein Ines? Ausgegangen, sage ich. Ist Jemand im Wohnzimmer? sagt sie. Ich sage; Nein, Fräulein. Sie sagt: Sage Fräulein Gallenlaune, ich müßte Sie sprechen, und ich würde im Wohnzimmer auf sie warten. So war's, genau jede Silbe und wenn ein armes Dienstmädchen seine Meinung sagen darf, so muß ich sagen, mir gefällt die ganze Geschichte nicht.«

Der Doktor schickte Maria weg. »Was sie auch hat,« sagte er zu mir, »Sie müssen gehen und es hören.«

Als ich Helenes Wohnzimmer betrat stand Sie am Kamin, den Ellbogen auf den Sims gestützt, das Haupt in der Hand. Ich blieb in der Thür stehen und wartete auf das, was sie mir zu sagen hatte. In dieser Stellung konnte ich ihr Gesicht nur im Profil sehen. Es war ein geisterhaftes Gesicht.

Ohne alle Einleitung brach sie mit dem hervor, was sie sich vorgenommen hatte, zu sagen: »Ich kann die Dinge so nicht länger mit ansehen. Bis jetzt hat die Scheu vor einem öffentlichen Skandal mir den Mund gestopft; aber es war ein Unrecht, daß ich's that. Philipps Leben ist in Gefahr. Ich vergesse meine Pflicht gegen meinen Verlobten, wenn ich mich noch länger von ihm trennen lasse. Oeffnen Sie unverzüglich die verschlossenen Thüren. Sie, die Helfershelferin und sie, die Schändliche, die Sie anleitet, sollen es bereuen bis an Ihr Lebensende.«

Meine Antwort lautete »Ich verstehe Sie nicht.«

Helene fuhr fort:

»Ich habe Ines aus Philipps Leben verdrängt. Früher war sie mit ihm verlobt, jetzt bin ich es. Es ist ihr fester Entschluß, daß es zwischen uns nie zur Heirath kommen soll. Er wird daran zu Grunde gehen, wenn ich mich noch länger passiv verhalte, wenn ich sie nicht wie eine giftige Schlange unter die Füße trete. Wer holt seine Arznei? Sie. Wer kocht seine Speisen? Sie. Die Thüren sind verschlossen. Die Dienstboten werden zu keiner Dienstleistung bei ihm zugelassen. Ueberlassen Sie ihn wieder meiner Pflege, oder, so schrecklich es ist, die eigene Schwester anzuklagen, ich sehe mich genöthigt, die Hilfe der Gerichte in Anspruch zu nehmen.«

Ich hatte keine Furcht mehr vor ihr. Dicht an ihren Standort trat ich heran und rief ihr zu: »Wessen, in Gottes Namen, klagen Sie Ihre Schwester an?«

; »Ich klage sie an, Philipp Dunboyne vergiften zu wollen.«

Ich eilte aus dem Zimmer. Fast kopfüber stürzte ich die Treppe hinunter. Der Doktor hörte mich und rannte mir in der Vorhalle entgegen.

Er zog mich in das Speisezimmer. Es befand sich darin Wein, den er Philipp verordnet hatte, Er nötigte mich, ein Glas davon zu trinken. Der Wein durchströmte mich wie Feuer; er befähigte mich zu sprechen. »Nun erzählen Sie mir,« sagte er, »was hat sie gewollt?«

»Sie erhebt eine gräßliche Anklage gegen Ines,« war meine Antwort,

»Wessen beschuldigt sie sie?«

Ich erzählte ihm, was sich oben zugetragen hatte. In seinem Gesicht war eine Wuth ausgedrückt, die mir die Worte von den Lippen verschlang. Er riß seinen Hut von dem Tische im Vorsaal.

»Was wollen Sie thun?« fragte ich ihn.

»Meine Pflicht!«

Er war aus dem Hause, ehe ich ein Wort weiter sagen konnte.

Letzte Periode.
Kämpfe und Siege der Familie.
Erzählt vom Direktor.«

Fünzigstes Kapitel.



wei Monate vergingen - ehe ich von der Gicht geplagt, im Stande war, Ines und Fräulein Gallenlaune persönlich mit Rath und Hilfe beizustehen.

In der Zwischenzeit versorgte die gute, treue Selina mich mit regelmäßigen Mittheilungen.

Als Doktor Wellwood in Zorn und Hast von Fräulein Gallenlaune wegging, beschloß er, den Schritt zu thun, den er als Mensch und Freund bis dahin zu vermeiden gesucht hatte. Jetzt war keine Zeit mehr, vor einer Bloßstellung zurückzuschrecken. Die einzige Hoffnung, Helene's rachsüchtigen Plänen erfolgreich zu begegnen, lag darin daß man ihr mit der Anklage zuvorkam, die Sie gegen Ines und Fräulein Gallenlaune geschmiedet hatte. Der Doktor gab also den ganzen schrecklichen Fall dem Gerichte an, von seinem ersten Argwohn und der Bestätigung selben bis zu Helene's grauenhaften Versuch, ihre eigene Schuld auf ihre unschuldige Schwester zu wälzen. Das Gericht war auch von der ernsten Natur des ihm so vorgelegten Falles derartig durchdrungen, das es nicht anstand, den Verhaftsbefehl sofort zu erlassen.

Helene wurde verhaftet, als sie sich zu einem Ausgang ankleidete. Ihre Ruhe wurde keinen Augenblick erschüttert. »Ich wollte mich auf den Weg machen,« sagt sie. ganz kühl, »um meine Aussagen vor Gericht niederzulegen- Je eher das gesagt wird, was ich zu sagen ha um so besser.«

Das Bestreben der schamlosen Person, den gegen die arme Ines umzudrehen -, wurde leicht genug durch die Zeugenaussagen vereitelt.

Der Vertheidiger nahm seine Zuflucht zu einem oft angewandten Mittel: er bestritt die Identität seiner Klientin mit der jungen Dame, die das Gift aus der Apotheke geholt hatte.

Andere unwesentliche Behauptungen, die dem gleichen Zwecke dienen sollten, schlossen. sich daran Glücklicherweise war die Verfolgung der Sache kompetenten Hände anvertraut. Bis auf einen einzigen konnte die Vertheidigung keinen nennenswerthen Entlastungszeugen herbeischaffen.

Der Apotheker erklärte mit der unumstößlichen Bestimmtheit, daß Helene die Dame sei, die jene Arznei habe anfertigen lassen. Sein Provisor allerdings suchte die Identität der Dame mit Helene Gracedieu als zweifelhaft - hinzustellen - wie man sich zuflüsterte, in der bewußten Absicht, der jungen Dame einen wichtigen Dienst zu leisten. Dagegen beschwor ein angesehener Kaufmann, daß er genau in dem Augenblicke an dem Laden des Apothekers vorbeigegangen sei, als Helene mit einer Arzneiflasche in der Hand aus demselben herausgetreten sei. Der Doktor und sein Diener wurden einem strengen Kreuzverhör unterworfen. Verschiedenes unter ihren Aussagen wurde unerwartet bekräftigt durch das Tagebuch der Gefangenen, das währenddem aufgefunden und dem Gerichtshof vorgelegt worden war. Genug und mehr als genug war aufgefunden worden, um den Fall zum Austrage bringen zu können, und die öffentliche Gerichtsverhandlung gegen Helene Gracedieu wurde für die nächste Schwurgerichtsperiode anberaumt.

Etwa eine Woche nach dieser Verhandlung kam ich in der Stadt an.

Die Gefangene war überwiesen, für schuldig erklärt, dann aber der Milde des Gerichtshofes anempfohlen worden, theils um ihrer Jugend willen, theils als ein Ausfluß von Sympathie und Respekt für ihren unglücklichen Vater. So wurde ihr denn ein mildes Urtheil gesprochen - zwei Jahre Gefängnis. Helene beharrte in Ihrem Lügengewebe bis an's Ende, beteuerte mit fester Stimme ihre Unschuld und kehrte aus dem Gerichtssaal in das Gefängnis zurück, ohne fremde Hilfe nötig zu haben.

Sobald das Thema der Gerichtsverhandlung glücklich erschöpft war, war meine erste Erkundigung nach Ines, Ines hatte ihr Amt als Erzieherin auf der Farm wieder angetreten. Natürlich erkundigte ich mich nun nach Philipp.

Während Philipp sich auf dem Wege zu ihm befand, war der ältere Herr Dunboyne plötzlich gestorben. Nach dem Begräbnis wurde das Testament eröffnet. (Es war erst Wenige Tage vor dem Tode des Erblassers gemacht worden, und die Klausel, die sein ganzes Besitztum auf seinen Sohn vererbte, wurde durch den Ausdruck einer tiefen väterlichen wohlthuender zu Herzen gehen mußte, als sie ihm gerade zu einer Zeit zuzug, in der er besonders trostbedürftig war.

»Geht Philipp auf eine Trennung von Ines fragte ich. »Bleibt er in Irland?«

»Er wäre der Letzte, der das thun könnte, der arme Mensch! Morgen oder übermorgen wird er hier sein. Als ich das letzte Mal an ihn schrieb,« fuhr Fräulein Gallenlaune fort, »sprach ich ihm gegenüber die Hoffnung aus, Sie bald hier bei uns zu sehen. Wenn Sie uns nicht beistehen und Ines ins Gewissen reden, so begeht der unglückliche Mann irgend einen verzweifelten Schritt.«

»Was ich thun kann, Fräulein Gallenlaune, das will ich von Herzen gern thun. Ist es denn wirklich möglich, daß Ines sich weigern kann, ihn zu heirathen, nachdem sie ihm das Leben gerettet hat?«

»Gedulden Sie sich ein wenig, Herr Direktor; lassen Sie sich die Geschichte von Philipp selbst erzählen. Würde ich das versuchen, so müßte ich doch nur weinen, und Thränen haben wir neuerdings in diesem Hause genug gehabt.«

Da ich vorläufig weiter keine Auskunft erlangen konnte, begab ich mich nach oben in das Zimmer des Predigers.

Er saß in seinen Lieblingsstuhl am Fenster und war eifrig mit Stricken beschäftigt! Sein Wächter, ein gutherziger, geduldiger Mensch, war in jüngeren Jahren Matrose gewesen und hatte Pastor Gracedieu den Gebrauch der Stricknadeln gelehrt. »Sie sehen, es unterhält ihn,« sagte er theilnehmend. »Seine gefallenen Maschen und dergleichen darf man nicht bemerken; er bildet sich ein, ihm käme in der ganzen Welt Niemand im Stricken gleich. Sehen Sie nur, wie beharrlich er dabei ist.« In der That fesselte seine Beschäftigung ihn derartig, daß ich ihn zweimal anreden mußte, ehe er nur einen Blick für mich übrig hatte. »Kennen Sie einen alten Freund nicht mehr?« sagte ich. Er lächelte und nickte und wiederholte die letzten Worte: »Ja ja, einen alten Freund.« Es war nur zu augenscheinlich, daß er nicht die leiseste Erinnerung an mich hatte.

— — — — —

Als Philipp kam, freute er sich so sehr, mich zu sehen, daß er mir die Hand drückte, als wären wir unzertrennliche Jugendspielen gewesen.

»Erinnern Sie sich noch, wie Sie mir gut zugeredet haben, als ich Sie in London besuchte?« fragte er. »So oft ich mir Ihre Worte wiederhole - aber vielleicht wissen Sie sie gar nicht mehr? Sie sagten: »Wäre ich so jung wie Sie, so würde ich nicht verzweifeln.« Nun, diesen Ausdruck habe ich mir wieder und immer wieder vorgebetet, wohl an hundertmal. Wenn Ines auf irgend einen Menschen hört, so sind Sie es. Dies ist der erste glückliche

Augenblick, den ich seit Wochen gehabt habe.«

»Nun, Herr Dunboyne,« sagte ich, »nach Fräulein Gallenlaune's Anweisung habe ich auf Sie gewartet, um über die Lage der Dinge aufgeklärt zu werden. Zwischen Ihnen und Ines stimmt nicht Alles. Was ist vorgefallen, und wer trägt die Schuld daran?«

»Ihre nichtswürdige Schwester ist schuld daran,« lautete seine Antwort. »Die Schlange war entschlossen, uns zu stechen, und sie hat es gethan! Sie hat es fertig bekommen, nachdem mir Ines das Leben gerettet, nachdem sie willens war, meine Frau zu werden! Ich versuchte, Ines zu überzeugen, daß sie mit der Schande ihrer Schwester nichts mehr werde zu thun haben, wenn sie meinen Namen trüge,« sagte er, »ich versprach ihr, sie weit von England hinweg zu führen, unter Leute, die niemals von ihrer Schwester gehört hätten; Fräulein Gallenlaune hat ihren Einfluß angewandt, um mir zu helfen - Alles war umsonst. Für uns ist keine Hoffnung mehr außer Sie. Um Gotteswillen, besuchen Sie sie auf dem Oute!«

»Sie können sich darauf verlassen, daß ich sie auf dem Gute besuchen werde,« sagte ich. »Ich werde heute an Ines schreiben und morgen meinem Briefe folgen.«

(Schluß.)



Am nächsten Tage fuhr ich nach der Farm hinüber. Auf Philipps dringende Bitten gestattete ich dem jungen Manne, mich zu begleiten, unter der einen Bedingung, daß er im Wagen wartete, während ich in das Haus hineinging.

Ines lief mir entgegen, als wäre sie meine Tochter, sie küßte mich, als wäre sie meine Tochter, sie blickte so liebevoll zu mir empor, als wäre sie meine Tochter.

Nachdem sie mir ihren Dank für meinen Besuch ausgesprochen hatte, fragte sie mich plötzlich: »Haben Sie Philipp gesehen?«

Ich handelte über alle Maßen unbedacht - gestand, daß er sich draußen in meinem Wagen befinde. Ehe ich mir Vorwürfe machen konnte, fuhr ich in dem fort, was ich ihr zu sagen hatte? »Mein Kind, ich weiß was für ein Opfer Sie gebracht haben, und ich würde Ihre Skrupel achten, wenn Sie die geringste Ursache dazu hätten?«

»Die geringste Ursache?« Sie wurde bei diesen Worten sehr bleich.

Mir kam ein Einfall. Ich klingelte nach einem Dienstmädchen, das ich an den Wagen schickte, um Philipp herbeizurufen.

Als Beide zugegen waren, stand ich zwischen denselben nahm Ines' Hand in die meine und legte meine Hand auf Philipps Schulter.

»Ich bin gekommen, um Sie Beide glücklich zu machen,« sagte ich ohne Umschweife. »Ich bin im Stande, das einzige Hindernis Ihrer Verheirathung aus den Wege zu räumen, und ich will es thun.

»Theure Ines! Helene's Schande geht Sie nicht mehr an als mich. Sie sind nicht ihre Schwester; ihr Vater ist nicht Ihr Vater, ihre Mutter war nicht die Ihrige. Ich war zugegen, als Sie als ein unmündiges Kindlein durch die väterliche Güte des Predigers Gracedieu adoptiert wurden. Ich erkläre Ihnen Beiden »auf mein Ehrenwort, daß dies die lautere Wahrheit ist.«

Wie sie es aufnahmen, kann ich nicht sagen, ich ließ sie allein im Zimmer zurück.

Einundfünfzigstes Kapitel.



uf Ines' Bitte wurde die Hochzeit noch hinausgeschoben, um den Vater des Bräutigams zu ehren.

Als die Zeit des Aufschubs vorüber war, einigten wir uns darüber, daß die Trauung nach regelrechtem Aufgebot in der Kirche derjenigen Vorstadt London stattfinden sollte, in der mein Haus sich befindet. Fräulein Gallenlaune war Brautjungfer und ich trat an die Stelle des nächsten Verwandten, der die Braut wegzugeben hatte.

Nach der Hochzeit reisten sie ab, um die Flitterwochen in einem ruhigen Plätzchen an der See zu verleben.

Ehe die Woche zu Ende war, bekam ich Nachrichten von Fräulein Gallenlaune, die zu dem Prediger zurückgekehrt war.

Frau Tenbruggen war wieder auf der Bildfläche erschienen! Sie hatte von Paris aus an Fräulein Gallenlaune geschrieben, daß sie vom Tode des alten Herrn Dunboyne gehört habe und jetzt den Brief wiederzuhaben wünsche, den sie ihm an Philipps und Ines' Hochzeitstage zugedacht hatte. Es thut mir nur leid, daß Fräulein Gallenlaune den Brief zurückgeschickt hatte, ohne mich erst um Rath zu fragen. Frau Tenbruggen hatte sich entschlossen, ihr Geschäft in England weiter fortzusetzen.

Einige Tage darauf empfing ich einen reizenden Brief von Philipp und Ines, die mich daran erinnerten, daß ich sie an der See hatte besuchen wollen. Mein Zimmer wäre in Bereitschaft; ich sollte nur einen Tag bestimmen. Ich war gerade damit beschäftigt, meine Antwort zu schreiben, als ein verhängnisvoller Umstand eintrat. Mein Diener meldete »eine Dame« - und Auge in Auge stand ich Frau Tenbruggen gegenüber!

»Ich habe von Selina Alles erfahren,« sagte sie, »Philipps Verheirathung mit Ines - natürlich werde ich ihnen einen Gratulationsbesuch abstatten - und die Katastrophe mit Helene Gracedieu. Das war doch hochdramatisch!«

Unvermittelt fuhr Frau Tenbruggen fort: »Herr Direktor, ich habe Sie durchschaut!«

»Darf ich fragen, inwiefern?« -

»Als ich damals rieth, welches von den beiden Mädchen das adoptierte sei, und dabei falsch rieth, da bestärkten Sie mich absichtlich in meinem Irrthum. Das war ja sehr schlaue; aber Sie trieben die Sache zu weit. Von dem Augenblick an war ich ängstlich, ob ich mich auch nicht geirrt habe. Was sagen Sie zu Low Laues, mein sehr werthgeschätzter Herr? Eine hinreißende alte Kirche. Mein Anwalt hat das Kirchenbuch nachgeschlagen, und das genaue Datum von Helene's Geburt verschaffte mir endlich Gewißheit. Ich weiß so gut wie Sie, daß Philipp das adoptierte Kind geheirathet hat. Er hat eine Schwiegermama, die am Galgen gebaumelt hat, und, mehr noch, er hat auch von Seiten seines seligen Vaters die Ehre, mit der Mörderin durch Heirath verschwägert zu sein - sie ist seine rechtmäßige Tante.«

Schrecken und Aerger beraubten mich meiner Geistesgegenwart, Thöricht genug sagte ich: »Wie haben Sie das herausgebracht?«

»Erinnern Sie sich nicht mehr, wie ich das Kind ins Gefängnis brachte? Wie ich schon damals erwähnte, war mir der Vater desselben ein lieber, hochgeschätzter Freund. Kein Mensch in der Welt war so geeignet, mir zu erzählen, wer die Schwester seiner Frau geheirathet habe, wie er. Wäre diese Dame am Leben geblieben, so wäre mir die Sorge für das Kind übertragen

worden. Haben Sie sonst noch ein paar Fragen?»

»Nur noch eine. Wird Philipp das Alles erfahren?»

»O, pfui doch! Ich will es nicht in Abrede stellen, daß Philipp mich bei einer Gelegenheit gröblich beleidigt hat und daß Philipps verstorbener Vater mich gleichfalls bis auf's Blut verwundet hat. Aber Mama Tenbruggen ist eine gute Christin. Sie vergilt Böses mit Gutem und würde um Alles in der Welt das eheliche Glück der jungen Dunboyne's nicht stören wollen.«

In dem Augenblick, als das Weib glücklich aus dem Hause war, telegraphierte ich an Philipp und kündigte ihm an, er möge mich noch am selben Abend erwarten. Mit dem letzten Abendzug kam ich gerade noch mit und verzehrte an dem Tage meine Abendmahlzeit in Gesellschaft der beiden harmlosen jungen Menschen - mit dem störenden Bewusstsein, daß ich den Gatten vorbereiten müsse auf den Schlag, der ihm drohte.

Am nächsten Morgen machte ich einen Spaziergang am Strande und Ines gesellte sich zu mir. Da wagte ich es, ihr die ganze Wahrheit zu sagen. Als ich geendigt hatte, trat eine Stille zwischen uns ein, die mich mit Besorgnis erfüllte. Auch dies ging vorüber.

Plötzlich machte sie sich von mir los und wollte mich verlassen. Ich fragte sie, was sie vorhabe.

»Philipp Alles zu erzählen,« war ihre Antwort,

Als ich meinen Spaziergang beendet hatte und mich nach Hause begab, wartete sie vor der Thür auf mich.

»Ist's geschehen?» sagte ich.

»Es ist geschehen,« gab sie zur Antwort.

»Was sagte er?»

»Er sagte: Mein Liebling, wenn es möglich wäre, daß ich Dich noch lieber gewinnen könnte, als ich Dich schon habe, so wäre das jetzt eingetreten.«

Nachschrift.



Im Verlaufe des nämlichen Tages kam noch Frau Tenbruggen, um ihre Glückwünsche darzubringen, Sie bat Philipp um eine kurze Unterredung unter vier Augen. Wie eine Katze mit Fleiß und Sorgfalt ihre Vorbereitungen trifft, wenn sie eine Maus tödten will, so hatte diese menschliche Katze alle Vorbereitungen seit lange mit peinlichster Umsicht getroffen, um Philipps Glück zu morden. Ihm thaten ihre Zähne und ihre Krallen kein Leid. In ihrem Erstaunen darüber äußerte sie: »Es muß Sie schon Jemand mit der Sache bekannt gemacht haben. »Jawohl,« war Philipps ruhige Antwort, »meine Frau.«

Prediger Gracedieu quälte sich noch einige Monate hin. Eines Morgens sagte er zu Ines: »Ich muß Dir doch einmal das Stricken zeigen. Setze Dich hierher und sieh zu, wie ich es mache.« Sanft fielen ihm die Hände in den Schooß. Allmählich sank sein Kopf auf ihre Schulter. Sie konnte nur eben noch die hingehauchten Worte verstehn; »Wie süß ist es zu schlafen!« Nie hat der Tod seine schreckliche Arbeit linder gethan.

Unser junges Paar lebt jetzt auf der väterlichen Besitzung in Irland. Ueber ihre häuslichen Angelegenheiten waltet Fräulein Gallenlaune als unumschränkte Herrscherin. Ich bin noch kräftig genug, um meine Herbstferien in diesem gemütlichem Heim zuzubringen.

Dann und wann beschäftigt meine Erinnerung sich mit Helene Gracedieu,

Als sie ihre Strafe abgebußt hatte, verließ sie das Gefängnis so unbemerkt, daß sich nicht einmal ihre Spur verfolgen ließ. Einige Monate darauf empfing Fräulein Gallenlaune eine illustrierte Zeitschrift aus den Vereinigten Staaten. Sie zeigte mir eins der Porträts in derselben,

»Erkennen Sie das berühmte Original?« fragte sie mit besonderer Betonung der letzten beiden Worte. Ich erkannte Helene. »Jetzt lesen Sie ihren neuen Titel,« fuhr Fräulein Gallenlaune fort.

Ich las: »Ihre Hochwürdigsten Fräulein Gracedieu.«

Eine biographische Notiz folgte; ich will einen Auszug daraus machen: »Diese geistig hervorragende Dame, die einstmals das beklagenswerte Opfer einer irregeführten Rechtspflege war, ist jetzt die berühmte Leiterin einer neuen Gemeinde: Priesterin der reinen Vernunft.«

-Ende-